UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Karl Lamprecht,
Deutsche Geschichte.

Übersicht der Einteilung des Gesamtwerks.

Abteilung und Inhalt	Band	Der ganzen Reihe Band	Buch	Zahl der Kapitel in den Büchern	Zäsur-Abschnitte
A. Hauptwerk.					
I. Urzeit und Mittelalter.	1.	I.	1. 2. 3. 4.	2. 3. 2. 3.	Einleitung.
	2.	II.	5. 6. 7.	3. 4. 3.	
Symbolisches, typisches und konventionelles Zeitalter.	3.	III.	8. 9. 10.	3. 4. 3.	Einleitung.
	4.	IV.	11. 12. 13.	3. 4. 3.	
II. Neuzeit.	1, 1. 2.	V, 1. 2.	14. 15. 16.	4. 4. 4.	Einleitung.
Individuelles Zeitalter.	2.	VI.	17. 18.	4. 4.	
	3, 1. 2.	VII, 1. 2.	19. 20. 21.	4. 4. 4.	
III. Neueste Zeit.	1, 1. 2.	VIII, 1. 2.	22.	5.	Einleitung.
Subjektives Zeitalter, erste Periode.	2.	IX.	23.	5.	
	3.	X.	24.	5.	
	4, 1. 2.	XI, 1. 2.	25.	5.	Schluß.
Registerband.	—	XII.	—	—	—
B. Ergänzungswerk.					
Jüngste Vergangenheit.	1.	—	1. 2. 3. 4.	6. 6. 6. 6.	Einleitg., Umschau.
Subjektives Zeitalter, Anfänge der zweiten Periode.	2, 1. 2.	—	5. 6. 7. 8.	6. 6. 6. 6.	Umschau, Schluß.

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Der ganzen Reihe elfter Band.

Erste Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1908.

2390

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Dritte Abteilung:

Neueste Zeit.

Zeitalter des subjektiven Seelenlebens.

Vierter Band.

Erste Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1908.

9 45-23
15/1/09

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Fünfundzwanzigstes Buch.

Erstes Kapitel. Erster Kampf alter und neuer Weltanschauung in Kirche und Staat; vom Ende der dreißiger bis über die Mitte der fünfziger Jahre.

Seite

I. Die kirchlichen Bewegungen und ihr Ausgang, bis 1846 . . . . . 3—50

Einleitung in die Grundfragen der kirchlichen und politischen Geschichte bis Mitte und Ausgang der fünfziger Jahre.

1. Die katholische Kirche. Wiederbelebung des Papsttums und der Gesellschaft Jesu im 19. Jahrhundert. Christkatholische und episkopalistische Strömungen in Deutschland bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Anfänge einer papal-klerikalen Partei auf deutschem Boden. Konkordate und Zirkumskriptionsbullen der Kurie in Deutschland. Unterdrückung des Episkopalismus und der selbständigen deutsch-katholischen Theologie. Die Praxis der gemischten Ehen und der Streit um sie; Gefangensetzung der Erzbischöfe von Köln und Posen. Erregung der Klerikalen; Nachgiebigkeit Preußens. Zunahme der klerikalen Strömung in den vierziger Jahren.

2. Die evangelische Kirche. Verfassungsversprechungen von 1813 in Preußen. Union und Agendenstreit. Strafbehandlung der Altlutherischen in Schlesien. Entwicklung freier Strömungen seit Mitte der dreißiger Jahre. Neue Versuche, eine Verfassung zu begründen. Scheitern gemeinsamer Auseinandersetzungen der freien, vermittelnden und orthodoxen Richtung, Scheitern der Verfassungsversuche.

II. Politische Revolutionen in den Einzelstaaten 51—84

Einführung in die Sonderfragen der politischen Entwicklung bis zur Mitte der vierziger Jahre; demokratischer

Seite

Subjektivismus, Konservatismus und Liberalismus; Durchbildung der politischen Opposition des Liberalismus, ihre Verquickung mit der Einheitsbewegung.

Politische Gärung vor 1848. Reformversuche in Preußen, Vereinigter Landtag: ihr Scheitern. Revolution und Sonderbundkrieg in der Schweiz; Schicksal Neuenburgs. Aufstände und Revolutionen in den kleineren Staaten des Deutschen Bundes. Revolution in Preußen: Berliner Märztage; Ministerium der rettenden Tat; Durchbildung der Verfassung. Revolution in Österreich: Vorgänge in Ungarn, Böhmen, Wien; italienische und ungarische Schwierigkeiten und ihre Unterdrückung; Thronwechsel, Reichstag von Kremsier, zentralistische Verfassung.

III. Unglücklicher Verlauf der Einheitsbewegung 85—131

1. Die nationale Einheitsbewegung. Vorereignisse der Frankfurter Nationalversammlung; bis zum 18. Mai 1848. Konstituierung der Nationalversammlung, Begründung einer provisorischen Zentralgewalt; 18. Mai bis 12. Juli 1848. Ohnmacht der Zentralgewalt. Frankfurter Septembergreuel. Verhältnis der Nationalversammlung zu Preußen, verhüllter Bruch mit Österreich. Die Frage nach dem Reichsoberhaupt, Wahl des Königs von Preußen. Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV., Zerfall der Nationalversammlung, letzte revolutionäre Zuckungen.

2. Die diplomatische Einheitsbewegung seitens Preußens. Stimmungen nach der Revolutionszeit, Ergebnisse der Einheitsbewegung, erste Versuche der Regelung der deutschen Verhältnisse durch Österreich und Preußen. Dreikönigsbund und preußische Union, bis April 1850. Versuch Österreichs zur Wiederbelebung des Bundestages, Preußens Schwanken. Niederlage Preußens in der kurhessischen Angelegenheit. Preußen und Schleswig-Holstein. Warschau und Olmütz, Ende Oktober bis Ende November 1850.

IV. Die Zeit der Reaktion, bis 1858 und 1859. . . . 132—141

Politischer Pessimismus. Tätigkeit des erneuten Bundestages; Stärkung des Adels in den kleineren norddeutschen Territorien. Reaktion in Österreich, Ergebnisse für den Staat und die Aristokratie. Politische Reaktion in Preußen, Sieg des Junkertums. Kirchliche Reaktion vornehmlich im preußischen Protestantismus, politische Macht der Orthodoxie. Unfruchtbarkeit der Jahre der Reaktion.

Zweites Kapitel. Fortentwicklung des Seelenlebens der ersten subjektivistischen Periode zu vollstem Realismus. Verfallserscheinungen. Vorspiel einer neuen, zweiten Periode subjektivistischen Seelenlebens.

Seite

I. Die Durchbildung der Natur- und Geisteswissenschaften . . . . . 142—189

1. Die Naturwissenschaften: Zug des entwickelten Realismus zur wissenschaftlichen Betätigung überhaupt. Rationalisierung und Mechanisierung der Naturwissenschaften: Physik; biologische Wissenschaften (Zeit vor Entdeckung der Bedeutung der Zelle; die Zelle als Komponente des organischen Lebens; Entstehung der Arten; Darwins Erklärung dieser Entstehung); Chemie (Ausbau der Atomtheorie der alten anorganischen Chemie; Sprengung dieser Theorie wesentlich durch Aufkommen der organischen Chemie; neue mechanische Atomistik der Strukturlehre; Stereochemie). Zusammenfassung der Haupterscheinungen der Entwicklung.

2. Die Geisteswissenschaften. Entwicklung der angewandten Geisteswissenschaften, besonders der Rechtswissenschaft. Humanistisches Gymnasium und klassische Philologie. Die Geschichtswissenschaft als führende Disziplin der reinen Geisteswissenschaften: Verfall der frühsubjektivistisch-romantischen Strömungen; Politisch-historische Schule; Verengerung des Gesichtskreises, Entstehung des antiquarischen Historismus.

II. Das Schicksal der Phantasietätigkeit . . . . . 190—293

Gemeinsamer genetischer, nicht schon evolutionistischer Charakter der Natur- und Geisteswissenschaften; Herrschaft eines rationalistischen Intellektualismus.

1. Schicksal der bildenden Kunst. Malerei: Fortdauer alter Strömungen, vornehmlich in der Wandmalerei; rascheste Entwicklung auf dem Gebiete der Griffelkunst, besonders bezeichnend in der Karikatur. Historienbild und historisch begrenzter Kolorismus in England, Frankreich, Belgien; Einflüsse dieser Länder und eigenständige Entwicklung in Düsseldorf, Berlin, München. Einfluß des inhaltlichen und koloristischen Historismus auf Landschaftsmalerei, Sittenbild und Bildnis. Volle Entwicklung und Verfall des Historismus: großes Geschichtsbild und geschichtliches Sittenbild; letzte koloristische Konsequenzen (Makart, Max). Architektur, Kunstgewerbe, Bildnerei: Fortdauer alter Strömungen aus klassizistischer Antike und romantischer

Seite

Gotik; Strömungen einer erneuerten Renaissance, Ausgang in die Zeiten des Impressionismus.

2. Die Kunst der Erzählung. Die Vorperiode des Realismus: militärische, bäuerliche, ethnographische Skizze und Erzählung; primitiver historischer Roman, Einwirkung von Scott, Willibald Alexis (Hering). Erste Entwicklung der realistischen Skizze und kürzeren Erzählung: Einfluß des Auslandes und der verschiedenartigen heimischen Umwelt; Skizze und Novelle; die Dorfnovelle (Auerbach); die vollendete realistische Novelle (Keller, Storm, Heyse). Volle Entwicklung der realistischen Skizze, Gegenwartroman: Entstehung des zeitgeschichtlichen Romans; der große Gegenwartsroman des Nebeneinanders (Gutzkow, Auerbach, Freytag); der subjektive Gegenwartsroman (Keller, Raabe, Vischer, Spielhagen); der Thesen- und Feuilletonroman. Der geschichtliche Roman: referierende Gattung (die Mühlbach, Brachvogel, Dahn; Reteliffe, Samarow; Scheffel, Ebers, Eckstein); ideengeschichtliche Gattung (Laube, Frenzel, Rodenberg); kulturgeschichtliche Gattung (Meinhold, [Riehl], Freytag, Hausrath); subjektivistische Gattung (Jensen, Raabe, C. F. Meyer).

3. Schicksal der hohen darstellenden Phantasietätigkeit. Das Drama: Handlungsdrama, Tendenz- und Thesenstück, Schauspiel und Lustspiel. Die Lyrik und Epik. Die Musik: Instrumentalmusik, Große Oper und Operette.

III. Weltanschauung und Sittlichkeit . . . . . 294—324

Mechanische Naturwissenschaft und Philosophie. Der primitive naturwissenschaftliche Materialismus: Vogt, Moleschott, Büchner. Der geistes-, insbesondere geschichtswissenschaftliche Materialismus: Feuerbach, Marx und Engels. Der naturwissenschaftliche Materialismus nach Darwin: Haeckel. Der Pessimismus: Vorbereitung in der seelischen Entwicklung und in den politischen Strömungen der Zeit, Schopenhauer, von Hartmann. Praktischer Materialismus und Pessimismus: Herkunft und Zusammenhang mit der Philosophie, Durchbildung in Weltanschauung und Leben, Wirkung auf die Sitte, insbesondere auf Ehe und Frauenwelt.

IV. Wirtschaftliche und soziale Anfänge einer neuen Zeit . . . . . 325—358

Einseitigkeit des für den Gesamtverlauf der fünfziger bis siebziger Jahre bisher gezeichneten Bildes; gleichzeitige

Anfänge einer neuen, zweiten Periode des Subjektivismus. Besondere Bedeutung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung innerhalb dieser Anfänge schon für die politische Geschichte der fünfziger bis achtziger Jahre.

Skizze der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung vornehmlich der vierziger bis siebziger Jahre. Allgemeines. Entwicklung des platten Landes; Stellung besonders des agrarischen Großunternehmens (Junkertum und hoher Adel). Entwicklung der bürgerlichen Unternehmung: Industrie (Textilindustrie, schwere und chemische Industrie, allgemeiner Verlauf), Handel und Verkehrswesen. Ausgestaltung der bürgerlichen Gesellschaftsschichten: Philister, Gebildete; Bildung einer bürgerlichen Aristokratie der Unternehmung, deren Charakter und Einfluß auf die Fortentwicklung vornehmlich der politischen Zustände.

Fünfundzwanzigstes Buch.

Erstes Kapitel.

Erster Kampf alter und neuer Weltanschauung in Kirche und Staat; vom Ende der dreißiger bis über die Mitte der fünfziger Jahre.

I.

Unsere Erzählung hat in den letzten drei Bänden eine Entwicklung von außerordentlicher Reinheit der Umrisse und höchstem inhaltlichen Interesse durchmessen: einen Zeitraum, auf dessen Verlauf die Nation allen Grund hat, stolz zu sein. Von geringen Anfängen, aus wirtschaftlich leise zu Höherem befruchteten bürgerlichen Kreisen, doch auch den reineren Sympathien des Adels und der Fürsten nicht fern, hatte sich in ihnen eine Kultur umfangreichster und gewaltigster geistiger Werte erhoben, welcher Dichtung und Kunst, Wissenschaft und Weltanschauung in gleicher Weise angehörten. Und diese Kultur hatte es bei einer abstrakten und äußerlich tatenlosen Betrachtung der Welt nicht bewenden lassen. Sie hatte Forderungen für ein neues praktisches Dasein der Einzelpersönlichkeit aufgestellt, die in zahlreichen Erziehungsversuchen und in einer schließlich mit Erfolg durchgesetzten Reform des elementaren wie des mittleren und höheren Schulwesens Ausdruck fanden, und sie hatte auch schon die Grundlinien eines neuen Staates ins Auge gefaßt; und schmerzlichste Erfahrungen in den äußeren Schicksalen der Nation hatten dazu geführt, daß wenigstens die Hindernisse für einen neuen Aufbau, wie sie die noch bestehenden Trümmerstücke früheren gesellschaftlichen und Verfassungslebens darboten, zum größeren Teile hinweggeräumt worden waren.

Allein inzwischen waren Jahrzehnte heraufgezogen, in denen der höchste und reinste Aufschwung der ersten Periode subjektivistischer Kultur verflog. Ein neuer Bereich von ästhetischen Werten war gefunden, ein neuer Kodex von intellektuellen Wahrheiten und sittlichen Forderungen war geahnt worden: jetzt galt es den breiten Ausbau dieser neuen Kultur im einzelnen, und er konnte nur im geduldigen Eingehen auf das einzelne, in der trockenen Rationalisierung vieler Enthusiasmen, in der Einführung von höchsten Idealen in die Wirklichkeit erfolgen.

Lag da nicht die Gefahr nahe, daß der Spiritus schließlich zum Teufel ging und das Phlegma blieb? Schon die dreißiger und vierziger Jahre durchzieht es in dieser Richtung wie eine bange Ahnung; in den fünfziger und sechziger Jahren stehen sogar die Zeitgenossen selbst schon unter dem Eindruck, daß sie Epigonen seien: offenkundig treten Schlußerscheinungen, wenn man will Verfallserscheinungen der großen Zeiten der Väter, Großväter und Ahnen zutage. Und es gewährt zunächst einen geringen Trost, daß sich im Wirtschaftsleben und in Anfängen sozialer Umbildung sowie in vereinzelten Früherscheinungen auch geistiger Art schon die Vorboten einer neuen, höheren subjektivistischen Periode, des Lebens der heutigen Gegenwart, zu zeigen beginnen.

Ist dies die allgemeine kulturgeschichtliche Ansicht der vierziger bis sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß sich bis zu ihnen hin die Kultur der ersten Periode des Subjektivismus noch keineswegs ausgelebt hatte. Ja es lag in ihrem Wesen, daß sie eigentlich erst jetzt allen gleich sichtbar hervortrat und auch der Umwelt der europäischen Völker sich aufdrängte. Der fast einzigartige Umstand, daß die Periode mit der Schöpfung alsbald höchster geistiger, vornehmlich phantasiereicher Werte begonnen hatte, führte dazu, daß die Durchbildung ihrer Ergebnisse für das öffentliche Wesen, ja für die materielle Kultur überhaupt, für wirtschaftliche, soziale Entwicklung und Staat sehr lange auf sich warten ließ: so lange, daß sie eigentlich erst in den Verfallszeiten voll lebendig wurde. Und so erhielten denn die

vierziger bis siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts in der Geschichte der Nation ein merkwürdiges Gesicht, ja fast einen Januskopf: die geistige Kultur geriet in herbstliche, wenn nicht in Winterszeiten einschlummernden Absterbens; in Politik und Volkswirtschaft dagegen grünte und sproßte es auf und erschienen erst gleichsam Keime und Früchte noch einmal jener Gedanken, die auf geistigem Gebiete schon der Vernichtung entgegeneilten. Das gab denn freilich der ganzen Zeit etwas wunderlich Zwiespältiges und all ihrem Tun etwas von Willkür, wie es z. B. in der Tatsache zum Ausdruck gelangt, daß die Reichsverfassung von 1871 weithin Fürsorge für die Entwicklung der materiellen Kultur der Nation traf, dagegen eine Fürsorge für deren geistige Güter fast gänzlich vermissen ließ.

Aber in dieser Zwiespältigkeit beruht doch zugleich auch die Größe der Epoche. Gewiß ist sie in dem, was sie von der Kultur des absterbenden frühen Subjektivismus nun in konkrete politische, rechtliche, soziale Formen bringt, in hohem Grade einseitig; Forderungen eines schon beginnenden höheren Denkens und Fühlens werden von ihr auf praktischem Gebiete abgewiesen: was haben darunter schöpferische Geister wie Hebbel und Wagner, was in gewissem Sinne selbst Politiker wie Bismarck zu leiden gehabt!

Aber in dieser Einseitigkeit ist sie doch auch wiederum energisch und wird in dieser Energie nicht bloß durch Prinzipientreue gegenüber wohldefinierten Idealen, sondern auch schon durch die Forderungen und Lebenserrungenschaften des höheren Formen entgegeneilenden neuen Wirtschaftslebens unterstützt; und so entbehrt sie auch in dem, was sie als Mandatarin gleichsam all des gewaltigen Tatendranges und der Programmfreudigkeit der vorhergehenden Geschlechter durchführt, nicht eines lebendigen Interesses, das weit über die rein historische Wißbegier hinausleitet, wie sie sich vornehmlich allerdings ihren geistigen Verfallserscheinungen zuwenden mag.

Nach alledem liegt es in der Natur der Dinge, daß unsere Erzählung sich in diesem Bande gewiß zunächst mit den teilweise seltsamen Vorgängen des Seelenlebens namentlich der

fünfziger und sechziger Jahre zu beschäftigen haben wird, in denen der Abschluß der Entwicklung der ersten subjektivistischen Periode zutage trat; ein langes Kapitel, das zweite, wird diesen Dingen gewidmet sein. Allein daneben wird nicht minder freudig von den Vorgängen gesprochen werden, in denen die Zeit sozusagen die Testamentsvollstreckerin der Wünsche und Ziele früherer Jahrzehnte seit Mitte des 18. Jahrhunderts war, in denen sie praktisch und immer praktischer durchsetzte, was diese Zeit namentlich auf politischem Gebiete nur geahnt und gewollt hatte; und in diesem Zusammenhange wird auch der beträchtlichen Mitarbeit eingehend gedacht werden, die das neu emportauchende Wirtschaftsleben der zweiten Periode des Subjektivismus schon zur Entbindung dieser politischen Ideale geleistet hat.

Soll freilich diese politische Entwicklung zu tieferem Verständnis gebracht werden, so bedarf es zunächst einer kurzen Übersicht über das, was für ihre Einleitung und Ingangsetzung schon vorher, in den früheren Entwicklungsstufen der ersten subjektivistischen Periode gethan worden war. Denn diese Anfänge bildeten ja, da sie der Zeit fest eingefügt waren, recht eigentlich die Vorbedingung für alles weitere Schaffen.

In diesem Zusammenhange, der hier zunächst einmal mit groben und darum leicht im Gedächtnis haftenden Linien gezeichnet werden soll, ist nun das Wesentliche, daß, wenn wir einmal das Ende der dreißiger Jahre als Anfang des allgemein zu praktischem Tun übergehenden politischen Lebens setzen, vor dieser Zeit eigentlich Durchschlagendes nur im Hinwegräumen älterer Zustände, in der Herstellung gleichsam einer Tabula rasa für einen neuen Aufbau, geleistet worden war. Da erschien zunächst auf weltlichem Gebiete Wesentliches zustande gebracht durch die Steinschen Reformen und schon vorher durch die subjektivistischen Anfänge der Staatsverwaltung in den absolutistischen Territorien wie durch die schweren Schläge der Napoleonischen Fremdherrschaft, wie sie vor allem im Reichsdeputationshauptschluß zu verfassungsgeschichtlichem Ausdrucke gelangt waren. Gewiß war damit noch nicht die völlige Zertrümmerung des mittelalterlichen Staates

und des ihm zugrunde liegenden Wirtschafts- und Gesellschaftslebens erreicht worden, ganz abgesehen davon, daß die Wirkungen aller dieser Vorgänge doch partikular waren und im Verlaufe der ersten Hälfte des Jahrhunderts vielfach Abschwächungen erfuhren. Aber doch stand um 1840 fest, daß in den Einzelstaaten das Verhältnis der Untertanen zu den Fürsten immer mehr ein staatsbürgerliches wurde; daß in den patrimonialen Verhältnissen, soweit sie nicht gänzlich aufgehoben waren, an Stelle mehr privatrechtlicher Willkür die Strenge eines öffentlichen Zustandes einzog; und daß für die Volkswirtschaft jene subjektivistische Freiheit ungehinderten Wettbewerbes gewonnen war, die nicht nur zu völlig veränderten, ja fast ganz neuen Formen eines Wirtschaftslebens der Unternehmung führen mußte, sondern auch alle Kraft zur Zertrümmerung der alten sozialen Verhältnisse in sich trug.

Waren damit auf weltlichem Gebiete alle nächsten Forderungen einer Liquidation des Alten, soweit sie aus Grundprinzipien des Subjektivismus abgeleitet werden konnten, erfüllt oder ihre Erfüllung wenigstens eingeleitet, so standen die Dinge auf geistlichem Gebiete anders. Da hatte der große Umsturz der Napoleonischen Zeit allerdings die geistlichen Territorien mit weggerissen. Allein an eine Stellung der Kirchen nur auf sich, wie wir uns heute ausdrücken würden, an eine Trennung von Kirche und Staat, dachte niemand. Und doch erscheint diese Trennung als eine der selbstverständlichsten Folgen und Folgerungen aus dem subjektivistischen Grundsatze der Gewissensfreiheit und der Pflicht jedes einzelnen zur Bildung einer persönlichen Weltanschauung. Denn es ist klar, daß eine solche Freiheit und Pflicht in Zeiten augenscheinlich stark divergierender Veranlagungen der Einzelpersonen nur zu Sektenbildung, vielleicht unter generellem Festhalten einiger allgemeinster Weltanschauungsgrundsätze, führen kann; und das Beispiel Englands wie der Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigt, daß eine solche Entwicklung sich sehr wohl mit Autorität und Ordnung verträgt.

Nun waren zu einer solchen Entwicklung auch in Deutsch-

land während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts völlig genügende Grundlagen gebildet worden: schon hatte sich eine allgemeine Überzeugung eingestellt, die die Forderungen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als für die Erringung persönlichen Glaubens ziemlich unbedingt notwendig, weil in der Zeit gegeben, behandelte: so etwa, wie seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts in Amerika eine mindestens unitarische Auffassung des Christentums als gemeinsame Grundlage aller Sektenbildung festgehalten wird. Allein die weiter notwendigen Zeitbedingungen für eine subjektivistische Fortentwicklung der christlich-kirchlichen Institutionen hatten sich nicht entfaltet. Und so gelang es nur besonders entschiedenen Überzeugungen, wie etwa denen der Herrnhuter, auch wohl der Altlutherischen, zur Sektenbildung vorzudringen, während ein großer Teil der freieren individuellen Überzeugungen in den Schoß halbweltlicher Geheimgesellschaften, z. B. der Freimaurer, flüchtete und das Gros der Bevölkerung den alten Kirchen treu blieb.

Fragt man, welche Momente diesen keineswegs konsequenten Verlauf bedingt haben, so läßt sich gewiß viel Äußerliches anführen: auf katholischer Seite die Existenz von geistlichen Staaten noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, in denen Staat und Kirche selbstverständlich unlösbar verquickt waren; bei den Evangelischen die nicht minder augenscheinliche Verbindung von Landesfürstentum und Summepiskopat: und auf beiden Seiten daraus hervorgehend namentlich auch ein Durcheinander staatlicher und kirchlicher Finanzansprüche, dessen Liquidation die allergrößten Schwierigkeiten damals geschaffen haben und selbst heute noch verursachen würde. Allein darüber hinaus waren es doch namentlich auch innere Hindernisse, die der Trennung von Kirche und Staat entgegenstanden. Die Zahl derjenigen, die für den Gedanken der Trennung reif waren, war auch noch in den vierziger Jahren außerordentlich gering. Immer wieder muß in diesem Zusammenhange bedacht werden, daß die neue Kultur des Subjektivismus zunächst nur kleine Kreise ergriffen hatte, daß sie eigentlich erst infolge und mit der Romantik populär geworden war. Nun wissen wir aber, wie es das Schicksal eben

der entscheidenden Romantiker war, aus extremem Subjektivismus in die gebundenen Formen eines Christentums zurückzuverfallen, dem nur die alten Kirchen, ja eigentlich nur die Verfassungsformen der ältesten Kirche, der katholischen, Genüge tun konnten. Wie hätten sie sich da für die Trennung von Staat und Kirche bis zu dem Grade begeistern können, deren praktische Durchführung zu fordern? In ihren Kreisen und in den aus ihnen hervorgehenden Kreisen des Konservatismus allenthalben, des papal-katholischen wie des orthodox-pietistisch-evangelischen, hielt man vielmehr so sehr an der innigen Verquickung von Staat und Kirche fest, daß beinahe mittelalterliche Formen politischen Denkens überhaupt erhalten blieben; und an eine Liquidation der Verbindung von Kirche und Staat war auch nicht im entferntesten zu denken.

Man muß sich diesen Zustand aufs eingehendste vergegenwärtigen, will man zu einem wirklichen Verständnisse der politischen Vorgänge der vierziger bis achtziger Jahre, vor allem auch zu einer vorurteilsfreien Beurteilung des Konservatismus dieser Zeit, gleichviel welcher Observanz, gelangen. Kirchliche und staatliche Verhältnisse gingen im Bewußtsein der Zeitgenossen noch völlig untrennbar durcheinander; in diesem wichtigsten aller Punkte einer subjektivistischen Regelung der öffentlichen Verhältnisse hatte jede Liquidation des Mittelalters, mochte sie sonst auch noch so weit gegangen sein, versagt.

Die nächste Konsequenz aus dieser Lage ist für unsere Erzählung natürlich die, daß in dem Zusammenhange der äußeren Ereignisse, mit denen sich dieser Band beschäftigen wird, niemals politische und kirchliche Vorgänge und Motive voneinander getrennt werden dürfen: denn geschähe es, so würde das eine Vergewaltigung der Epoche bedeuten. Und so kann denn keinesfalls bloß die politische Revolution von 1848 und die Gründung des Reiches im Jahre 1871 in Betracht gezogen werden; neben ihnen verlangen auch die kirchlichen Streitigkeiten und Versuche kirchlicher Verfassungsbildung in Katholizismus und Protestantismus um 1840 und der Kulturkampf der siebziger und achtziger Jahre, der, wie wir sehen werden, in Wesen und Verlauf noch

der ersten Periode des Subjektivismus angehört, ihre vollste Berücksichtigung.

Verfährt man nun nach dieser Weisung, wie sie einer allseitigen Betrachtung des Stoffes alsbald von selbst entfließt, so würde sich etwa folgender Aufbau der Erzählung ergeben.

Zu beginnen wäre mit den kirchlichen Regungen der dreißiger und vierziger Jahre: denn diese liegen früher als die staatlichen. Und wir wissen schon, wie energisch sie durch oppositionelle und reaktionäre Strömungen vorbereitet waren, die unmittelbar dem geistigen Leben des Klassizismus und der Romantik erflossen. Da hatten auf protestantischem Boden pietistische und orthodoxe Neigungen um sich gegriffen: Ausdrucksformen tieferer Frömmigkeit und hierarchischer Gelüste: und hatten die einfache Fortbildung der Gemeindeverfassung zu den höheren selbständigen Formen einer Synodalverfassung verhindert. Da waren weiter auf katholischem Gebiete die ersten Anfänge des Klerikalismus wahrzunehmen gewesen, noch teilweise papal und vor allem noch romantisch-aristokratischen Charakters; aber neben ihnen hatte sich der demokratische Zug der Zeit schließlich in ersten gewaltigen volkstümlichen Kundgebungen, den Prozessionen zum heiligen Rock nach Trier und anderem ausgewirkt. Und gegen diese vielgestaltigen Durchbildungen des Alten war der liberale Subjektivismus aufgetreten, hatte, vornehmlich fruchtbar auf protestantischem Gebiete, das Dogma angegriffen und es in einer Linie von Heerrufern und Kämpfern von Laube bis Gutzkow und von Strauß bis Feuerbach zu zerstören geglaubt: und dem waren in den dreißiger und vierziger Jahren Sektenbildungen und Bildungen „freier Gemeinden" gefolgt, während der Katholizismus in dem Widerhall, den die Lehren von Hermes und Günther erfuhren, ähnliches erlebte, ja in den vierziger Jahren auch ihm die Bildung freier Gemeinden nicht erspart blieb.

Drängte das nicht alles, wenn nicht zur Sprengung, so doch zur zeitgemäßen Regelung der alten kirchlichen Verfassungsformen — und zwar, bei dem engen Verhältnis zwischen Kirche und Staat, unter Heranziehung des Staates? Früh organisierte

sich unter diesen Umständen die von allen diesen Anzeichen besonders bedrohte katholische Kirche neu; es geschah noch in romantisch-restaurativer Zeit unter Abschluß von Konkordaten zwischen der Kurie und den verschiedenen, auch protestantischen Staatsbildungen auf deutschem Boden, und daher dermaßen konservativ, daß den Staaten sehr rasch, bei leisester Fortentwicklung in subjektivistischem Sinne, Anlaß zum Einschreiten gegen den Katholizismus gegeben war. Und so wurde die Zeit denn durch kirchenpolitische Kämpfe eröffnet. Aber wir werden sehen, wie der Staat in ihnen besiegt wurde — und wie siegend über ihn hinweg sich in der katholischen Kirche eine immer demokratischere Strömung des Klerikalismus, eine katholische Laienherrschaft der unteren Massen und damit der religiös noch halb mittelalterlich empfindenden Kreise erhob.

Aber in gleicher Zeit fast legten die religiös-kirchlichen Angriffe auch der evangelischen Kirche mindestens einen Verfassungsausbau im subjektivistischen Sinne nahe, der dann, bei dem engen Verhältnis der Kirche zum Staate, nur von dem größten protestantischen Staatswesen, Preußen, ausgehen konnte. Wir werden jedoch erleben, wie diese Entwicklung ohne eigentliche Frucht in sich versank, und im Protestantismus, im Gegensatze zur katholischen Kirche, eine reaktionäre Orthodoxie der Geistlichkeit zu triumphieren begann.

Inzwischen hatte sich aber auch auf staatlichem Gebiete der Ansturm des neuen subjektiven Geisteslebens erhoben: nun endlich ins praktische Leben eingreifend hatten sich konservative wie liberale Neigungen in gleicher Weise in der Forderung eines neuen organischen Staates als Ausdruckes des neuen Seelenlebens zusammengefunden. Allein in der weiteren Entwicklung der staatlichen Möglichkeiten hatte dann der Liberalismus als die durch das Geranke alter Traditionen minder behinderte Form des politischen Denkens die Führung übernommen; und während sich in ihm infolge des Widerstandes der herrschenden staatlichen Gewalten immer radikalere Schattierungen von Vorstellung zu Forderung entwickelten, hatte ihn die enge Verquickung mit der nationalen Einheitsidee, deren

seit Ende der dreißiger Jahre machtvoll wachsendes Anschwellen ebenso grundlegenden Eigenschaften des Subjektivismus überhaupt wie auch schon praktischen Bedürfnissen des leise beginnenden neuen Wirtschaftslebens verdankt wurde, zu einer Stärke und Lebenskraft erhoben, die ihn recht eigentlich erst mit der Vollmacht zu den tiefgreifendsten Forderungen ausstattete. Und diesem Verlaufe entrang sich dann als etwas ganz Selbstverständliches die Revolution von 1848 in den Einzelstaaten und die Einheitsbewegung der Jahre 1848 und 1849 bis zur Aufstellung einer unitarischen Verfassung.

Allein man weiß, was diese frühen Blütenträume welken ließ. Es war keineswegs bloß das noch vielfach Unreife der Forderungen — ist doch aus der Verfassung der Paulskirche die des neuen Reiches ohne allzustarke Umbiegungen hervorgegangen. Es war auch nicht bloß der gewiß noch vielfach unpraktische Sinn, in dem sie gefunden und formuliert wurden. Im tiefsten Grunde hat vielmehr der konfessionelle Gegensatz geschadet, der maßgebend wurde für die Unsicherheit, mit der man ein staatsrechtliches Oberhaupt für die neue Einheit teils in Österreich, teils in Preußen suchte: bitter rächte sich, daß die Behandlung der kirchlichen Fragen im Grunde noch keineswegs von der der staatlichen getrennt war.

Dabei lag es in der Natur der Dinge, daß ein subjektivistischer Staatsaufbau am ehesten von der protestantischen, der geistig jüngeren Macht, von Preußen erwartet wurde. Und in aller Gedächtnis ist, wie Preußen diese Erwartung schließlich auf diplomatischem und militärischem Wege, aber anfangs doch wesentlich von Lebensbedürfnissen des eigenen Staatswesens aus und darum im Schlußkapitel seines Handelns fast widerwillig vorgehend, gerechtfertigt hat. So entstand das neue, das kleindeutsche Reich.

Allein war es die vollendete Einheitsbildung der Nation? Schon der einfache statistische Überblick über Zahl und Sitz der Deutschen zwingt zu unbedingter Verneinung der Frage. Und selbst die militärischen und diplomatischen Einzelheiten der Lage unmittelbar nach 1870 und 1871 ließen sie nicht mit

ja beantworten. So suchte der Gründer des neuen Reiches, Fürst Bismarck, sehr bald den engsten Anschluß an Österreich; und erst mit jenem Augenblicke, da er vollendet war, schien diejenige politische Kombination erreicht, die dem Bedürfnisse der Zeitgenossen Genüge tat und auch die fernere Entwicklung bis zur Gegenwart beherrscht hat.

Konnten nun aber mit der äußeren Zusammenschweißung der nationalen Einheit, so vollkommen oder unvollkommen sie gelungen sein mochte, zugleich auch die subjektivistischen Bedürfnisse des inneren Staatsausbaues befriedigt werden? Es ist eine Frage, deren nicht ganz leichte Beantwortung uns in Pausen des Nachdenkens während der folgenden Erzählung immer und immer wieder beschäftigen wird.

Eins jedenfalls war sicher: der der Einheit verderbliche politische Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus als Trägern von kirchlichen Verfassungsbildungen, die in die Staatsverfassungen eingefügt waren, erschien mitnichten beseitigt. Und so war an sich schon klar, daß seine Lösung im neuen Reiche alsbald versucht werden mußte. Es geschah innerhalb der protestantischen Kirche durch neue Verfassungsreformen, in denen das Ideal freier Kirchenbildung wohl mehr durchschimmerte als früher, aber keineswegs schon erreicht wurde. Immerhin aber waren die Vorgänge dieser Umbildung derart, daß sich in ihnen schon ein höheres Ziel der Zukunft abzuspiegeln begann: und so gehört ihre Darstellung nicht mehr der Erzählung des Verlaufes der ersten subjektivistischen Periode, sondern der späterer Zeiten an.

Ein anderes Verhältnis ergab sich für die katholische Kirche. Kein Zweifel: indem die Kaiserkrone des neuen Reiches an Preußen fiel, war der Katholizismus, auch ganz abgesehen von den Empfindungen und Erfahrungen der römischen Kurie, der Besiegte. Und so suchte er sich der Einordnung in die neuen Verhältnisse zu erwehren, falls ihm nicht eine besondere Selbständigkeitsstellung bewilligt würde. Es war der tiefste Anlaß des Kulturkampfes, der insofern seinen Namen verdiente, als die Anerkennung der papal-katholischen Bestrebungen zugleich den vollen Sieg der

antisubjektiven, mithin der kulturell reaktionären Elemente bedeutet haben würde: statt zu einem vielleicht notwendigen Gegengewicht gegen einen allzuraschen Ablauf des nationalen Seelenlebens nach vorwärts würden sie sich zur bestimmenden Triebkraft dieses Lebens haben aufschwingen wollen. Was aber war des Kulturkampfes Ausgang? Gelang es wirklich, das tiefste Problem zu lösen, den Staat freizustellen von irgendwie legitimen, verfassungsmäßig garantierten Einflüssen der katholischen Kirche? Gewiß: die Tatsache, daß alle Konkordatspolitik aufgegeben wurde, daß die Grenzen zwischen Kirche und Staat von diesem und seinen Organen selbständig abgesteckt wurden, bedeutete einen großen Schritt hin nach diesem Ziele. Aber erreicht wurde es keineswegs. Noch sind in dieser Richtung die wichtigsten aller Maßregeln erst zu ergreifen; noch wird einmal die Nation der Frage der staatskirchlichen Liquidation ganz anders, als bisher, entgegenblicken müssen. Für ihre außerordentliche Wichtigkeit aber mag es gleichsam symbolisch sprechen, daß die Zeit der nationalen Einheitsbewegung unter dem Bestande der alten Verquickung staatlicher und kirchlicher Interessen durch eine wesentlich kirchengeschichtliche Epoche, die Vorgänge Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre, eingeleitet, wie durch eine wesentlich kirchengeschichtliche Epoche, die des Kulturkampfes, geschlossen wurde: so stark haben in jenen gar nicht so lange vergangenen Zeiten, den Jahren unserer Väter und Großväter, noch nichtstaatliche Motive in den politischen Ausbau des nationalen Staates und seiner Teilstaaten eingegriffen.

* * *

In den Tagen, da Napoleon die traurige Fahrt nach Elba antrat, bewegte sich auch ein anderer Zug sehr abweichenden Charakters nach Süden. Am 24. Mai 1814 zog der vielgeprüfte, liebenswerte Papst Pius VII. nach langer Gefangenschaft wieder in Rom ein. Es harrte seiner dabei der freudigste Empfang; selbst die Protestanten in Rom betrieben die Er-

richtung eines Denkmals, das die Wiederherstellung des Papsttums verewigen sollte[1].

Und nun wurde Rom, vor allem für Deutsche, zum erlesensten Orte romantischer und klassischer Pilgerfahrten. Hierhin wiesen die Spuren Goethes; hier wuchsen philologisch- und archäologisch-gelehrte Interessen auf; hier folgte jetzt auf den weichen Canova der nordisch strengere und sich dennoch den Formen der südlichen Körperwelt anschmiegende Thorwaldsen und erstand damit für Söhne des Nordens auch ein Interesse an moderner Plastik; hier wurden die konvertierten Nazarener Overbeck, Schadow, Veit, Riepenhausen durch Cornelius und seine Gefolgsleute in mancher Hinsicht überholt: es hieß die Bildung einer deutschen Malerschule im Bannkreis der ewigen Stadt: ein deutsch-römisches Leben von hoher geistiger Intensität erhob sich.

Und ihm wie dem Besuche des Papstes strebten auch die deutschen Fürsten zu. Wer erinnert sich nicht der prächtigen Künstlerzeit des späteren Königs Ludwigs I. von Bayern! Aber auch der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, der preußische und der dänische Kronprinz erschienen, und bald wurde Rom auch noch zum Exilsort vertriebener Herrscher: die spanischen wie die sardinischen Könige und die Napoleoniden fanden in Rom in gleicher Weise Unterschlupf.

So erschien denn die Stadt fast wie eine geschichtliche Rüstkammer Europas: verrostetes politisches Gewaffen, künstlerische Reliquien, uralte geistliche Ansprüche bildeten ihren romantischen Hausrat; unmittelbar schien man hier Vergangenheit zu atmen: und daran, daß diese Vergangenheit auf kirchlichem Gebiete noch einmal Gegenwart werden könne, dachte niemand, am wenigsten Protestanten wie Niebuhr und Ranke.

[1] Von der folgenden Darstellung wie ihren Fortsetzungen in diesem Bande ist im Juli 1902 schon zur Konstituierung des Textes einiger Abschnitte in der zweiten Hälfte des zweiten Ergänzungsbandes („Zur jüngsten deutschen Vergangenheit"), der 1904 erschienen ist, Gebrauch gemacht worden. Diese Abschnitte werden in einer künftigen definitiven Bearbeitung der Ergänzungsbände dort wegfallen.

Doch erschien es unter diesen Umständen von vornherein als gleichsam selbstverständlich, daß das päpstliche Regiment archaisch war: hätte es anders angemutet, so würde es dem Genius loci widersprochen, die Illusionen der frommen Laienpilger gestört haben. Trotz aller angeblichen Reformen des klugen Kardinals Consalvi, wie sie dem Kirchenstaat äußerlich den Charakter des absolutistischen französischen Beamtenstaates von Napoleons Gnaden verliehen, und wie sie Ranke in verschönenden Farben geschildert hat, blieb es bei der alten geistlichen Regierung des Landes, bei Verpachtung aller Staatsfunktionen bis auf die Ernährung der Gefangenen und bei dem Brigantenwesen in den Abruzzen, in den Albanischen Bergen, ja in Rom selbst, sowie bei allen den Folgen, welche der Bestand einer zahlreichen weiberlos regierenden Kaste für das bürgerliche Leben mit sich zu bringen pflegt.

Aber es erstanden auch die alten Kardinalskongregationen von neuem, wurden Index und Inquisition wieder lebendig. So erging schon 1815 ein Verbot gegen politische Bücher, darunter auch Alfieris patriotische Gedichte, so erhoben sich durch ein einziges Edikt 1824 Mönchs- und 622 Nonnenklöster von neuem. Und kein Zweifel konnte sich halten, daß die Kurie die alte geblieben war trotz des sanften Wesens des ersten Restaurationspapstes. Wie an ihm, so bestätigte es sich an den folgenden, sehr verschieden gearteten Charakteren auf dem Stuhl Petri, daß die Politik der Kurie auf tausendjährigen, grundsätzlich festgelegten Geleisen daherfährt, gegenüber deren Zwang eine wechselnde Zügelführung nur nebensächliche Bedeutung hat.

Wie falsch war man also in den Kreisen der europäischen Regierungen berichtet, wenn man die klare Aufstellung der alten papalen Ziele durch die angeblich ohnmächtigen Statthalter Christi in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dahin auslegte, diese müßten nun einmal an dem alten Kurialstil festhalten: im Grunde aber sei das bloße Floskel und nicht eben ernst gemeint. Diese Fiktion ermöglichte es den Päpsten, ohne jede Störung das alte Ideal der römischen Politik zum Vortrag zu bringen: den Anspruch einer geistlichen Herrschaft,

ja schließlich eines geistlichen Absolutismus unfehlbarer Art über alle Seelen des Erdkreises, getaufte wie ungetaufte, katholische wie protestantische.

Von diesem Standpunkte aus verbot schon Pius VII. alle geheimen Verbindungen gegen die katholische Kirche; darunter auch die Bibelgesellschaften; ja, er stand nicht an, diese als „eine Pest" zu bezeichnen, als „gottlose Machinationen der Neuerer, als eine schlaue Erfindung, um die Fundamente der Religion selbst zum Wanken zu bringen, als eine neue Art von Unkraut, das der Feind gesät hat". Und sein Nachfolger Leo XII. nahm im Jahre 1824 diesen Vorwurf auf, indem er die Bibel in der Volkssprache eine tödliche Weide, eine gottlose Erfindung schalt, die vermittels verkehrter Auslegung zu einem Evangelium des Teufels werde. Derselbe Papst schlug zugleich ungewöhnlich herbe Töne gegen jede Art von Häresie an: in einem Breve an den Klerus von Poitiers hat er 1826 geäußert: „Jeder von der römischen Kirche Getrennte, so untadelhaft im übrigen seine Lebensweise sein mag, hat schon um des einzigen Lasters willen, weil er von der Einheit Christi ausgeschieden ist, keinen Teil am ewigen Leben; Gottes Zorn schwebt über ihm." Den Abschluß solcher Kundgebungen in gewissem Sinne und die klarste Aufstellung der päpstlichen Ideale gegenüber dem Charakter der neueren Zeiten vor dem Syllabus vom Dezember 1864 bot dann eine Enzyklika vom 25. August 1832, durch welche Gregor XVI. seine Thronbesteigung anzeigte. Da heißt es u. a.: „Die Ursache des weitverbreiteten Unglaubens und der Auflehnung gegen das allein berechtigte kirchliche Dogma ist die falsche Wissenschaft . . . Durch den Unterricht und das Beispiel der Lehrer ist das Gemüt der Jünglinge verderbt, ist die ungeheuere Niederlage der Religion und der entsetzliche Verfall der Sitten bewirkt. Es muß deshalb, um alle solche Neuerungen von der Kirche abzuhalten, entschieden daran festgehalten werden, daß dem Papst allein das Urteil über die Lehre und die Regierung der ganzen Kirche zustehe; die Bischöfe müssen daher zu dem römischen Stuhle stehen, die Priester aber den

Bischöfen gehorsam sein. Die von der Kirche gebilligte Disziplin darf nicht mißbilligt oder gar der Staatsgewalt unterworfen werden. Es ist absurd, von einer Regeneration der Kirche zu sprechen, abscheulich, das Zölibatsgesetz anzugreifen und die Unauflöslichkeit des Ehebandes zu bezweifeln. Vorzüglich aber ist der Indifferentismus zu bekämpfen oder die Meinung, daß man in jedem Glauben selig werden könne; aus ihm fließt der Wahnsinn, daß jedem Menschen Gewissensfreiheit gebühre. Diesem verderblichen Irrtum bahnt die unmäßige Freiheit der Meinungen den Weg, wie sie zum Verderben der Kirche und des Staates allgemein herrscht."

Man sieht: das ist nicht mehr und nicht weniger als eine klare Kriegserklärung an die allgemeinen Tendenzen der Entwicklung des 19. Jahrhunderts, gegen den subjektivistischen Geist der neuen europäischen Kultur überhaupt. Auf Grund dieser Kriegserklärung aber den Sieg zu erringen, das hat die Kurie durch das ganze Jahrhundert hindurch und länger als ihre Aufgabe betrachtet.

Als Waffen standen ihr in dem damit anbrechenden Kampfe vornehmlich die Souveränität des Papstes und die Lehre und Tätigkeit des Jesuitenordens zu Gebote.

Die Souveränität des Papstes war mit der Wiederherstellung des Kirchenstaates im Jahre 1814 von neuem gewährleistet: sie gestattete ihm, seine Lehren frei zu verkünden auch dann, wenn sie der Kultur und den politischen Gewalten der Zeit unbedingt entgegentraten. Vom Jahre 1848 ab hat dann die Kurie diese Souveränität, insoweit sie auf territorialer Grundlage beruhte, allerdings zu verlieren begonnen; und 1870 ging sie ihrer schließlich ganz verlustig; heute ist die päpstliche Souveränität nur noch durch ein italienisches Gesetz gewährleistet.

Die Gesellschaft Jesu war von Papst Clemens XIV. aufgelöst worden. Aber schon 1801 und 1804 wurde sie in Rußland und im Königreich Sardinien wieder erlaubt. Am 7. August 1814 hat dann Pius VII. in der römischen Jesuitenkirche, nach einer am Altar des h. Ignatius gelesenen Messe,

feierlich die Bulle Sollicitudo omnium verlesen lassen, die den Orden wiederherstellte. Um den eigentlichen Orden aber gruppierten sich bald darauf zahlreiche Affiliierte: die Väter des Glaubens und die Redemptoristen, die Kongregation vom heiligen Herzen Jesu; und auch die älteren, selbständigen Orden verfielen zum großen Teile der Beeinflussung durch die Jesuiten.

Als im Jahre 1829 der Blame Roothaan Jesuitengeneral wurde, war die Gesellschaft schon so verbreitet, daß dem General für die Provinzen Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland eigene Gehilfen zur Seite gestellt werden mußten. Anfänglich von den Regierungen mißtrauisch aufgenommen, hatte sich der Orden bei den meisten derselben geschickt eingeführt; und innerhalb der katholischen Kirche beherrschte er bald die Welt: ja beherrschte sie einschließlich des Papsttums. Während in der ersten Ordensperiode von 1540—1773 immer wieder jesuitenfeindliche Päpste mit Freunden des Ordens gewechselt haben, hat es im 19. Jahrhundert keinen Papst gegeben, der ihnen dauernd widerstrebt hätte.

War dies der allgemeine Gang der Entwicklung der katholischen Kirche im Beginne des 19. Jahrhunderts, so bestanden dagegen in Deutschland noch geistige Zustände fort, die den jesuitisch-papalen Bestrebungen fast völlig diametral gegenübertraten.

Hier war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Aufklärung, die aus dem Geistesleben des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorgegangene ruhige geistige Strömung, der auf dem Gebiete der evangelischen Kirchen der Rationalismus mit seinem dreifachen Ideal: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit entsprach, auf den Höhen der geistigen Bewegung und des entscheidenden Fortschritts wohl durch Empfindsamkeit und Sturm und Drang und Romantik abgelöst worden. Aber sie hatte deshalb noch keineswegs den Boden der Tiefe verloren. Hier beherrschte sie vielmehr namentlich weithin noch die Geistlichkeit und auch die Gemeinden der beiden Kirchen. Dabei hatte sie vornehmlich die ihr um vieles leichter zugängliche protestantische Kirche ergriffen; und auf dem Boden des

Protestantismus hat sie dann auch ihre größten Früchte gezeitigt.

Aber auch die katholische Kirche war von ihr erfaßt worden, teilweise unter Vermittlung des Protestantismus: so war es in Österreich schon zur Kirchenpolitik Josephs II. unter mancherlei indirekter Einwirkung Friedrichs des Großen gekommen; im Reiche hatten unter verwandten Einflüssen die Emser Punktationen die deutsche Kirche vom Papste freizustellen gesucht; und die Staatsmänner waren keineswegs geneigt gewesen, demgegenüber der Kurie zu Hilfe zu kommen, wie denn z. B. in Österreich Reste des Josephinismus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fortgelebt haben.

So war es möglich geworden, daß trotz aller grundstürzenden Vorgänge während der Revolutions- und Freiheitskriege dennoch alte episkopalistische, antikuriale Ideen unter dem deutschen Klerus fortwährten. Zwar waren die Bischöfe jetzt nirgends mehr Landesherren: hatten also jene Sicherung gegen die Kurie verloren, die in der Kombination weltlicher und geistlicher Macht lag, und die ihnen der Kurie gegenüber von vornherein, im Vergleiche mit dem außerdeutschen Episkopate, eine besondere Stellung gab. Aber andererseits wurden sie doch in ihrer Selbständigkeitsauffassung durch mancherlei Elemente der Gesamtstimmung der Zeit noch gehalten.

Die hervorragendste Stätte der aus alledem ersprießenden Auffassung des Katholizismus war lange Zeit hindurch das Bistum Konstanz unter dem Generalvikariat des Freiherrn von Wessenberg, das dieser erst 1827 niedergelegt hat, nachdem er wiederholt von den süddeutschen Bevölkerungen für andere Bischofssitze, Freiburg und Rottenburg, in Aussicht genommen war. Unter ihm erblühte in der Diözese, und über sie hinaus, ein inniges Leben in gemäßigtem Kultus und praktischer Frömmigkeit; und die Gemeinden genossen trefflich ausgebildeter Pfarrer. Eine reiche liturgische und katechetische Literatur schoß empor; christkatholisch — so bezeichnete man sich gern — wandte man sich gegen die übertriebenen Prozessionen, die

visionären Zustände, die kultische Narkose des Jesuitismus und Verwandtes.

Ähnlich wie in Konstanz wurden aber auch das Fürstbistum Breslau und die Erzdiözese Köln regiert. In Breslau ordnete der Bischof Joseph Christian von Hohenlohe-Waldenburg (1795—1817) Archipresbyteriatskonvente wissenschaftlichen Charakters an wie in Konstanz; wie in Konstanz erschien eine gelehrte Zeitschrift des Diözesanklerus; und wie man in Konstanz und in Süddeutschland überhaupt das Problem einer Abschaffung des Zölibats immer wieder erörterte, so befreundete man sich in Breslau mit dem Gedanken eines deutschen Kultus, vor allem einer deutschen Messe.

In Köln endlich ist noch der Erzbischof Ferdinand August Graf von Spiegel (1825—35) ganz in den Bahnen der episkopalistischen Auffassung gewandelt. Er hatte 1818 an den Freiherrn vom Stein geschrieben: bei der Wiederherstellung der katholischen Kirche müsse man sich ebensosehr hüten, sie den Ansprüchen und Einwirkungen Roms widerstandslos zu überliefern, als den Regierungen gegenüber zu einer bloßen Staatseinrichtung herabzuwürdigen. Dem entsprach seine Amtsführung. Er wollte nichts von den neujesuitischen sinnlichen Lieblingskulten wissen, mißbilligte Prozessionen, die sich über einen Tag hinzögen, widersprach aller gewissenlosen Propaganda, sorgte für Frieden unter den Bekenntnissen, begünstigte eine fromme Theologie und erzog einen musterhaften Klerus.

Aber auch über Konstanz, Breslau, Köln hinaus waren verwandte Anschauungen in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts bei Geistlichen und Laien weit verbreitet, namentlich auch in Österreich wurden sie unter dem milden Regiment eines verständigen Klerus, wie der Bischöfe Frint, Milde, Gruber, gepflegt; und zur Zeit der Begründung des Deutschen Bundes haben sie sich in einer ganzen Flugschriftenliteratur, aus der Broschüren Wessenbergs, Kopps, Werkmeisters, Kochs hervorragen, im Sinne der Begründung einer mehr oder minder selbständigen Nationalkirche geltend gemacht.

In dieser Luft gedieh nun auch, noch einmal volle Triebe

zeitigend, eine deutschkatholische Theologie; bis zum Jahre 1823 war die Institution des römischen Index so gut wie verschollen; frei schuf man und ungehindert. Und dabei stellte sich, bei aller Gegnerschaft im einzelnen, doch eine tiefere Verwandtschaft der deutschen katholischen und der deutschen evangelischen Theologie heraus als je zuvor: beruhten doch beide schließlich auf der gemeinsamen Grundlage der geistigen Entwicklung der Nation während des 18. Jahrhunderts.

Im Unionsjahre der preußischen protestantischen Kirchen, 1817, wurde in Tübingen eine katholische theologische Fakultät gegründet, und von ihr ging 1819 die „Theologische Quartalschrift" als Organ selbständiger Forschungen aus. Der Tübinger Fakultät schlossen sich dann die Fakultäten in Freiburg, Gießen, Marburg, jede mit einer eigenen Zeitschrift an; und auch in Würzburg erfreute sich die katholisch-theologische Fakultät einer schönen Blüte. Vor allem aber erhob sich in der neugegründeten Universität Bonn das regste Leben einer katholischen Wissenschaft; hier lebte Hermes als der Begründer eines theologischen Systems, das an den Fakultäten und Seminarien von Trier, Köln, Münster, Breslau und Braunschweig sowie anderswo bald von begeisterten Schülern vertreten wurde.

Vor allem die biblischen Wissenschaften wurden jetzt gefördert, die von der katholischen Theologie überhaupt erst im Zeitalter der Aufklärung aufgenommen worden waren; in der Exegese traten Katholiken ebenbürtig neben die Protestanten. Daneben wurden die seit Febronius' Untersuchungen niemals wieder unterbrochenen historisch-kanonistischen Forschungen fortgesetzt. Aber auch an mutiger spekulativ-dogmatischer Arbeit fehlte es nicht; fast stärker war die Produktion hier als unter den Protestanten, und beinahe durchweg beruhte sie auf der Grundlage der modernen idealistischen, namentlich der Kantschen Philosophie.

Natürlich näherten sich auf diese Weise die wissenschaftlichen Bestrebungen der verschwisterten und doch gegnerischen Theologien protestantischen und katholischen Charakters noch immer mehr; in den praktischen Forderungen an die Zukunft,

in der Herbeisehnung eines neuen Frömmigkeitslebens und einer neuen Sittlichkeit und in deren Charakteristik fielen sie fast zusammen, wie z. B. die Beziehungen Dreys und Schleiermachers zueinander sowie der Jugendaufsatz Hirschers „Über einige Störungen in dem richtigen Verhältnis des Kirchentums zum Zweck des Christentums" im Zusammenhang mit den anonymen Aphorismen Marheinekes über die Erneuerung des kirchlichen Lebens im protestantischen Deutschland überraschend beweisen.

Allein während so die deutsch-katholische Kirche von einer episkopalistischen und germanischen Selbständigkeitstendenz getragen war und in ihr unter deren Einwirkung ein reges Geistesleben erblühte, entwickelten sich aus gewissen immer deutlicher zutage tretenden Strömungen der Romantik wie aus den da und dort einsetzenden Anfängen papaler Anschauungen für das kirchliche Leben und die allgemeinen Schicksale des Katholizismus ganz andere Voraussetzungen.

Es ist bekannt, wie in romantischen Kreisen eine völlige Konvertitengesellschaft aufkam. Sie war geistig ungemein rege und von weitgehendster Bedeutung. Karl Ludwig Haller entwickelte das System einer der Restauration und der papalen Autokratie günstigen Staatswissenschaft, deren Einfluß neben den Anschauungen De Maistres durch Walter in das System des kanonischen Rechtes eingeführt wurde[1]. Die Stolberg und Schlegel führten das katholisch-absolutistische Prinzip in die schöne Literatur ein sowie in die Kreise des ihnen zugänglichen gesellschaftlichen Lebens: nicht zum geringsten ihr Übertritt hat die zahlreichen Konversionen aus dem hohen und niederen Adel veranlaßt, deren sich die katholische Kirche in den zwanziger und dreißiger Jahren rühmte. Die Konvertiten aber fielen fast durchweg der strafferen, papalen Strömung des Katholizismus zu.

Mit ihnen zusammen gingen dann die von Geburt katholischen Romantiker, die von einer absoluten Freiheit der Kirche träumten, an ihrer Spitze Görres. Und sie alle fanden bald

[1] Vgl. dazu Bd. X, 468.

Halt und Richtung durch eine papale Unterströmung, die in der deutschen Kirche niemals ganz ausgestorben war, sich jetzt aber wieder mehr hervorwagte, da sie sich durch neujesuitisch ausgebildete Geistliche, namentlich die jesuitischen Doctores Romani des Collegium Germanicum entschieden gestützt sah.

So entstanden denn zunächst in Süddeutschland und am Rhein kleine Mittelpunkte papalen Einflusses; schon unmittelbar nach den Freiheitskriegen tauchen die ersten auf, in Frankfurt unter der Ägide von Schlegels Konkordia, in Würzburg und Eichstätt unter der Führung des papalistischen Würzburger Weihbischofs Zirkel, aber auch in Mainz, in Luzern und hier und da in Österreich sowie am Niederrhein unter dem Archäologen Binterim, der es der van Eßschen Bibelübersetzung zum Vorwurf machen konnte, daß sie sich häufig mehr an den Grundtext als den der Vulgata gehalten habe, u. a. in einer, wie man es später ausdrückte, antizölibatären Übersetzung von 1. Korinther 7.

In den zwanziger Jahren waren diese Kreise dann schon ungemein rührig; den episkopalistischen Zeitschriften setzten sie seit 1821 den Mainzer „Katholik", seit 1829 die Aschaffenburger Kirchenzeitung entgegen; zudem importierten sie katholische Literatur aus Belgien — hier waren der Aachener Fonck und der schon erwähnte Düsseldorfer Binterim tätig — sowie vor allem aus Frankreich. Denn in Frankreich war, seitdem Napoleon durch das Konkordat des Jahres 1801 die Kirche der Kurie ausgeliefert hatte, die Grundlage regster papaler Anschauungen gewonnen; in den zwanziger Jahren vor allem wurde sie ausgebaut; und schon 1829 erschien Lamennais' Schrift „Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'église", in denen die erstaunte Welt die Theorien Bonifaz' VIII. erneuert fand. Die Einbruchsstelle dieser französischen Literatur aber, aus der der deutsche Katholizismus des 19. Jahrhunderts fortdauernd die stärkste Nahrung gezogen hat, war vornehmlich Mainz, wo der Professor Liebermann und seine Schüler Räß und Weis in diesem Sinne arbeiteten. Räß und Weis wurden dann später Bischöfe von Straßburg und von Speier und

haben als solche fortgefahren, den Zusammenhang mit dem französischen Klerikalismus aufrechtzuerhalten.

Dabei handelte es sich in alledem zunächst nur um Anfänge. Und diese neuen Strömungen fanden einstweilen weder in Bayern, noch vor allem in der führenden deutschen Macht, in Österreich, an den für die innere Politik entscheidenden Stellen Anklang. In Bayern ist es erst unter Ludwig I., im Gegensatz zu dem angeblich katholikenfeindlichen Protestantismus Preußens während der letzten Jahre Friedrich Wilhelms III., zu stärkerer Betonung des Katholizismus, und auch dann noch nicht im eigentlich papalen Sinne, gekommen. In Österreich aber, das nach den Freiheitskriegen als die große erhaltende katholische Macht Europas überhaupt dastand, lebten einstweilen immer noch stark josephinische Tendenzen nach. Aber freilich war die äußere Politik Österreichs mit den restaurativen Absichten der heiligen Allianz ganz im Sinne des Papsttums orientiert, wenn auch der Papst an der Allianz selbst nicht teilhatte. Und allerdings kam Österreich dem Papsttum auch in seinem Verhältnis zu den inneren Zuständen Deutschlands in einem äußerst wichtigen Punkte entgegen: nämlich in der Verwerfung einer gemeinsamen Regelung der Beziehungen der katholischen Kirche und des Papsttums, wie sie in einem allgemeinen deutschen Konkordat hätte erreicht werden können.

Die Konkordatspolitik der Kurie im 19. Jahrhundert hatte unter den scheinbar ungünstigsten Wahrzeichen begonnen. Das erste von ihr abgeschlossene Konkordat war das vom Jahre 1801 mit Frankreich gewesen, wie es auch durch spätere Verhandlungen in seiner Geltung nicht wesentlich verändert wurde.

Napoleon hat aus der Politik kein Hehl gemacht, die er seinerseits bei dem Konkordatsabschlusse befolgte. Die Kirche sollte völlig in den Dienst des Staates und das hieß in Napoleons Dienst gestellt werden. Dementsprechend wurden die gallikanischen Freiheiten der Kirche, welche auf eine aristokratische Selbstverwaltung und autonome Verfassung hinausliefen, so viel wie möglich beseitigt. Die Selbständigkeit der Pfarreien wurde weithin aufgehoben, die Pfarrer wurden ad nutum

episcopi versetzbare und absetzbare Hilfsgeistliche: alle Gewalt wurde in den Bischöfen konzentriert. Die Bischöfe aber sollten dann ganz in die Hand der Regierung gestellt werden. So mußte der Papst sich dazu bequemen, die alten legitimen Bischöfe abzusetzen, und von der neuen ernannten Hierarchie von achtzig Prälaten galten sechsundsechzig als unbedingt willfährige Kreaturen des Kaisers.

Damit war denn die Kirche nach Anschauung und Absicht Napoleons zu einer großen geistigen Polizeianstalt geworden. In welch wunderlicher und zugleich ungeheuerlicher Illusion befand sich aber damit dieser religionslose Kopf! In Wahrheit war durch das Napoleonische Konkordat die französische Kirche dem Papste, als dem Haupte der Bischöfe, ausgeliefert: und dieser vermochte jetzt, gestützt auf den frommen Glauben der Massen mit seiner jede staatliche Gewalt zerschmetternden Stärke, durch die Bischöfe hindurch zwingend einzuwirken auf die Priester jeder Gemeinde und damit auf die Gemeinden selbst.

In Rom hat man diese dem Papsttum günstige Verknüpfung der Zusammenhänge früh empfunden, während in den vielfach nur äußerlich gläubigen, aber nicht frommen Kreisen der politischen Restauration nach wie vor der Napoleonische Glaube genährt wurde, daß es möglich sein müsse, eine Institution, wie die katholische Kirche, ihren eigenen Idealen zugunsten einer polizeilichen Wirksamkeit im staatlichen Interesse zu entziehen. In diesem Irrtum lag damit einstweilen die politische Stärke der katholischen Kirche und des Papsttums; und die Kurie hat nicht gezögert, den ihr so zufallenden Machtzuwachs durch den Abschluß möglichst zahlreicher, dem französischen Vorbild nachgebildeter Konkordate noch zu vermehren.

In diesem Zusammenhange handelte es sich denn auch um Konkordate auf deutschem Boden. Hier lagen die Dinge insofern etwas verwickelter, als von vornherein die Frage nach einem allgemeinen Konkordat oder nach Sonderkonkordaten mit den einzelnen Bundesstaaten auftrat. Die Kurie hat dabei allerdings keinen Augenblick gezögert, im Sinne von Sonder-

konkordaten vorzugehen: denn in diesem Falle ließ sich im Ausspielen der einzelnen Staaten gegeneinander, in der Gewährung kleiner Sondervorteile gegen große Zugeständnisse und in tausend anderen Vorkehrungen die alte Wahrheit des Divide et impera so trefflich bewähren, wie einst in den ersten Konkordatsverhandlungen mit den Deutschen, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts[1].

Und wie damals, so kamen auch jetzt deutsche Fürsten diesen Bestrebungen entgegen. Trotzdem daß von der episkopalistischen Seite, namentlich von Wessenberg, aufs energischste darauf hingewiesen wurde, daß der Augenblick günstig sei, eine katholisch-deutsche Nationalkirche zu begründen, und trotzdem, daß der diplomatischen Aktion eine rege publizistische Tätigkeit in diesem Sinne zur Seite ging, wurde vom Wiener Kongreß anders beschlossen. Die auf eine Nationalkirche hinauslaufenden oder wenigstens eine gemeinsame kirchliche Ordnung ins Auge fassenden Vorschläge Preußens, das von dem Kölner Erzbischofe Spiegel beraten war, fielen im Juni 1815 gegen den Widerspruch Bayerns, dem die Sympathien vor allem Württembergs zur Seite gingen. Bayern und Württemberg hatten schon früher einmal, in der Zeit des Vasallentums gegenüber Napoleon, 1806 und 1807, spezielle Konkordatsverhandlungen mit der Kurie eröffnet. Jetzt wünschten sie, soeben erst zum großen Teile territorial neu gebildet, erst recht den besonderen kirchlichen Abschluß ihrer Gebiete, um die Kirche nicht bloß als geistliche Hilfe zur inneren Beruhigung, sondern auch als eine Macht äußerer Konsolidation gebrauchen zu können; eine Tendenz, die Zentner für Bayern unter der eigenartigen Verdrehung ausdrückte, Bayern sei groß genug, um seine eigene geschlossene Kirche zu erhalten. Und diese Auffassung der Dinge siegte dann, nach dem Wiener Kongresse, nochmals in Frankfurt: am 12. Juni 1817 beschloß die Bundesversammlung, ihre Kompetenz nicht auf die kirchlichen Angelegenheiten auszudehnen.

[1] S. Bd. IV S. 427 ff.

Damit hatte die Kurie schon halb gewonnenes Spiel; die Verhandlungen mit den Einzelstaaten konnten beginnen. Zunächst gelangten dabei, nach einem für die Kirche äußerst günstigen Konkordat mit den Niederlanden, das die päpstlichen Ansprüche außerordentlich anschwellen ließ, diejenigen mit Bayern zum Abschluß. Und da war denn allerdings der erste Entwurf zu einem Konkordat, den der Minister Montgelas präsentierte, dem Staate noch günstig. Allein alsbald setzte sich ihm die in Bildung begriffene klerikale Strömung entgegen, und im Juni 1816 erhob in diesem Zusammenhange eine von dem Würzburger Weihbischof Zirkel verfaßte Petition der bayrischen Bischöfe beim Könige bittere Klage über „den Plan der zahlreichen Religionsfeinde, das festgekettete Band zwischen dem allgemeinen Oberhaupt der Kirche und den Bischöfen zu zertrümmern".

Darauf ließ man den ursprünglichen Entwurf Montgelas' fallen; Montgelas selbst erhielt am 2. Februar 1817 auf Betreiben des romantischen Kronprinzen Ludwig seine Entlassung, und mit Rom wurden neue Verhandlungen aufgenommen, welche mit einem am 22. Oktober 1817 ratifizierten Konkordat endeten, das den Wünschen der papalen Partei ganz anders entsprach. Nach seinem ersten Paragraphen sollte die römisch-katholische Kirche unversehrt alle Rechte und Privilegien genießen, auf welche sie nach Gottes Ordnung und nach den kanonischen Satzungen Anspruch habe: sie war mithin die einzige berechtigte Kirche. Dementsprechend erhielten die Bischöfe das Recht der Zensur gegen jeden Laien, der die kirchlichen Gesetze und die päpstlichen Kanones übertrete, wurden alle dem Grundsatze des Konkordats widersprechenden Staatsgesetze für aufgehoben erklärt, ja übernahm die Regierung die Verpflichtung, dem Konkordat ohne Erlaubnis der Kurie niemals Änderungen oder Erklärungen hinzuzufügen.

Es war die Abdankung des Staates zugunsten einer papalen Kirche, deren Charakter zudem noch dadurch gewährleistet wurde, daß zwei Erzbistümer, gegen den nur auf ein Erzbistum gerichteten Wunsch der Regierung, errichtet wurden:

womit eine etwaige zukünftige Umbildung dieser Kirche zu einer episkopalistischen unter einem Primas, vielleicht gar ihre Erweiterung zu einer deutschen episkopalistischen Nationalkirche, von vornherein verhindert wurde.

Als dies Konkordat bekannt wurde, war die Entrüstung allerdings allgemein. Ein Versuch, ihm die Spitze abzubrechen, indem man es der bayerischen Verfassung vom 26. Mai 1818 als Anhang einverleibte und einem Religionsedikt unterordnete, das die Gewissensfreiheit aussprach, mißlang aber, da sich der König in der sogenannten Tegernseeer Erklärung vom 23. September 1821 dennoch wieder zu dem Versprechen verstand, das Ganze des Konkordates aufrechtzuerhalten. Aber freilich stand damit nun Urkunde gegen Urkunde, wenn auch die unabänderlich feststehenden Prinzipien der Kurie selbst aus dem bloßen Schwanken der Regierung schon Vorteil auf Vorteil ziehen mußten.

Inzwischen waren aber Verhandlungen auch mit anderen deutschen Staaten eröffnet worden. Trotz des bayerischen isolierten Vorgehens hatte nämlich eine Anzahl süd- und westdeutscher Bundesstaaten beschlossen, nunmehr ihrerseits wenigstens gemeinsam die Lage der katholischen Kirche zu ordnen; und als sie hierzu am 24. März 1818 zu Frankfurt zusammentraten, hatte ihnen Wessenberg alsbald eine sie beratende Denkschrift vorgelegt.

Die Seele dieser Verhandlungen war der württembergische Gesandte am Bundestag, frühere Kultusminister von Wangenheim, dessen Bedeutung für die innere politische Entwicklung dieser Zeit wir schon kennen[1]; teil nahmen schließlich Baden, die beiden Hessen und Nassau, auch die kleineren norddeutschen Staaten waren später vertreten; abgelehnt hatte natürlich Bayern, aber auch Preußen und Österreich hielten zurück. Die Absicht der Verhandelnden ging nun nicht darauf, ein Konkordat mit dem Papst zu schließen — das hatte Württemberg schon 1815 vergebens versucht —, sondern sich auf eine Deklaration zu einigen,

[1] S. Bd. X S. 394 ff.

in die man die landesherrliche Ernennung der Bischöfe, die Wahrung des Plazets und Verwandtes aufnehmen wollte, um dann dem Papste diese Deklaration zur Zustimmung vorzulegen.

In der Tat verfuhr man so, und je ein württembergischer und badischer Gesandter gingen darauf im Auftrage der verhandelnden Staaten nach Rom. Aber hier wurden sie schlecht empfangen. In Deutschland hatten zur Zeit ihrer Reise gerade die restaurativen Tendenzen mit ihrer Vorliebe für die Unterdrückung der Freiheitsregungen auch in der Kirche weithin Boden gefunden: der Ermordung Kotzebues (23. März 1819) sollten bald die Karlsbader Konferenzen, die Wiener Schlußakte, die nationale Demagogenriecherei und die internationalen Kongresse der Heiligen Allianz folgen[1]. Das alles waren nun aber Ereignisse von höchstem Vorteil für die Kurie; und so dachte sie gar nicht daran, auf die Deklaration der kleinen Staaten einzugehen. Nach einer Behandlung voll höhnischer Herablassung gab der Kardinal-Staatssekretär Consalvi endlich eine Gegenerklärung, am 10. August 1819, die sich durchaus abweisend verhielt; positiv erschien die Kurie nur zur Regelung der kirchlichen Verwaltungseinteilung, also zum Erlaß einer Zirkumskriptionsbulle für neu zu errichtende Bistümer bereit. Und als dann die Regierungen trotzdem mit der Kurie weiter verhandelten, erließ diese aus blauem Himmel herab die Bulle Provida sollersque vom 16. August 1821, in der sie von sich aus die Grenzen der Bistümer und die Rechte der Bischöfe festsetzte. Hiergegen wagten die Kleinen auch nicht einmal einen Protest: freilich konnten sie meinen mit gewisser Berechtigung: denn inzwischen hatte sich auch Preußen gegenüber der Kurie zu bis dahin unerhörten Zugeständnissen bereit erklärt.

Zum Verständnis der Verhandlungen Preußens bedarf es einiger allgemeiner Worte über das Verhältnis des deutschen Protestantismus im Beginn des 19. Jahrhunderts zur Kurie

[1] S. Bd. X S. 391 ff.

überhaupt, soweit dieser Protestantismus zu Verhandlungen mit der Kurie gelangt ist.

Zunächst war bei fast allen Staatsmännern der Restaurationsperiode, auch den katholischen, die Kenntnis der Kirchengeschichte äußerst gering: und gar kanonistische Belehrung hatten sie zumeist erst spät, und dann häufig aus papalem Munde empfangen. So konnte es kommen, daß die Ansicht, der Papst ernenne die Bischöfe und habe die Bistümer zu begründen, obwohl völlig unhistorisch, doch allgemein auch von den Gegnern der Kurie gebilligt wurde: hier und in verwandten Fällen erlagen die Vertreter des Staates einfach ihrer Unkenntnis.

Für die Protestanten kam aber noch hinzu, daß sie meist auch das katholische Leben der Gegenwart nicht kannten: so hat Niebuhr, der große Historiker und entscheidend tätige preußische Gesandte, erst nach seiner römischen Zeit länger unter katholischer Bevölkerung am Rhein gelebt. Dementsprechend begriffen sie den Katholizismus nur nach dem Lebensideal ihrer eigenen, der protestantischen Kirche, und gingen dadurch von vornherein in die Irre.

Indem sie nun alle diese falschen Maßstäbe anlegten, kamen sie zu der Überzeugung, die ernstgemeinten Ansprüche der Kurie seien eigentlich nur Phrasen, Floskeln aus dem Rumpelkammervorrat des kanonistischen Rechts, auf deren formale Anwendung eine so uralte historische Macht wie das Papsttum nun einmal nicht verzichten könne. Sie entkleideten so die Forderungen der Kurie subjektiv ihres Inhalts — um dann zu dem Ergebnis zu gelangen, die Macht des Papstes bestehe überhaupt nur noch im Schein, in Wahrheit habe das Papsttum längst ausgelebt.

Dabei wurden die Protestanten in dieser Beurteilung auch noch durch ihre Theologen bestärkt. Mit welcher Geringschätzung haben diese in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf die Kurie herabgesehen. „Man überzeugt sich hier immer lebendiger davon," schrieb damals Rothe aus Rom, „daß durch die Reformation wirklich eine ganz neue geistige Welt aufgeschlossen worden ist." Und von dieser Überzeugung

aus bildete sich Rothe den Schluß: „Um kaltblütig gegen alle etwaigen Machinationen des Katholizismus gegen den Protestantismus zu werden und alle Gespensterfurcht vor ihm zu verlieren, darf man nur nach Rom kommen."

Dieser Verkennung Roms in Rom entsprach dann auch die Verkennung des Katholizismus in der Heimat. Während hier die Regierungen den Episkopalismus und den Drang des Klerus nach selbständiger katholisch-wissenschaftlicher Auffassung hätten stärken sollen, sah man wenigstens auf protestantischer Seite in der alten Kirche nur die zerfallenen Reste einer weit zurückliegenden Vergangenheit. Die Folge war, daß die katholische Bevölkerung, von den protestantischen Regierungen in ihren kirchlichen Interessen ignoriert, sich daran gewöhnte, sich mit ihren Wünschen nach Rom zu wenden: so daß Rom weit in die Rolle eines Vertreters deutsch-katholischer Wünsche gegenüber den Regierungen hineinwuchs und damit für diese Bevölkerung eine moralische Autorität von nicht geringer Bedeutung wurde.

Nun ist klar, wie verhängnisvoll eine so allseitig an den Tag tretende Kurzsichtigkeit auf jede Verhandlung mit der Kurie wirken mußte. Bei dieser Lage machte dann insbesondere Preußen, der größte protestantische Staat, die schlimmsten Erfahrungen; es ließ sich von der Kurie zu Zugeständnissen drängen, die selbst von päpstlichem Munde als mirifica bezeichnet worden sind.

Als es sich darum handelte, die Verhältnisse der katholischen Kirche in dem neuen Preußen der Zeit nach den Freiheitskriegen zu ordnen, war der rheinische Oberpräsident Graf von Solms-Laubach, ein genauer Kenner der Lage in den katholischen Landesteilen des Westens, um Rat gefragt worden. Er hatte geantwortet: vor allem solle man kein Konkordat schließen, sondern ganz im Sinne der bewährten Politik Friedrichs des Großen von Fall zu Fall entscheiden und sich verständigen, für jedes Verständnis mit Rom aber als Vorbedingung fordern: die Anerkennung des Westfälischen Friedens, dementsprechend die öffentliche Anerkennung der Parität der

evangelischen und katholischen Kirche, und hierauf fußend die kirchliche Zulassung gemischter Ehen und die Aufgabe des Standpunktes, daß diese nur bei Versprechen katholischer Kindererziehung kirchlich geschlossen werden könnten. Man darf sagen, daß damit die unumgänglichsten Forderungen des paritätischen Staates gestellt waren.

Aber in Berlin und noch mehr in der preußischen Gesandtschaft zu Rom war man weit davon entfernt, diesen Anschauungen zu folgen. Maßgebender Berater war hier der Gesandte Niebuhr, der im alten Rom so gut und im neuen so schlecht Bescheid wußte. Er meinte: Forderungen wie die des rheinischen Oberpräsidenten könnten von der Kurie prinzipiell niemals bewilligt werden, darum dürfe man sie auch nicht aufstellen. Man müsse der Kurie vielmehr gestatten, ihren Standpunkt, der ja doch nur noch historisch und symbolisch, als Rest vergangener Größe, verstanden werden könne, formell zu behalten. Die Hauptsache sei, das schwache Papsttum zur Knebelung der Bischöfe auszunutzen: es sei besser, diese vielen kleinen Päpste durch den einen, im Verlaufe des 19. Jahrhunderts doch dem Untergang entgegengehenden Papst in Rom regieren zu lassen, als dies direkt zu versuchen. Das sei aber nur bei Abschluß eines Konkordates möglich, da dieses die ganze Stellung der in Frage kommenden Faktoren regle.

Der Kardinal Consalvi übersah diese Position Niebuhrs, die man an der Kurie aus Napoleonischen Zeiten her gut kannte, gänzlich und nutzte natürlich ihre Schwächen aus. Allerdings zu einem völligen und förmlichen Konkordat mit Preußen ist es trotz Niebuhrs Wünschen nicht gekommen. Weit mehr noch als ein Konkordat leistete für die kurialen Wünsche die Zirkumskriptionsbulle De salute animarum, deren inhaltlichen Abschluß Hardenberg persönlich am 23. März 1821 zu Rom herbeigeführt hat in einer Verhandlung, die Niebuhr in einem Briefe an den Freiherrn vom Stein als eine „vollkommene und sehr anmutige Farce" bezeichnete, und deren Inhalt durch königliche Kabinettsorder die Grundlage der Organisation des katholischen Kirchenwesens in Preußen geworden

ist. Die Zirkumskriptionsbulle hatte für die Kurie den Vorteil, daß fast alle ihre Wünsche für die finanzielle und administrative Sicherstellung der katholischen Kirche erfüllt wurden, daß sich in ihr weiter die Möglichkeit fand, die Bischöfe ganz dem kurialen Regiment zu unterwerfen, und daß gleichwohl über den paritätischen Charakter der katholischen Kirche im Verhältnis zu anderen Kirchenbildungen auf preußischem Boden und über Gewissensfreiheit überhaupt nicht das geringste verlautete. So konnte man von Rom aus ruhig der Zukunft entgegensehen; als dem Papste Leo XII. bei seinem Regierungsantritt über den Stand der katholischen Kirche in Deutschland und speziell in Preußen berichtet wurde, hob er Augen und Hände zum Himmel auf unter dem Ausruf: „Welch besondere Gnade der Vorsehung!"

Selbstverständlich kam es nach alledem zur Unterdrückung der episkopalistischen und damit zugleich der wissenschaftlichen Strömungen in der katholischen Kirche Deutschlands. Ihre Vertreter sahen sich überall der Kurie ausgeliefert — am wenigsten noch in Österreich, wo sie aber nicht eben zahlreich waren —: wer hätte sie halten sollen? In der Schweiz hatten sich selbständige Regungen in den katholischen Kantonen von jeher gegen die Kurie gewendet; ein ewiger Kampf der Kantone gegen die Nuntien war die Folge gewesen. Darauf hatte die Kurie im Jahre 1814 die Schweizer Katholiken mit der Absicht, ein eigenes Landesbistum zu errichten, aus dem alten Zusammenhang mit dem Bistum Konstanz losgerissen, es war die Unterwerfung der Schweiz unter die Kurie und zugleich die Zerstückelung jenes Konstanzer Bistums gewesen, das unter Wessenbergs Einfluß stand. Nun ging man weiter; Wessenbergs Einfluß wurde auch in dem deutschen Teil der Diözese untergraben; 1827 zog er sich zurück.

Nicht minder trat man gegen episkopalistische Sonderregungen da auf, wo sie sich sonst noch geltend machten, so in Schlesien und am Rhein; und überall leisteten die jetzt weiter eindringenden Jesuiten und deren Schüler, vor allem auch die Doctores Romani des Collegium Germanicum gute Dienste.

In Breslau folgte dem würdigen Fürstbischof Hohenlohe der zum Apostolischen Vikar ernannte Pole Schimonsky; er ging gegen die Priester der Diözese, welche deutsche Messe lasen, als gegen Männer „demagogischer Umtriebe" vor und fand dabei, trotz der energischen Mahnungen des schlesischen Oberpräsidenten Merckel, auf den Rat Bunsens, die wenn auch laue Unterstützung des Königs, die enthusiastische dagegen des entscheidenden katholischen Rates im Kultusministerium, Schmedding.

Schmedding war es auch, der der ruhigen, Rom gegenüber festen Verwaltung des Erzbischofs Spiegel in Köln Hindernisse entgegensetzte und die Reorganisationsbestrebungen im Sinne eines deutschen Katholizismus hintertrieb. Doch nicht so sehr auf dem Wege der Verwaltung ließ sich zunächst gegen den Geist der deutschen katholischen Kirche vorgehen: hier mußte einfach das Aussterben der älteren Generation der Bischöfe abgewartet werden. Wichtiger und rascher durchführbar erschien ein Einschreiten gegen die Blüte des katholischen Geisteslebens in der Wissenschaft.

Es begann in anfangs nur schwachen positiven Gegenschlägen durch Vorschieben jesuitischer Lehranstalten und jesuitischer Wissenschaft. In dieser Hinsicht war eine der ersten Maßregeln die Gründung eines gewaltigen Jesuitenpensionats in Freiburg im Üchtland, wohin die Jesuiten schon 1818 gekommen waren. Dem folgte dann, sehr langsam und meist unter starkem Mißtrauen der Regierungen, die Vorschiebung jesuitischer Stationen nach Österreich (anfangs nur in Galizien) und später auch nach Bayern; in Sachsen haben die Könige Friedrich August und Anton schon jesuitische Beichtväter gehabt und von Dresden aus wurde der Herzog von Köthen bekehrt: Beichtvater der ebenfalls konvertierten Herzogin von Köthen wurde der spätere Jesuitengeneral Pater Beckx.

Diese positiven Leistungen wollten aber im ganzen wenig besagen; erst viel später ist eine jesuitische Wissenschaft von größerer Bedeutung entwickelt worden, und auch dann blieb sie, sehr natürlich bei ihrer Stellung zu allen tieferen geistigen

Bewegungskräften des 19. Jahrhunderts, nur in ihrer Kampfesstellung bemerkenswert. Um so mehr hatte man Anlaß, gegen die hohe Blüte der katholischen Theologie in Deutschland mit den äußeren Mitteln des Zwanges und der Vernichtung, Index, Widerrufsprozessen, Bann und Absetzung vorzugehen.

Der erste und zugleich gewaltigste Streich, der hier geführt wurde, galt der Lehre und Schule des Bonner Professors Hermes. Hermes hatte versucht, den Inhalt der katholischen Glaubenslehre vom Kantschen Kritizismus aus zu gewinnen[1]. Der systematische Zweifel wird nach ihm durch die innere Nötigung der Vernunft in dem Sinne überwunden, daß diese die drei Erkenntnisgrundlagen des Katholizismus, die Schrift, die Tradition und das unfehlbare Lehramt der Kirche, als ihrem Wesen konform und daher als notwendig erkennt. Auf diesen Unterbau stellte dann Hermes die korrekte Lehre der katholischen Dogmatik.

Diese Lehre nun, wie sie eine Versöhnung des Katholizismus und der subjektivistischen Philosophie versuchte, war von Hermes zuerst in einem Büchlein „Über die innere Wahrheit des Christentums" 1805 in ihren frühesten Andeutungen vorgetragen, dann in wenigen späteren Schriften, aber einer um so ausgedehnteren Lehrtätigkeit an der Bonner Universität weiter entwickelt worden. In den zwanziger Jahren beherrschte sie nicht bloß die Bonner Fakultät fast ganz, sondern ebenso die Fakultäten und Seminarien von Breslau und Braunsberg, Köln und Trier, Kulm und Ermland. Um so mehr galt es, ihr den Garaus zu machen.

Es geschah nicht in wissenschaftlichem Kampfe, sondern durch die Gewalt päpstlicher Verdammung. Zwar fanden selbst die Jesuiten, deren einer, Perrone, vornehmlich das Material zu der entscheidenden Bulle zusammenbrachte, an Hermes' System nichts auszusetzen: um so mehr aber wandten sie sich gegen die Methode. Und diese nun verdammte der Papst: Hermes habe, „kühn abweichend von der Heerstraße der heiligen Väter,

[1] Vgl. Bd. X S. 489.

zur Erklärung und Verteidigung der Glaubenswahrheiten einen dunklen, zu allen Irrtümern führenden Weg eingeschlagen".

Hermes selbst hat diese Verdammung nicht mehr erlebt; man wartete sogar den Tod des Erzbischofs Spiegel von Köln (1835) ab, ehe man die Bulle von Belgien her in Deutschland verbreitete. Jetzt freilich konnte die Bekanntmachung gewagt werden; denn als Nachfolger Spiegels war in Köln auf Betrieb des preußischen Kronprinzen in dem Freiherrn Clemens August von Droste ein echter Papalist eingezogen — so sehr ein Gegner der bisherigen selbständigen deutschen Entwicklung, daß man über seine Präsentation durch Preußen sogar in Rom in Erstaunen geraten ist. In Köln aber hatte sich das Domkapitel auf die ihm zugemutete Beschränkung seines freien Wahlrechts hin aufs äußerste gegen diese Kandidatur gewehrt, und der rheinische Oberpräsident von Bodelschwingh hatte sich dahin geäußert, „daß er die Wahl des Erzbischofs Droste als einen der entsetzlichsten, unverantwortlichsten Mißgriffe betrachte, den man je hätte begehen können, und an dessen Folgen man noch lange zu laborieren haben werde".

Ehe aber der neue Erzbischof noch gegen den Hermesianismus ernstlich einschritt, war ihm die preußische Regierung schon zuvorgekommen, indem sie die katholische Fakultät in Bonn veranlaßt hatte, Hermes stillschweigend in den Vorlesungen fallen zu lassen. Natürlich beantwortete der Erzbischof ein solches Entgegenkommen mit einem weiteren Schritte: er dehnte die bis dahin nur für die Erzeugnisse der praktischen Theologie geübte bischöfliche Zensur auf wissenschaftlich-theologische Arbeiten aus. Und als die Regierung hierzu schwieg, verbot er am 12. Januar 1837 in einem Rundschreiben an die Bonner Beichtväter geradezu die Lektüre der Hermesschen Bücher und ließ dem die Verpflichtung für alle von ihm anzustellenden Geistlichen folgen, vor der Anstellung die Lehren von Hermes zu verdammen.

Zugleich kam er mit der Bonner Universität in Schwierigkeiten wegen der Vorlesungen der katholisch-theologischen Fakultät; und bei dieser Gelegenheit hat er ausgeführt, wie er sich ein

katholisch-theologisches Studium und ein katholisches Kirchenregiment denke: Bildung, Anstellung und Absetzung der Geistlichen seien rein Sache des Bischofs; der Staat habe dabei nichts mitzureden; die Professoren an den Seminarien und Fakultäten seien von den Bischöfen anzustellen und abzusetzen; gegen den Bischof stehe ihnen nur ein Rekursrecht nach Rom offen; auch hier also habe der Staat nicht das Recht des Eingriffs.

Es war ein klarer Ausspruch nächster und wichtigster papaler Ziele; und ihm entsprechend ist je länger je mehr verfahren worden. Der Hermesianismus war jetzt kirchlich gerichtet; der in ihm erzogene Klerus hat nur eine Generation umfaßt. Zugleich aber war in der Verdammung und Zerstörung des Hermesianismus grundsätzlich die gesamte Wissenschaft der deutschen katholischen Theologie getroffen. War ihr Todeskampf auch nach den dreißiger Jahren noch zäh und langwierig, so war das weniger ein Ergebnis der Lauheit ihrer Gegner als der Gewissenhaftigkeit und des Mutes der Gelehrten, die ihr anhingen.

So hat Möhler, der große Polemiker des Katholizismus gegenüber den deutschen protestantischen Kirchen, es erleben müssen, daß seine Symbolik bei einem Haare auf den Index gekommen wäre, ehe man in Rom ihre polemische Brauchbarkeit erkannt hatte, und seine selbständigen Neigungen bei aller schroff katholischen Stellungnahme haben schließlich seinen Lebensabend verbittert; er wurde von seinem Münchener Lehrstuhl ehrenvoll in die Würzburger Domdechantenpfründe abgeschoben. Nicht viel anders würde es in München Döllinger ergangen sein, hätte nicht das Vatikanum und die Unfehlbarkeitserklärung ihn überhaupt von der Kirche geschieden.

Wie in München, so verliefen die Dinge auch in Tübingen und Freiburg. In Tübingen wurde der energische und fruchtbare Hirscher namentlich von dem Augenblick an bekämpft, da er für den Freiburger Erzstuhl in Aussicht genommen schien (1842), bis er schließlich, eben vom Freiburger Erzstuhle aus, zum Widerruf genötigt wurde und gebrochenen Herzens starb. Im Grunde nicht viel besser erging es Staudenmaier, dem von

Hegel und Schelling, auch von Schleiermacher mit angeregten Theologen, der Freiburg mindestens ebensosehr wie Tübingen angehört; und auch seine Schüler sowie die von ihm stark beeinflußte Marburger Fakultät sind unter den Verfolgungen der papalen Kreise zugrunde gegangen oder wenigstens von der Einflußnahme auf die katholische Kirche verdrängt worden.

Die letzte wichtigere Szene dieses Untergangs der alten selbständigen katholischen Theologie in Deutschland hat in Wien gespielt. Es handelte sich dabei um den Philosophen Anton Günther (1785—1863), einen Weltpriester, der außerhalb der Katheder der Fakultäten eine mystisch angehauchte, auf das philosophische Denken von Descartes, Schelling und Hegel gegründete Theologie in einzelnen Schriften vortrug, ohne sie irgendwo systematisch zusammenzufassen, aber mit einer Fülle genial erfaßter konkreter Wahrheiten, die seinen Einfluß in weite Kreise trugen, vor allem auch an die Stätten früheren, nun schon nachlassenden selbständigen katholischen Lebens am Niederrhein und in Schlesien. Günthers Schriften wurden im Jahre 1857 von der Indexkongregation verboten, und er selbst wurde zu einem Widerruf gezwungen, der ihn, wenn er ihm auch persönlich nicht völlig bindend erschien, dennoch veranlaßt hat, für den Rest seines Lebens zu schweigen.

Damit war denn das freie Gewissen der autonomen deutschen Theologie auf katholischem Boden ertötet; und schon im Beginn dieses Vernichtungsprozesses, seit den dreißiger Jahren, konnte die papale Strömung stark genug erscheinen, um auch auf dem für sie viel wichtigeren Gebiete äußerer Machtbeziehungen zwischen Staat und Kirche einen ersten Angriff zu wagen. Der Ausgangspunkt fand sich in Köln, und die Hauptrolle in ihm spielte derselbe Erzbischof Droste, der in Hermes die deutsche Wissenschaft tödlich verwundet hatte.

Die Abmachungen zwischen der Kurie und Preußen, wie sie von Niebuhr getroffen worden waren, hatten dasjenige Gebiet, auf welchem die Parität der Konfessionen praktisch am wichtigsten zum Ausdruck gelangte, die Frage der gemischten Ehen, gar nicht berührt; denn diese Frage war als für Rom

indiskutabel erklärt worden. Gleichwohl bestand sie, ja wurde bei der zunehmenden tatsächlichen Freizügigkeit und Mischung der Konfessionen in Deutschland von Tag zu Tage wichtiger. Aber die erstarkende papale Kirche war weit davon entfernt, auf diesem Gebiete nachzugeben. Vielmehr nahmen die Fälle zu, in denen katholische Geistliche erklärten, die Trauung gemischter Paare nur nach vorher geleistetem Versprechen katholischer Kindererziehung vornehmen zu können. Eine Kabinettsorder vom 17. August 1825, die dieses Verfahren der katholischen Kirche wie, im umgekehrten Falle, der evangelischen Geistlichkeit verbot, wurde vom katholischen Klerus nicht beachtet.

Was war da zu tun? Statt von Staats wegen in den einzelnen Fällen unmittelbar vorzugehen, glaubte man nach Napoleonischem Rezepte den Klerus durch den Papst zur Ruhe bringen zu können und begann mit Rom zu verhandeln: in der Form, daß noch der alte Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, für die Trauung gemischter Ehen ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung um Dispens einkam, wobei er von dem preußischen Vertreter dadurch unterstützt wurde, daß dieser für Zulassung des Dispenses die Aufhebung der Zivilehe anbot, wie sie am Rhein auf Grund des Code civil bestand.

Aber die in diesem Sinne in Rom eröffneten Verhandlungen zogen sich lange hin; und endlich, nachdem immer wieder der Standpunkt geltend gemacht worden war, die abgefallenen protestantischen Ketzer hätten überhaupt keinerlei Recht zu beanspruchen, erfloß am 25. März 1830 ein Breve, das der verschiedensten Deutung fähig war. Von Berlin aus versuchte man jetzt, eine klare Interpretation dieses Breves zu erlangen, um den immer unleidlicher werdenden Zuständen auf dem Gebiete der gemischten Ehen wenigstens einigermaßen abzuhelfen.

Aber in Rom verweigerte man schließlich eine solche Interpretation: schon war man in den Jahren papalen Aufschwungs, und schon wurde die Frage der gemischten Ehen auch anderen Staaten, z. B. Frankreich und Bayern gegenüber, zur Erhöhung

der kurialen Herrschaft ausgespielt. So von Rom abgewiesen, wandte sich die preußische Staatsgewalt, von dem katholischen Rat im Kultusministerium Schmedding beraten, an die Bischöfe des Landes mit der Frage, ob sie sich an den buchstäblichen Inhalt der päpstlichen Konzessionen binden oder aus eigener Macht einen Schritt weiter gehen wollten?

Natürlich konnten die Bischofe, soweit sie papal gesinnt waren, diese Frage nur verneinen. Doch legte der Kölner Erzbischof Spiegel ein kanonistisches Gutachten vor, nach dem es, auf Grund einer auf frühere Bestimmungen des kanonischen Rechts Rücksicht nehmenden Interpretation des päpstlichen Breves, möglich erschien, das Problem der gemischten Ehen einigermaßen zu ordnen. An dieses Gutachten hielt man sich jetzt; und auf Grund seiner Anschauungen wurde am 19. Juni 1834 eine Konvention zwischen dem Erzbischof Spiegel und der Regierung geschlossen.

Erschien es aber nicht als sicher, daß der damit hergestellte Zustand auf die Dauer kaum zu halten war? Und dies um so mehr, als die Kurie gerade am Rhein gegen die christkatholische Theologie von Hermes vorzugehen im Begriff war? Akut wurde die Lage sofort, als nach dem Tode Graf Spiegels (1835) Clemens August von Droste als Erzbischof folgte.

Der neue Erzbischof begann sehr bald sich in der Behandlung der Mischehen nicht mehr nach der Konvention von 1834, die der Kurie übrigens vom preußischen Kultusministerium nicht mitgeteilt worden war, sondern nur nach dem päpstlichen Breve selbst zu richten. Die Regierung versuchte darauf, mit ihm durch Bunsen und den ihm befreundeten Grafen Stolberg zu verhandeln. Allein die am 16. September 1837 abgehaltene Konferenz verlief erfolglos; und auf die ihm nahegelegte Resignation ging der Erzbischof nicht ein. Da wurde er verhaftet und am 20. November 1837 nach der Festung Minden abgeführt.

Es war eine Gewalttat. Und bald folgte ihr, freilich nicht mehr gleich willkürlich, eine zweite. In den ehemals polnischen Gebietsteilen Preußens war gemäß dem Friedensvertrage des Jahres 1768 die Gleichberechtigung der Konfessionen

in den Mischehen anerkannt worden, wie denn auch die Bischöfe von Breslau für die Trauung gemischter Ehen ohne Anfrage bei der Kurie Dispens zu erteilen pflegten, selbst wenn das Versprechen katholischer Kindererziehung nicht gegeben war. Aber der posensche Erzbischof Dunin begann jetzt, unter der Einwirkung des Kölner Widerstandes, die bis dahin geübte Praxis zu verlassen. In zwei Erlassen aus dem Anfang des Jahres 1838 an seinen Klerus stellte er sich auf den Standpunkt Drostes. Darauf verlangte die Regierung die Zurücknahme der Verfügungen; und der Erzbischof verweigerte sie. Nun wurden sie für ungesetzlich erklärt, und hierauf wiederum protestierte der Klerus der Erzdiözese. Die Dinge waren damit, da die Regierung sich auf in Köln so unglücklich verlaufene Unterhandlungen nicht einließ, zum Prozeß bereit. Im April 1839 wurde der Erzbischof zu einer sechsmonatigen Festungsstrafe und Verlust seiner Würde verurteilt.

Die Kölner und Posener Vorgänge erregten die katholische Welt aufs heftigste. Wohin zielte dieser heidnische preußische Staat? Hatte König Friedrich Wilhelm III. schon durch interkonfessionelle Versetzungen der Beamten und durch gemeinsame Militärgottesdienste von Protestanten und Katholiken der katholischen Kirche in der von ihr beanspruchten einzigartigen Stellung Gewalt angetan, so wolle er jetzt wohl die Gipfelpunkte ihrer Verwaltung und Verfassung in Preußen mit noch stärkerer Gewalt beseitigen? Laut schrien die papalen Katholiken auf, von Belgien und Frankreich her unterstützt; Görres schrieb den flammenden Protest seines „Athanasius“; geschickt unterband die Kurie in den verwaisten Diözesen die Befriedigung der Heilsbedürfnisse und erregte dadurch die Laien; den Anhängern des alten episkopalistischen Katholizismus war jede Waffe der Beruhigung aus der Hand gewunden, — zum ersten Male gewann die papale Partei einen wichtigen Bruchteil der öffentlichen Meinung für sich und erwarb Tausende neuer Anhänger.

In diesem Momente starb König Friedrich Wilhelm III., und Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron. Man erwartete von ihm auf allen Gebieten Außerordentliches, vor allem aber

auf dem kirchlichen, für das er seit langem ein starkes Interesse gezeigt hatte.

Er war als ein geistreicher Mann bekannt; an der Aufrichtigkeit seines Tuns zweifelte niemand. So schien Wohlwollen und Verständnis gesichert und damit die Aussicht auf eine klare Lösung der verworrenen Lage gewonnen. Allein eine genauere Einsicht in das verwickelte Wesen des Königs mußte von vornherein zu mancherlei Zweifeln führen.

Als tiefste Anlage des Königs konnte vielleicht ein zähes Beharren in einmal entwickelten Grundanschauungen bei höchster Assoziationsfähigkeit und stärkster Willenslenkbarkeit im einzelnen bezeichnet werden. Mit diesen Eigenschaften reichster Suggestibilität und doch zugleich ehrenhafter Verankerung in gewissen Prinzipien würde der König als Künstler, als Gelehrter, als Schriftsteller Bemerkenswertes haben leisten können. Zum Herrscher war er nicht geboren. Ihm fehlte bei aller scharfen Einsicht in die Einzelmomente einer Lage oder eines Charakters die Fähigkeit ruhig abwägenden Überblickes; ihm mangelte die Stetigkeit ständig aufeinanderfolgender, sich auf das Detail des Lebens beziehender Willensäußerungen: diese Unentschiedenheit und Unausgeglichenheit ließ ihn häufig moralisch schwach, wenn nicht gar falsch erscheinen; und wurde in schwierigen Lagen von ihm Gesamtanschauung und ruhiger Ablauf einzelner Willensäußerungen gefordert, so versagte er wohl gar bis zu dem Grade, daß er in einen Zustand völliger Apathie versank.

Diese Veranlagung wurde nun noch auf besondere Weise akzentuiert und auffällig gemacht durch den Inhalt der hartnäckig festgehaltenen Grundvorstellungen. Denn im wesentlichen lief dieser auf eine gänzlich übertriebene Vorstellung von der eigenen, von der königlichen Würde hinaus, wie sie völlig eigentlich nur aus dem Milieu eines durch romantische Zeiten bestimmten Glaubens zu verstehen ist[1]. Friedrich Wilhelm

[1] An sich ist ein mystischer Zug im Absolutismus sehr alt. Schon Ludwig XIV. sagt (Œuvres 2, 283) vom Fürsten: „tenant pour ainsi dire la place de Dieu, il semble être participant de sa connaissance".

faßte seine Würde als überirdisch und von Gott mit besonderer Erleuchtung ausgestattet auf, als eine seelische Funktion gleichsam, der Mit- und Nachwelt deutlicher als sonst Menschenköpfen entgegentrete: die daher auch andere besonders zu meistern berufen sei. Und dies tat derselbe Herrscher, dem Befehlen im Grunde weniger zuwider als unvollziehbar war, dem jede Kühnheit und Rücksichtslosigkeit einseitiger Willensäußerung abging.

Aber nicht bloß im Willensmechanismus des Königs trat so der grellste Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit hervor; er erstreckte sich auch auf die intellektuelle Tätigkeit. So modern hier der König im einzelnen oft zu sein schien, so sehr war er doch durch die Grundauffassung seines Berufes und seiner Würde in allen wichtigen Fragen an das Denken der Zeiten gebunden, in denen einmal eine solche Auffassung der Hauptsache nach Gemeingut zeitgenössischer Anschauung gewesen war. Es waren die Zeiten vor jedem Individualismus: Perioden der Politik des Mittelalters und der kirchlichen Konstitutionen christlicher Urzeit. Aus Denkweisen, die diesen Zeiten geläufig waren, erfloß daher die Einzelausgestaltung der Ideen des Königs in Kirche und Staat: hier Episkopalismus, dort mittelalterliches Ständetum waren darum das schließliche Ergebnis. Dabei wollte es aber die wechselreiche Vorstellungsweise des Königs im einzelnen wie die historische Entferntheit dieser Ideale von der Gegenwart in gleicher Weise, daß diese nicht recht zum Leben gelangen konnten: daß sie ohne feste Umrisse zu erhalten gleichsam nur poesievoll fortvegetierten: und in diesem Zustande den König ebenso hinrissen wie die Wirklichkeit des Lebens verwirrten.

Wie sollte nun ein König, der die Welt durch die Idee als eine ihm von Gott angeborene Kraft romantisch beherrschen wollte, sich mit den groben Kräften des Alltags abfinden? Es geschah um so weniger, je mehr er die verhängnisvolle Gabe einer glänzenden Sicherheit des persönlichen Verkehrs und vertrauensvollen Sich-Öffnens gegenüber Freund und Feind besaß: denn diese an sich so schätzenswerten Eigenschaften erweiterten die Anwendungsfähigkeit seiner scharf akzentuierten Begabung

und steigerten namentlich den Reichtum neuer Assoziationsmöglichkeiten über jedes Maß.

In dem Kampfe mit der katholischen Kirche, deren Institutionen er großenteils, wenn auch mit dem bittersüßen Gefühle des Protestanten verehrte, gab Friedrich Wilhelm IV. völlig nach. Noch sein Vater hatte, in einer Kabinettsorder vom 28. Januar 1838, eigentlich nur noch an der Forderung festgehalten, daß sich die Geistlichen bei gemischten Ehen kein förmliches Versprechen über Kindererziehung mehr geben lassen dürften. Friedrich Wilhelm IV. ging darüber noch weit hinaus. Er opferte in dem edlen Breslauer Fürstbischof Sedlnitzki einen der letzten Vertreter des alten deutschen Episkopalismus. Er führte den Erzbischof Dunin nach Posen zurück. Er schrieb dem Kölner Erzbischof Droste ein Entschuldigungsschreiben, das ihn von jedem Verdacht revolutionärer Umtriebe freisprach, und übergab nach ehrenvoller Entlassung Drostes das Kölner Erzbistum dem Speierer Bischof Johannes Geißel, einem Gesinnungsgenossen Drostes, wenn auch von milderen Formen und klügerer Kraft der Bestrickung. Und vor allem: er erst gab völlig die friderizianische Überlieferung von der staatlich selbständigen Behandlung der katholischen Kirche auf; prinzipienlos wich unter ihm die preußische Regierung vor der festen Betonung der kurialistischen Grundsätze Schritt für Schritt zurück.

Das alles brachte dann in Preußen einen ersten mächtigen, nun wirklich populären Aufschwung des Katholizismus hervor. Vom 18. August bis 6. Oktober 1844 zog die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, wie sie bisher nur in den Jahren 1514, 1585, 1655 und 1810 stattgefunden hatte, mehr als eine Million Pilger herbei; Flüsse und Landstraßen der Rheinlande waren von ihnen bedeckt. Und dem volkstümlichen Aufschwung ging eine erste papale Gesinnungsänderung des Klerus zur Seite.

Zwar entstand gegen diese Bewegung in dem Deutsch-Katholizismus Ronges und Czerskis von Schlesien und Posen aus eine Gegenbewegung, welche stark in die geistige Gärung der letzten vier Jahre vor der Revolution eingegriffen hat.

Aber sie blieb schließlich doch fast wirkungslos, zumal sie sich teilweise mit der politischen Revolution der Jahre 1848 und 1849 verquickte, zudem nicht von tiefernsten und rücksichtslos fanatischen Männern getragen war[1].

Viel wichtiger war, daß sich infolge der Vorgänge in Preußen nun auch außerhalb Preußens auf deutschem Boden ernstlich halb-papal-katholische Parteien, Strömungen jedenfalls nicht mehr im Sinne der alten christkatholischen Wissenschaft und der alten episkopalistischen Auffassung zu bilden begannen.

Weitaus die wichtigsten dieser Vorgänge spielten sich in Bayern ab. In München hatte sich unter König Ludwig I. und seinem Minister von Schenk, einem Renegaten, eine Kolonie von Romantikern und Konvertiten gebildet, deren geistiges Haupt Joseph Görres war. An ihn schlossen sich der vom Protestantismus übergetretene Phillips, dann Jarcke an, auch Clemens Brentano weilte oft in diesem Kreise. Dazu kamen Döllinger, Lasaulx, Ringseis, von Jüngeren u. a. Sepp, Höfler, Guido Görres. Dieser Kreis war gut deutsch, aber auch streng katholisch; und man kann aus Görres' „Athanasius" ersehen, wie er durch das Vorgehen des an sich schon in München nicht besonders gut gelittenen Preußens getroffen wurde.

In dem Augenblicke nun, da die katholische Kirche in Preußen in Not geraten zu sein schien, trat in Bayern ein erstes papales Ministerium Abel hervor und wurde den interkonfessionellen Gottesdiensten Friedrich Wilhelms III. eine Order des bayrischen Kriegsministers vom 14. August 1838 entgegengestellt, die den protestantischen Soldaten die Kniebeuge vor der Hostie vorschrieb. Und es half nichts, daß die protestantischen Abgeordneten in der Kammer hiergegen protestierten; bis Ende 1845 ist die Order in Kraft geblieben.

Nun bedeuteten diese Vorgänge an sich gewiß noch keinen Sieg der papalen Partei; der Kreis um den König wies noch Männer wie Möhler auf; wohl aber war ein viel regeres katholisches Interesse als bisher zu bemerken: und wohin anders

[1] Vgl. dazu Bd. X S. 503—4.

sollte das bei dem klaren und sieghaften Vorgehen der Kurie gegen den deutschen Episkopalismus und den deutschen Christkatholizismus führen als zum Bruch mit der Kurie oder in den Umkreis papaler, klerikaler Anschauungen.

Während aber so in der katholischen Kirche eine neue papale Lebens- und Staatsauffassung Fortschritte zu machen begann, von der für ein friedsames Zusammenleben von Staat und Kirche wenig Gutes zu erwarten war, gelang es vor allem in dem führenden protestantischen Staate, in Preußen, ebensowenig, das evangelische Bekenntnis nach seinen Lebensanschauungen wie in seinen kirchlichen Einrichtungen lebendig zu fördern und damit zugleich auch in ein friedlich-förderndes Verhältnis zum Staate zu setzen.

Zunächst waren allerdings die Aussichten in dieser Hinsicht, wie auf staatlichem Gebiete, nach den Freiheitskämpfen anscheinend die allerbesten; noch im Dezember 1813 war man in Berlin der festen Absicht gewesen, der evangelischen Kirche eine geregelte Presbyterial- und Synodalverfassung zu geben und ihr damit die Gewähr für eine eigenständige Entwicklung zu schaffen. Wären diese Absichten zur Ausführung gelangt, es wäre das Heil des evangelischen Bekenntnisses in Deutschland überhaupt gewesen; denn die kleinen Landeskirchen nach der preußischen führten durchweg ein beschauliches Dasein ohne Förderung des Ganzen, und nur eine starke preußische Initiative hätte sie wohl mit Sicherheit dieser ungesunden Lage entreißen können. Allein bald verflogen alle Gedanken einer wirklichen Förderung der preußischen Kirchenverfassung; schon ein Entwurf vom Jahre 1817 enthielt das synodale Element nur noch zum Schein.

In den Vordergrund trat in dieser Zeit vielmehr der Gedanke der Union der verschiedenen evangelischen Bekenntnisse, vor allem des Luthertums und der Reformierten. Und eine solche Union kam denn gelegentlich des Jubelfestes der Reformation im Jahre 1817 auch wirklich zustande; hervorgegangen aus einem sehnlichen Wunsche Friedrich Wilhelms III. umfaßte sie Preußen, bald auch Baden, Nassau, die Rheinpfalz und andere Länder mehr.

Nur war bei der Gründung der Union unklar geblieben, was sie eigentlich bedeuten sollte. Schleiermacher, damals noch der theologische Führer, sah in ihr eine Vereinigung der evangelischen Kirchen zum Schutze gegen Rom; die dogmatische Seite beachtete er weiter nicht; er glaubte, daß hier die Entwicklung des Protestantismus im 18. Jahrhundert die Frage nach absoluter dogmatischer Übereinstimmung schon unnötig gemacht habe; und er erwartete höchstens eine lebhafte theologische und dogmatische Fortbildung auf der neuen, gemeinsamen, nicht weiter bekenntnismäßig festzustellenden Grundlage.

Aber ganz anders sah Friedrich Wilhelm III. die Sache an. Ihm lag eben eine dogmatische Einigung am Herzen, und als sich diese bald als ausgeschlossen herausstellte, wenigstens eine liturgische. Er ließ daher auf Grund seines angeblichen liturgischen Rechtes als Summepiskopus der preußischen Landeskirche eine Agende ausarbeiten und setzte ihre Einführung seit dem Jahre 1821 nicht immer mit den besten Mitteln durch.

Weitaus unduldsamer zeigte sich der König dann in den dreißiger Jahren. In Schlesien war damals unter Scheibel, Huschke und Steffens eine altlutherische Bewegung entstanden, die von der Union nichts wissen mochte; der König aber wollte ihr wenigstens seine Agende aufdrängen. Als die Altlutherischen sie ablehnten, kam es zu höchst widerlichen Szenen: Absetzung von Geistlichen, Bequartierungen; und viele Geistliche und Gemeindemitglieder entzogen sich weiteren Quälereien durch Auswanderung nach Amerika.

Gleichzeitig aber hatten nun jene großen geistigen Bewegungen auf dem protestantischkirchlichen Gebiete eingesetzt, die wir schon kennen[1]: 1835 war das „Leben Jesu" von Strauß erschienen, seit 1838 gab Ruge die „Hallischen Jahrbücher" heraus; 1841 folgte Feuerbachs „Wesen des Christentums"; seit 1846 kam es zur Bildung freier Gemeinden. Neben die Orthodoxie und die Schleiermachersche Vermittlungstheorie stellte sich damit eine kirchliche Linke, die den vorhandenen dogmatischen Bestand

[1] S. Bd. X S. 492 ff.

überhaupt als verbraucht ansah, gleichgültig, ob man von Reformierten oder Lutherischen rede.

Auch in diesen Dingen konnte man nun auf die Stellungnahme Friedrich Wilhelms IV. in hohem Grade gespannt sein; denn noch mehr als die katholischen berührten sie die innersten Kammern seines Lebens.

Der König hob zunächst sofort alle Zwangsmaßregeln gegen die Altlutherischen auf; seit 1841 durften sie eine besondere Kirchengemeinschaft bilden.

Fand diese Maßregel allgemeinen Beifall, so zeigte sich andrerseits bald, daß der König sein Herz mit dem Ideal einer Zukunftskirche erfüllt hatte, das allerdings dem der Urkirche entsprechen sollte, in Wirklichkeit aber etwa auf das Wesen der anglikanischen Kirche hinauslief. Gewiß, eine Gemeindeverfassung, aber daneben ein festes Regiment der Bischöfe als Hüter des Glaubens: das war sein Programm.

Indes auch von diesem Standpunkte aus begegneten die ersten Schritte, die der König auf dem Boden der evangelischen Kirchenverfassung tat, noch allgemeiner Sympathie. 1843 traten Kreissynoden zusammen, 1844 Provinzialsynoden, um über die neue kirchliche Ordnung zu beraten; dem sollte eine Vereinigung aller deutschen Landeskirchen erfolgen, darauf endlich eine Generalsynode deutschen Namens.

Allein die Vereinigung aller Landeskirchen scheiterte, und auf der 1846 zusammengetretenen, nunmehr nur preußischen Generalsynode gingen die Dinge nicht nach dem Wunsche des Königs. Schwierigkeiten ergaben sich hier sofort auf dem dogmatischen Gebiete und wurden formell hervorgerufen durch die schon lange brennende Frage, ob denn die Union die dogmatischen Unterschiede zwischen Reformierten und Lutherischen aufgehoben habe oder nicht.

Die Orthodoxen, fast alle Lutherische, behaupteten nein: so Stahl und Twesten. Die Linke, in welcher unter der Führung des Grafen Schwerin vornehmlich das Laienelement vertreten war, meinte, das Dogmatische sei überhaupt Nebensache; für die Union müsse die Verpflichtung auf einen be-

stimmten Lehrgehalt wegfallen. Eine mittlere Meinung endlich ging auf eine neue dogmatische Formulierung, die der Union positiven Inhalt geben und das alte reformierte und lutherische Bekenntnis aufheben oder wenigstens nur neben dem neuen bestehen lassen sollte: hierfür sprachen die Männer der sogenannten positiven Union: Karl Immanuel Nitzsch, Julius Müller.

Natürlich gab die ganze Frage Anlaß zu unendlichen Erörterungen. Und es war schon viel, daß man sich endlich auf einen Mittelweg einigte zwischen Lehrfreiheit und dogmatischem Zwang; das Formular des Bekenntnisses sollte nicht aus dem bisherigen Symbolum, sondern aus Worten allein der Heiligen Schrift genommen werden.

In diesem Resultat aber erschöpfte sich nun auch die Tätigkeit der Synode; es wurde zudem alsbald von den Orthodoxen in und außer der Synode grimmig angefeindet und ging in der Praxis verloren; zur Beratung aber einer ständigen Gemeinde- und Synodalverfassung gelangte die Generalsynode nicht mehr. Und so versandete denn der große Anlauf zu einer evangelischen Kirchenverfassung elendiglich: auf dogmatischem Gebiete blieb alles beim alten; die Kirchenverfassung blieb ebenfalls die alte; und neu begründet wurde als ihre logische Krönung nur der preußische Oberkirchenrat.

Damit war denn die Initiative Friedrich Wilhelms IV. den kirchlichen und dogmatischen Schwierigkeiten der Zeit gegenüber ohne Ausnahme ausgewichen und völlig gescheitert.

Sollte die Entwicklung auf politischem Gebiete mit anderem Ergebnis schließen?

II.

Ehe die Erzählung in die Einzelheiten der politischen Vorgänge eintritt, wird es nötig sein, sich ganz im allgemeinen die Entwicklung des inneren politischen Lebens der Nation im Zeitalter des Subjektivismus bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wenigstens in einigen bedeutsamen Zügen ins Gedächtnis zu rufen. Und damit mag, an der Hand eines für die Entwicklung besonders wichtig gewordenen Gegensatzes, zugleich ein Ausblick in die Zukunft verbunden sein, unter dessen Gedanken der Leser später unwillkürlich jene zahlreichen Einzelzüge und Einzelwendungen der Entwicklung zusammenfassen wird, deren Mitteilung nicht umgangen werden kann.

Wir gebrauchen heute die Ausdrücke Liberalismus und Demokratie nicht immer unter klarer Abgrenzung ihrer geschichtlichen Bewertung, wenn uns auch unwillkürlich gegenwärtig ist, daß wir mit Liberalismus mehr etwas schon Vollendetes, unter Demokratie etwas Werdendes bezeichnen. Eine Schilderung der politischen Entwicklung der Nation seit 1830 oder 1840 vermag mit so vagen Begriffen nicht auszukommen. Sie wird in die genauere Betrachtung der geschichtlichen Bedeutung dieser Worte eintreten müssen; denn es handelt sich bei ihnen recht eigentlich um Angelbegriffe unserer jüngeren und jüngsten nationalen Geschichte.

Dem ganzen Wesen des Subjektivismus ist es eigen, zunächst für die Autonomie der Einzelpersönlichkeit sowohl in ihrem inneren Wesen wie in dem Bereiche ihrer Einwirkungsmöglichkeiten nach außen einzutreten. Darum hat das subjektive Zeitalter innerhalb der deutschen Geschichte sich praktisch an erster Stelle in Erziehungsfragen ausgelebt: es wollte den einzelnen

dadurch für die Zeit geschickt machen, daß es ihn zum selbständigen und selbstwirkenden Subjekt erzog. Von dieser Grundlage aus ist es verständlich, daß es auch die Lösung des schweren Problems, wie für die neue geistige Gesellschaft nun auch ein neuer Staat zu bilden sei, ebenfalls von der Einzelperson her in Angriff nahm: der Staat sollte so konstruiert werden, daß er die „Freiheit des Partikuliers" in jenem größtmöglichen Ausmaße zulasse und gewährleiste, das eben noch mit der Freiheit der anderen „Partikuliers" verträglich sei. Dies ist das Ideal; und das ist es, was in der früheſten europäischen Kultur des Subjektivismus, der englischen, als demokratisches Ideal verstanden wurde und auch von uns als solches bezeichnet werden soll.

Indem aber so den Einzelpersonen Freiheit gegeben ward, sich in einem größten, mit der Freiheit aller anderen eben noch vereinbaren Kreise auszuwirken, war damit auch die Pflicht und das Recht für jeden einzelnen gegeben, in dem Maße seiner sittlichen und intellektuellen Möglichkeiten sich auszuleben und mit ihnen in das Gesamtleben aller, die staatliche Gesellschaft, aufzugehen. Und dieses Aufgehen in diesem Maße nannte man organisch; und das Problem des neuen Staates erschien damit als das Problem der organisierten Gesellschaft. Dabei war diese Organisation von Anbeginn nicht als nur die eines einzigen Systems gedacht. Vielmehr sollte sie von unten her, aus kleineren Kreisen, in immer höhere aufsteigen: der Organisation der Gemeinde sollte die des Kreises und der Provinz und erst dieser die des Staates folgen. Und so versteht sich, daß die Organisation des Staates von vornherein schon durch die Organisation der niederen Kreise mitbestimmt war, sich auf sie einzustellen hatte, die in ihnen aufgezogenen und aufgesammelten politischen Energien auszunutzen imstande sein sollte. Doch ergab sich dabei schließlich für ihn kein anderes System von Organen als dasjenige, das schon in individualistischen Zeiten für den naturrechtlichen Staat gefordert worden war: Staatsgewalt und Volksvertretung. Nur daß das Prinzip der Volksvertretung jetzt nicht mehr in der gleichmäßigen Vertretung aller Individuen zu gleichem Rechte gesucht werden durfte, sondern vielmehr in ihrer organischen

Anteilnahme an dieser Vertretung je nach ihrer besonderen politischen Energie, Leistungsfähigkeit und Inanspruchnahme schon durch die unteren politischen Kreise zu finden war.

Darauf also kam es bei der Konstruktion des neuen Staates neben manchen anderen Gesichtspunkten vor allem an, den Anteil jedes einzelnen Subjektes nicht gleichmäßig und mechanisch, wie es der Individualismus getan hatte, durch ein mathematisch konstruiertes Wahlrecht zu regeln, sondern organisch aus der spezifischen politischen Bedeutung dieses Subjektes hervorwachsen zu lassen.

In diesem Ideal, das wir das demokratische nennen, waren alle einig, die überhaupt über den Staat nachdachten, konservativ denkende Männer der Restauration ebenso wie zu liberalen Auffassungen neigende Männer der Zeit der Freiheitskriege und der darauf folgenden Jahrzehnte: es war der gemeinsame Ausgangspunkt alles schöpferischen politischen Denkens im 19. Jahrhundert.

Allein in der konkreten Durchführung des Prinzips ergab sich bald ein bemerkenswerter Unterschied. Die konservativ gerichteten Köpfe sahen in den alten Berechtigungen der deutschen Stände Ansätze zur Lösung des organischen Staatsaufbaus, die nur noch mehr oder minder auszubauen wären, oder sie sahen wohl gar in deren Berechtigungen das Problem schon gelöst. Nun hätten sie zu diesen Anschauungen niemals gelangen können, hätte sich um das Jahr 1800 das deutsche Wirtschaftsleben schon rapid entwickelt, und wären infolgedessen in der für die politischen Fragen entscheidenden Zeit, in den zwanziger und dreißiger Jahren, schon soziale Revolutionen und die Anfänge völlig neuer Standesbildungen und damit auch völlige Umbildungen der politischen Bewertung der Einzelsubjekte gegenüber dem sozialen Bestande des 18. Jahrhunderts hervorgetreten. Allein das war bekanntlich nicht der Fall; erst die zweite Periode des Subjektivismus hat seit den vierziger und fünfziger Jahren im Verlaufe von ein bis zwei Menschenaltern diese Wandlungen gebracht und damit die soziale Plattform der politischen Erwägungen, von denen man in den zwanziger und dreißiger Jahren ausgehen konnte, von Grund aus verschoben.

Damals aber konnte es wohl so scheinen, als bestehe noch mehr oder minder selbständig, sicherlich als Ganzes aber unerschüttert und unerschütterlich die soziale Konstellation des 18. Jahrhunderts. Indem nun die konservativ gerichteten Köpfe von dieser Annahme ausgingen, wurden sie alle mehr oder minder restaurativ und traten damit, wie wir von unserer Gegenwart aus leicht zu urteilen haben, mit der fortschreitenden Entwicklung je länger je mehr in einen so fundamentalen Gegensatz, daß ihr Denken unfruchtbar und ihr Wollen machtlos wurde. Und so erledigte sich denn das konservative Denken eigentlich von sich selbst aus; es fiel aus; und dies Schicksal wurde ihm um so mehr zuteil, als sich beinahe alle Konservativen zu dem unbedingten Korrelate des organischen Staatsgedankens, zur Einheitsidee, aus partikularistischen Gründen ablehnend verhielten: höchstens die Österreicher haben davon eine Ausnahme gemacht und konnten sie machen, da für sie, unter Beibehaltung des Kaisertums der Habsburger, Partikularismus und Reichsidee zusammenfiel.

Völlig anders war die Entwicklung der liberalen Anschauung. Auch sie fand allerdings ebensowenig wie die konservative eine genügende Anknüpfung an das Bestehende und Werdende. Gewiß versuchten einige Liberale der zwanziger bis vierziger Jahre auf der langsam fortschreitenden sozialen Entwicklung der Nation zu fußen und ihr Motive moderner einheimischer Staatskonstruktion zu entnehmen. Allein die Mehrheit sah gleich den Konservativen im Grunde sozialen Stillstand; und da sie, aus Anregungen des weit stärker entwickelten Geisteslebens her, gleichwohl das lebhafteste Bedürfnis einer fortschrittlichen Staatskonstruktion empfand, so machte sie für deren Durchbildung fremde Anleihen bei den Völkern der Nachbarschaft, insbesondere bei den Franzosen. Auf diese Weise zogen, mächtiger schon seit den zwanziger Jahren, fremde Theorien künftiger deutscher Verfassungen über den Rhein.

Aber nun wollte das Unglück, daß auch diese Theorien keineswegs der Anschauungsbasis des neuen Subjektivismus entsprossen waren, sondern vielmehr nichts waren als Fortbildungen des

alten individualistischen Naturrechts aus der Revolutionszeit und allenfalls aus den folgenden Jahrzehnten: gewiß in manchen Einzelheiten moderne Produkte, im ganzen aber sozusagen politisch-theoretische Ladenhüter: Lehren vor allem, die nicht das Subjekt, sondern das Individuum, nicht die politisch abgestufte Tätigkeit des einzelnen, sondern die mathematisch gleiche Wahlstimme jeder Person dem werdenden Staate zugrunde legten.

Man sieht leicht: es war im eigentlichsten der Ersatz der organischen Staatsanschauung durch eine mechanische, soviel man auch noch von Organismus reden mochte; und es bildete sich daher von hier aus schließlich ein ganz anderes Staatsideal als das rein subjektivistisch-demokratische, ein Ideal, das im Gegensatze zu diesem mit vollem geschichtlichen Rechte als das spezifisch liberale, als das Ideal des deutschen Liberalismus des 19. Jahrhunderts und insbesondere der ersten deutschen Periode des Subjektivismus bezeichnet werden kann.

Was aber dieses Ideal in Deutschland so außerordentlich kräftig und wirksam machte, das war nicht so sehr sein eigentlicher Inhalt wie seine Verquickung mit der Idee der nationalen Einheit: erst aus ihr empfing es Frische, Volkstümlichkeit, lebendige Gegenwart; und eben der Umstand, daß die Einheitsidee bei den Konservativen schon vor 1848 wenig Pflege fand und nach 1848 auch von den österreichischen Konservativen abgelehnt wurde, hat zu jener untrennbaren Einheit von nationalen und liberalen Bestrebungen geführt, unter deren Impulsen sich Verfassungswerk und Gesetzgebung vornehmlich in den sechziger und siebziger Jahren vorwärts bewegt haben. Dann freilich ist der liberale Gedanke mehr zurückgetreten, unter dem Drucke der ersten großen sozialen und geistigen Erscheinungen der zweiten subjektivistischen Periode stellte sich eine Deroute des politischen Denkens überhaupt ein; sozialpartikulare Interessen gewannen die Oberhand; und erst langsam zeigt sich in der Gegenwart eine geistige Erholung, die auf das ursprüngliche subjektiv-demokratische Ideal zurückgreift, es immer inniger und deutlicher umfaßt und von ihm aus die wahre Verwirklichung des subjektivistischen Staates anzubahnen bestrebt ist.

Kehren wir indes von diesen weiten Aussichten in die Vorperiode unserer Erzählung, in die zwanziger bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück, so bewegen wir uns in ihnen, unter dem langsamen Absterben des fruchtbaren Ideengehaltes der Konservativen, zunächst in den Anfängen der liberalen Gedankenbildung.

Und da wissen wir schon aus der eingehenden früheren Darstellung dieser Verhältnisse[1], daß das liberale Denken zunächst mit noch recht abstrakten Anschauungen begann, so sehr man sich auch dem praktischen Leben und wenigstens der politischen Kritik zuzuwenden suchte. Kann es wundernehmen, daß unter diesen Umständen die vollentwickelte, kräftigere Ideenwelt Westeuropas eindrang? Zumal, da an dieser Wendung in Deutschland kosmopolitische Elemente, Juden, Gelehrte, an erster Stelle mit beteiligt waren? Schon in die dreißiger Jahre bringt die junge Strömung, soweit sie ein Programm hat, die Belastung mit fremden Ideen mit.

In dem neuen Jahrzehnt freilich wurde man dann in vielem Betracht eingehender und, insofern man dadurch den heimischen Verhältnissen näher trat, auch mehr deutsch. So vertiefte man sich außer in die politischen Zustände auch in die soziale Lage; und blieb man auch hier fast ganz bei der Kritik, so mußte doch selbst sie schon auf diesem zunächst untergeordneten Gebiete schließlich auch mehr nationale Forderungen zeitigen. Im übrigen aber war für das Jahrzehnt bezeichnend, daß seine Kritik literarisch-ästhetisch war: das Junge Deutschland hatte die Führung. Daraus ergab sich allerdings eine außerordentliche Ausdehnung der in die Kritik hineingezogenen Kreise; die „Gebildeten" als solche wurden gewonnen; das politische Publikum begann mit dem weit größeren literarischen Publikum zusammenzufallen. Allein war damit ein Übergang zur Tat gegeben? Nichts ist in dieser Hinsicht charakteristischer, als daß die Produktion der Jungdeutschen die erzählenden Gattungen der Dichtung bevorzugte, den leidenschaftlichen fernblieb. Nur An-

[1] S. Bd. X S. 460 f.

regungen, nicht Anreize wurden gewonnen, und nur insofern wurde ein weiterer Schritt zur Tat hin getan, als die Anregungen an tausend Orten niedergingen: und somit eine beträchtliche Anzahl von Schauplätzen für künftiges Handeln vorbereitet wurde.

Die vierziger Jahre führten dann alsbald um eine wesentliche Stufe weiter. Die politische Lyrik und Dramatik trat auf; die Leidenschaften erhitzten sich. Das hatte zunächst eine Gabelung in der liberalen Strömung selbst zur Folge; ein rasches dahineilendes Bergwasser gleichsam des Radikalismus trennte sich ab, um, ohne feste Ufer, in der Tätigkeit zunächst von Einzelpersonen verlaufend, die sich überstürzenden Stimmungen der zweiten Hälfte des Jahrzehnts vorzubereiten. Um so mehr aber begannen sich nun auch die Gemäßigten zusammenzufassen. Anfänge liberaler Parteibildungen bestanden damals schon vielerorten in den kleineren Staaten mit ihren Landständen und Parlamenten; vor allem in Süddeutschland machten sie von sich reden. Und von hier gingen denn auch zumeist die Versuche, Zusammenhang untereinander zu gewinnen aus; es schien, als wollte der deutsche Südwesten in irgendeiner Form die gemäßigt liberale politische Führung der Nation übernehmen.

In den ersten Anfängen dieses Momentes nun, der einen ganz sichtbaren Übergang zu tätigerem Verhalten bedeuten mußte, trat ein Ereignis ein, das der ganzen Bewegung mehr Geschlossenheit und Feuer zuführte: und dies Ereignis wurde, wie der Einigungskrieg von 1870, den Franzosen verdankt: als ihre phantastische Orientpolitik auf den Widerstand der europäischen Mächte stieß, erhob sich in Paris Geschrei nach dem Rhein; Beckers Rheinlied und tausend Entrüstungszeichen von jenseits des Stromes antworteten: und das lange unter der Asche der Restaurationszeiten schlummernde Einheitsgefühl der Nation belebte sich. Belebte sich so, daß es in wenigen Jahren die Leitung der liberalen Strömung übernahm und diese insofern in sich aufnahm und überholte.

Waren dies die allgemeinen Vorgänge, die schon um 1840 ganz zweifellos auf gewaltige, bei Widerstand der bestehenden

Gewalten revolutionäre Vorgänge hindrängten, so mochte man sich wohl fragen, inwiefern diese Gewalten einem solchen Andrang gewachsen sein, und wie sie sich überhaupt zu ihm verhalten würden. Soweit dabei die Einzelstaaten in Betracht kamen, so war klar, daß sie nicht würden widerstehen können. Wo sollten sie die militärische Kraft, woher den sittlichen Mut, woher auch nur, bei ihrer auf enge Horizonte begrenzten Bureaukratie, die praktische Einsicht zu starken Gegenwirkungen nehmen? Am 2. März 1848 forderte in der Hauptstadt des Herzogtums Nassau, in Wiesbaden, eine Volksversammlung von der Regierung: allgemeine Volksverfassung; Preßfreiheit; Berufung eines deutschen Parlaments; Vereidigung des Militärs auf die Verfassung; freies Versammlungsrecht; öffentliches und mündliches Verfahren im Rechtsgang und Schwurgerichte; die Domänen als Staatseigentum; ein neues Wahlgesetz ohne plutokratische Züge; Religionsfreiheit. Der Herzog war abwesend; der Staatsminister von Dungern bewilligte alsbald die ersten beiden Punkte; würde dem der Herzog nicht zustimmen, so werde er pensionsfrei abgehen. Inzwischen kam der Herzog — und stimmte allen Punkten zu. So geschehen zu Wiesbaden und in Nassau — noch nicht einmal in irgendeinem vollen politischen und staatlichen Krähwinkel, wie es deren in den Grenzen des Deutschen Bundes nicht wenige gab.

Oder wäre Widerstand vielleicht vom Bunde zu erwarten gewesen? Wir werden bald sehen, daß der Durchlauchtigste Bundestag in Frankfurt vor den ersten revolutionären Maßregeln, die ehrliche und biedere Männer zur Erringung der deutschen Einheit ergriffen, schwächlich in die Knie sank bis zu dem Grade, daß er fast freiwillig die Palinodie seiner schmählichen Unterdrückungsgesetze der politischen Meinung sang, ja sogar der Lächerlichkeit nicht auswich, jene schwarzrotgoldenen Farben anzunehmen, derentwegen er manch junges Leben hinter Schloß und Riegel gesteckt hatte.

Es blieben am Ende als festeste Punkte des Widerstandes noch die großen Einzelstaaten. In der Tat ragten schließlich fast nur sie in die Sintflut der Revolution stark hinein: wenn

freilich auch sie zeitweise von ihr bedeckt wurden. Und so können die höchst verwickelten Einzelvorgänge der revolutionären Bewegung eigentlich nur dann übersehen werden, wenn man an die Ereignisse der Staaten anknüpft; durch sie, nicht durch die Vorgänge in Frankfurt, ist auch im Grunde das Schicksal der Einheitsbewegung besiegelt worden, und unsere Erzählung wird daher zuerst von ihnen ausführlich melden, ehe die Ereignisse der nationalen Gesamtbewegung zur Darstellung gelangen.

Nun hätte unter den beiden deutschen Großmächten nach seiner vollen Vergangenheit am ehesten Österreich für die Fortbewegung in Betracht kommen sollen. Allein war diese Vergangenheit gerade in ihren jüngsten Phasen geeignet, dem Kaiserstaat noch die Führung in diesen Gärungsjahren zu verschaffen? Noch bestand das Metternichsche Regiment; und Metternich hat bei den ersten stärkeren Demonstrationen Wiens schleunigst das Staatsruder aus seiner müden Hand gelegt. Neben ihm aber gab es in ganz Österreich eigentlich keine Autorität. Kaiser Franz insbesondere, schwachsinnig und stetiger geistiger Vormundschaft bedürftig, war eine Anomalie auf deutschen Thronen; wer hätte mit ihm überhaupt rechnen wollen?

So wandten sich aller Augen nach Berlin; und das Übergewicht Preußens war so augenscheinlich, daß es schon um 1840 niemand mehr bestritt, der klaren Blickes die nächste Zukunft der Nation sichtete. Berlin und Preußen aber hieß seit 1840 Friedrich Wilhelm IV. Denn was man von dem Könige auch denken und über ihn erzählen mochte: darin waren alle einig, daß er der Träger des Schicksals nicht nur seines Staates, sondern seines Volkes in den kommenden Wirren sein werde.

Und empfand der König selbst etwa anders? Metternich, der, erfahrenen Auges in der Anschauung von Personen, Friedrich Wilhelm IV. 1842 beim Kölner Dombaufest kennen lernte, urteilte über ihn: „Es ist in ihm eine eigentümliche Mischung hervorragender Eigenschaften mit gewissen Fehlern, zu denen die Leidenschaft gehört, an allem zu rühren und so zu handeln, daß dabei seine Fähigkeiten zur Darstellung kommen. Ich fürchte, daß er auf dem Wege ist, alles umzukehren, sein

Land und ganz Deutschland". Und schon 1840, gelegentlich der Huldigung der märkischen Stände, hatte der König selbst zu diesen geäußert: „Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen den Großmächten der Erde zugesellt ist? Nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht verlassen noch versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie böse Tage, o! dann antworten Sie mir mit dem klarsten, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenfestes Ja!"

So schien denn alles gegeben: ein guter Wille der Nation, ein instruktives Hinstreben zu neuen staatlichen Zielen und ein trefflicher, selbstbewußter Führer: da mußte wenigstens in Preußen zunächst ein glänzender Aufschwung des inneren Staatslebens erfolgen.

In der Tat begann die Regierung Friedrich Wilhelms IV. in Preußen zunächst mit einer Reihe innerer Reformen und entgegenkommender Maßregeln gegenüber Personen, die in den Zeiten Friedrich Wilhelms III. ungerecht gelitten hatten. Und wenn auch der Eindruck kein ganz reiner war, wenn auch die Männer in der Umgebung des Königs, von Rochow, von Gerlach, von der Gröben dem Liberalismus fernstanden, wenn weiter die Ernennung des tapferen, aber bureaukratischen Eichhorn zum Kultusminister, die Berufung Hassenpflugs in das Obertribunal, die Maßregelung des Dichters Hoffmann von Fallersleben[1] ganz andere Möglichkeiten zeigten und eben das Schillernde sich bald als Charakter des neuen Regimes ergab: so überwogen doch anfangs volkstümliche Maßregeln. Am 10. August 1840 erfolgte eine allgemeine Amnestie für Hochverrat, Majestätsbeleidigung und politische Verbrechen; im Jahre 1841 erschien ein Erlaß über die Grenzen der Zensur, der deren Handhabung milder ordnete; ihm folgte 1842 gar die Aufhebung der Zensur für alle Druckschriften über zwanzig

[1] S. Bd. X S. 511.

Bogen, und im Februar 1843 die Einsetzung eines Oberzensurgerichtes zur Entscheidung von Beschwerden gegen die unteren Instanzen. Und was mehr war: diesen Maßregeln liefen Erwägungen über die langsame Einführung von ständischen Vertretungen parallel. Ein erster Schritt geschah in dieser Richtung durch die Verordnung über die ständigen Ausschüsse der Provinziallandtage vom 21. Juni 1841. Danach sollte jeder Provinziallandtag zwölf seiner Mitglieder in einen ständigen Ausschuß deputieren. Diese Ausschüsse aller Landtage sollten dann in Berlin gemeinsam tagen und in gegenseitigen Gedankenaustausch über solche gesetzgeberische Maßregeln treten, die in mehreren Provinzen zugleich in Frage ständen.

Allein diesen guten Anfängen, die schon seit 1842 durch eine immer mehr zurückhaltende Politik beeinträchtigt wurden, folgte gegen 1844 ein völliger Umschwung. Im Beginn des Jahres 1844 erschien ein Gesetz, das die Richter nach gewissen Seiten der königlichen Disziplinargewalt unterordnete, also die Unabhängigkeit des Richterstandes antastete; seine Bestimmungen zeigten wohl zuerst die Spuren einer schrofferen Haltung. Stärker traten diese dann auf nach dem tollen Attentat des Bürgermeisters Tschesch gegen den König (26. Juli 1844) und nach den Ausschreitungen der notleidenden schlesischen Weber, da diese Ärmsten dem Könige als aufrührerisch geschildert wurden. Und vor allem war es die Geneigtheit des Königs, auf dem Wege ständischer Konstitution des Staates vorwärts zu schreiten, die durch diese Einflüsse erschüttert wurde; von Wirkung waren hierauf wohl auch die Erfahrungen, die man mit der evangelischen Generalsynode des Jahres 1846 und deren Uneinigkeit machte, wie der Druck der äußeren Lage, die nun schon altgewohnte Abhängigkeit von Österreich und Rußland, den absoluten Monarchien des europäischen Ostens.

Gleichwohl gab es einen Umstand, der den König auf ständischem Wege vorwärts drängte auch wider Willen. Ein Gesetz vom Jahre 1820 gestattete Staatsanleihen nur unter Zustimmung der künftigen Landesvertretung. Es erwies sich jetzt aber als dringlich, für politisch und strategisch unbedingt

notwendige Eisenbahnen Anleihen aufzunehmen. So entschied sich denn der König für eine Befragung des Landes in dieser Sache, aber in eigenartiger Weise: er suchte die Bestellung einer Volksvertretung gleichwohl zu umgehen.

Am 3. Februar 1847 erschien sehr überraschend ein Patent über die ständischen Einrichtungen. Nach ihm sollten erstens nicht mehr bloß Ausschüsse, sondern alle Mitglieder der Provinziallandtage in Berlin, freilich nicht periodisch, sondern nur je auf königlichen Befehl zu einem Vereinigten Landtage zusammentreten. Dabei sollten aus ihnen zwei Kurien gebildet werden, die des Herrenstandes und die der übrigen Stände, der Ritter, Bürger und Bauern. Beide Kurien sollten sich in ihren Beratungen nur mit Steuersachen und Anleihen befassen, jedenfalls nur in ihnen beschließen. Zweitens aber sollten in Terminen von höchstens vier Jahren die vereinigten Ausschüsse der Provinziallandtage, die also beibehalten wurden, ebenfalls in Berlin zu gemeinsamen Sitzungen zusammentreten; und sie sollten sich vor allem an der Gesetzgebung beratend beteiligen.

Auf Grund dieses Patents trat nun vom 11. April bis zum 26. Juni 1847 ein erster Vereinigter Landtag zusammen. Es war, nach Geistesgaben, sittlicher Haltung, Ruhe und Maßhalten in der Erörterung eine der glänzendsten parlamentarischen Versammlungen, die Deutschland gesehen hat. Da saßen vor allem in langen Reihen die Angehörigen des rheinischen und des westfälischen Provinziallandtages und die Mitglieder der Landtage von West- und Ostpreußen, derjenigen provinzialständischen Körper, die bisher das regste Leben entfaltet hatten, und aus deren Schoß auch mit die tapfersten und klügsten Förderer der Einheitsbewegung hervorgegangen sind: die von Beckerath, Hansemann, Camphausen, Mevissen; die von Vincke und von Bockum-Dolffs; die von Auerswald und von Saucken-Tarputschen.

Gleichwohl konnte der König mit dem Vereinigten Landtage nicht auskommen. Der König empfing die Herren mit einer prächtigen Rede, die aber jede anders geartete Volksvertretung als die angeblich vor ihm stehende a limine ablehnte

und noch mehr jede Verfassung abwies: denn er habe seine Gewalt von Gott, und nie werde er zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und das preußische Volk ein beschriebenes Blatt Papier dränge gleichsam als eine Vorsehung. Der Landtag erwiderte auf die Rede mit einer Adresse, in der nur im allgemeinen von der Wahrung der erworbenen Rechte des Volkes die Rede war. Aber selbst diese Fassung ertrug der König wenig willig; und noch mehr hatte er sich über die Linke entsetzt, als sie in der Diskussion der Adresse eine viel schärfere Formulierung gewünscht hatte. Doch antwortete er halbwegs gnädig und ganz in seiner persönlichen Art von Unentschiedenheit: die durch sein Patent geschaffenen Institutionen seien zwar unantastbar, doch fortbildungsfähig.

Danach begab sich der Landtag an die Beratung des ihm gemachten Anleihevorschlags. Aber da zeigte sich alsbald, daß er sich für die Bewilligung einer Anleihe nicht kompetent hielt: denn er sah sich nicht als das nach dem Gesetze von 1820 hierfür bestimmte Organ des Volkes an.

Damit war der Zweck, den der König mit der Einberufung des Landtages hatte erreichen wollen, vereitelt: er schickte den Landtag nach Hause.

Es fragte sich nach diesem Mißerfolg: Was nun? Ehe der König darauf zu klarer Antwort gelangte, erfolgten die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848. —

Die ersten revolutionären Vorgänge dieser Zeit auf deutschem Boden spielten sich aber nicht eigentlich innerhalb des Bundesgebietes ab, sondern vielmehr in der Schweiz: wie einstens, im 15. und 16. Jahrhundert, das Brüllen der Kühe der Eidgenossen auf den Almen der Berge als gemeindeutsches Revolutionszeichen gegolten hatte, so wurden auch jetzt wiederum die Eidgenossen zuerst lebendig und merkwürdigerweise so, daß sich dadurch vor allem auch der König von Preußen betroffen fühlte.

Schon seit den dreißiger Jahren war in der Schweiz mit ihrer disparaten, teils fast naturalwirtschaftlich-agrarischen, teils industriell- und kommerziell-städtischen Bevölkerung der Gegensatz zwischen konservativ und liberal oder radikal weit stärker

als im Bundesgebiete gewachsen. Und bei dem katholischen Bekenntnis der agrarischen Kantone hatte er sich mit dem von klerikal und antiklerikal verschmolzen und war bald zu einer feindseligen Gruppenbildung nach Kantonen entartet. Das führte dann schließlich zur kriegerischen Auseinandersetzung zwischen beiden Gruppen. Auf der einen Seite stand der klerikale Sonderbund, die drei Waldstätten Schwyz, Uri, Unterwalden, weiter Luzern, Zug, Freiburg und Wallis, auf der anderen die anderen Kantone. Indes wurden die Sonderbundskantone rasch von dem Heere der anderen Kantone unter General Dufour überwunden, 4. November bis 1. Dezember 1847.

Darauf gaben sich alle Kantone gemeinsam eine neue Verfassung, wonach Bundeshoheit und höchste Gewalt überhaupt einer Bundesversammlung zufielen, die aus dem Nationalrat als einer Vertretung des gesamten Schweizervolkes und dem Ständerat als einer Vertretung der Kantone zu bilden war. Es war ein unzweideutiger Sieg des Liberalismus; es war zugleich auf europäischem Boden die erste energische Fortbildung einer bundesstaatlichen Verfassung zum Zentralismus.

Da versteht sich denn leicht, daß dieser Abschluß der schweizerischen Wirren in den Ländern des Deutschen Bundes nicht geringen Eindruck machte: auch in ihnen und in den Wünschen und Kämpfen ihrer Bevölkerung handelte es sich ja um liberale Verfassung und nationale, vermutlich in föderativen Formen zu entwickelnde Einheit.

Sahen aber die Preußen und Preußens König auf die Entwicklung der schweizerischen Wirren noch mit besonderem Auge, so hing das mit der unmittelbaren Nachbarschaft zusammen, mit der der preußische König von der oranischen Erbschaft her als Fürst von Neuchâtel an die Kantone der Eidgenossen grenzte. Wie mußte es da nun Friedrich Wilhelm IV. schmerzen, als, noch vor den preußischen und Berliner Revolutionstagen, am 1. März 1848 in dem Fürstentum Neuchâtel eine namentlich von den Fabrikanten geführte demokratische Revolution ausbrach und das Land, ohne auf die Rechte des Königs von Preußen weiter zu achten, der Eidgenossenschaft als einen neuen

Kanton zuführte. Es war einer der Momente, die Friedrich Wilhelm IV. nie vergessen hat, und die seinen Groll gegen alles, was Volksbewegung hieß, schon früh zu verstärken geeignet waren.

Inzwischen aber war es, seit Ende des Jahres 1847, das mit seiner schweren Teuerung namentlich auch die unteren Klassen erregt hatte, schon allenthalben in Deutschland lebendig geworden. „Die Bourgeoisie fühlte ihre Kraft und war entschlossen, nicht länger die Fesseln zu ertragen, mit denen ein feudaler und bureaukratischer Despotismus ihre Handelsgeschäfte, ihre industrielle Leistungsfähigkeit, ihr gemeinsames Handeln als Klasse einschnürte; ein Teil des Landadels hatte sich so weit in Produzenten von Waren für den Markt verwandelt, daß er die gleichen Interessen mit der Bourgeoisie hatte und sich ihr anschloß; das Kleinbürgertum war unzufrieden, murrte über die Steuern, über die Hindernisse, die seiner geschäftlichen Tätigkeit in den Weg geworfen wurden, besaß aber kein bestimmtes Programm von Reformen, die versprachen, seine Stellung in Staat und Gesellschaft zu sichern; die Bauernschaft wurde niedergedrückt teils von feudalen Lasten, teils von den Anforderungen der Wucherer und Advokaten; die Arbeiter in den Städten waren ergriffen von der allgemeinen Unzufriedenheit, haßten in gleicher Weise die Regierung und die großen Kapitalisten und verfielen der Ansteckung durch sozialistische und kommunistische Ideen; kurz, die Opposition bildete eine heterogene Masse, die von den verschiedensten Interessen getrieben, aber mehr oder weniger von der Bourgeoisie geführt wurde." Es ist eine der knappsten Schilderungen der Lage, die, gewiß nicht ganz ohne Voreingenommenheit und wesentlich von den westdeutschen Zuständen ausgehend, doch im ganzen schon entschieden mit historischem Sinn, wenn auch ein wenig von seiner Geschichtstheorie beeinflußt, Karl Marx schon 1851 auf 1852 in seinen Aufsätzen über Revolution und Konterrevolution gegeben hat.

Diese Stimmungen mußten sich überall in Gewalttaten auslösen, wo sie noch durch besondere Umstände geschürt wurden,

und führten selbst da zum Aufstand, wo stärkere militärische Kräfte zu ihrer Unterdrückung bereit schienen. Das bezeichendste Beispiel hierfür bot vielleicht Bayern. In Bayern hatte es schon 1847 bedenklich gegärt, jetzt kam es, in den ersten Monaten des Jahres 1848, in München zu Tumulten, deren Rumor namentlich von den Studenten unter Anschürung durch die Klerikalen unmittelbar gegen König Ludwig I. und dessen unwürdige Geliebte, die spanische Tänzerin Lola Montez, genährt wurde. Und die Aufständischen setzten ihren Willen durch; Lola mußte sich zurückziehen, die „Gräfin" wurde wieder zu der Abenteurerin, die sie gewesen, und ist später, 1861, einsam in einem Krankenhause bei Neuyork gestorben. König Ludwig aber wandte der undankbaren Welt entrüstet den Rücken, stieg herab vom Thron und erhielt als seinen Nachfolger den feinsinnigen König Max.

Was aber die allenthalben verbreitete revolutionäre Stimmung noch besonders stärkte und zur Tat ermutigte, das waren die Nachrichten, die von der Pariser Februarrevolution eintrafen. War man doch gewöhnt, in so vieler Hinsicht politisch auf Frankreich zu blicken. Gegen Ende Februar 1848 begann diese Bewegung, und vor allem die kleinen Regierungen sind ihr zum Opfer gefallen.

Am besten kam man dabei noch in den Staaten aus, in denen in leidlich freien Volksvertretungen Organe für die Geltendmachung von Bitten und Beschwerden gegeben waren, so in Baden, in Württemberg, in Sachsen; hier wurden Preßfreiheit, Schwurgerichte, Aufhebung der Feudallasten und Verwandtes verlangt und meistens ohne viel Schwierigkeiten durchgesetzt. Zugleich traten dabei fast überall Ministerwechsel in liberalem Sinne ein. Ärger ging es dagegen in einer Reihe kleiner Fürstentümer von zumeist weniger entwickelten Verfassungen her; in ihnen trat zeitweilig eine völlige, freilich aber oft beinahe gemütliche Anarchie ein. Der Grund hierfür war, daß die fürstlichen Gewaltigen hier mit ihren geringen Kräften isoliert dastanden und sich daher gar nicht oder nur in gelegentlich recht komischer Weise zu helfen wußten: denn überall tobte fast

gleichzeitig der Aufruhr, und am wenigsten vermochten etwa der Bundestag oder die deutschen Großmächte zu helfen: denn sie waren selbst zur Genüge beschäftigt.

Natürlich haben dabei diese kleinen Revolutionen im Grunde nichts entschieden; sie sind nur symptomatisch für die fast völlige Allgemeinheit der Bewegung. Das Schicksal der Revolution als eines Ganzen hing von den Vorgängen in Wien und Berlin und aus schon dargelegten Gründen vor allem von dem Verlaufe der Berliner Ereignisse ab.

In Berlin, das schon längere Zeit hindurch nicht mehr ganz ruhig war, wurden wichtigere Vorgänge dennoch erst durch die Nachrichten aus Paris und später auch von Wien her ausgelöst.

Die ersten Nachrichten vom Sturze des französischen Julikönigtums trafen hier schon am 27. Februar ein; allgemein bekannt wurden sie aber erst tags darauf: und alsbald riefen sie eine weitgehende Beunruhigung hervor[1].

Es war zu einer Zeit, da die Regierung, auf Anregung von Radowitzens vornehmlich, ernstlich an eine Bundesreform und damit an Reformen auch für Preußen dachte; man hatte mit Österreich zu verhandeln begonnen; am 2. März reiste Radowitz nach Wien ab. Am 10. März konnte er von dort berichten, daß seine Anträge angenommen seien: „Das hiesige Kabinett hat denselben durchweg zugestimmt, freilich nicht ohne lebhaftes Andrängen, da die Berufung auf nationale Gedanken und Institutionen hier doch noch immer etwas Fremdes ist." Am 25. März sollte in Dresden ein Fürstenkongreß zur Beratung der Bundesreformen zusammentreten. Rußland, von Preußen befragt, erklärte sich mit diesem Vorgehen einverstanden, ja wünschte Eile.

In Preußen selbst ging man verwandte Wege. Am 6. März entließ der König die Ausschüsse des Vereinigten Landtages

[1] Die folgende Schilderung ist ziemlich eingehend; sie soll dazu dienen, den Typus gleichsam der revolutionären Bewegungen an diesem hervorragenden und dem politisch schließlich wichtigsten Beispiele zu vergegenwärtigen.

unter Zusage einer periodischen Einberufung des Landtags; am 8. März wurde eine Reform des Preßgesetzes verheißen. In diesen Tagen etwa machte sich der König auch mit dem Gedanken vertraut, daß eine Konstitution nicht mehr zu umgehen sei. Am 14. März wurde der preußische Landtag wiederum zum 27. April nach Berlin einberufen: bis dahin hoffte man die Ergebnisse des Fürstenkongresses von Dresden vor sich zu haben.

Aber alle diese Maßregeln und Sinnesänderungen kamen bereits zu spät. Der Berliner Magistrat bat um frühere Einberufung des Landtags; schon am 6. März hatte unter den Zelten, am Rande des Tiergartens, eine erste Volksversammlung stattgefunden, um eine Adresse an den König zu erörtern; wenige Tage darauf wurden solche Versammlungen häufiger und erregter; am 10. März war schon Militär aufgeboten worden, um Straßendemonstrationen zu unterdrücken, die sich mit ihnen verknüpften.

Nun wäre der Verlauf vielleicht, trotz alles Zögerns der Regierung, doch noch friedlich gewesen, denn die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung vertraute noch blindlings dem König. Aber die Neigung des Züngleins an der Wage wurde bald empfindlich durch das Eingreifen des Militärs bestimmt: und auch in anderen als radikalen Kreisen schuf es durch sein brüskes Auftreten eine kaum wieder zu beseitigende Erbitterung.

Am Abend des 15. März war man, nun auch unter Anreizung durch fremde Aufhetzer, namentlich eine Anzahl von revolutionserfahrenen Polen, so weit, daß Ulanen den Schloßplatz von der demonstrierenden Menge säubern mußten, daß Barrikaden gebaut wurden, daß die ersten Schüsse fielen. Es war der Moment etwa, da man von der Revolution in Wien am 13. März, vom Sturze Metternichs und vom Versprechen einer österreichischen Verfassung vernahm: noch höher schwoll dadurch die Strömung des Widerstands. Es wurde zwar noch ein Ausgleich zwischen der Bürgerschaft und der Militärpartei durch die Einrichtung bürgerlicher Schutzkommissionen gesucht: aber vergebens; neue, unverantwortlich schneidige und ganz

unangebrachte Formen militärischen Vorgehens hoben den anfangs günstigen Eindruck wieder auf.

Mit dem 18. März etwa begannen dann die Ereignisse, die in der Überlieferung so wirre Bilder hinterlassen haben, daß sie im einzelnen nicht mehr mit vollster Sicherheit festgestellt werden können; unkontrollierbare Gerüchte von Geschehenem und Geplantem durchschwirrten die Luft; und zumeist überaus unglückliche Zu- und Zwischenfälle haben den ferneren Verlauf der Revolution in den nächsten, den Haupttagen bestimmt.

Am 17. März abends hatte eine Ministerialsitzung Zugeständnisse beschlossen, die in ruhigen Zeiten jeden weiteren Zwischenfall ausgeschlossen haben würden: der König wollte jetzt für einen deutschen Bundesstaat mit gesamtdeutscher Vertretung, gemeinsamer Wehrverfassung, gemeinsamem Heimatsrecht, Freizügigkeit, Preßfreiheit, gleichem Maß, Münzfuß und Gewicht eintreten; für Preußen wurde die Aufhebung der Zensur verfügt und der Landtag auf den 2. April einberufen.

In der Tat machte das Patent mit diesen Konzessionen, das im Verlaufe des 18. März veröffentlicht wurde, den allerbesten Eindruck; als der König sich auf dem Schloßbalkon zeigte, wurde er von der nach mehreren Tausenden zählenden Menge vor dem Schlosse mit brausendem Jubel begrüßt.

Aber der Anblick des verhaßten Militärs im Schloßhofe veranlaßte einen raschen Umschlag der Stimmung. „Könne man an die Aufrichtigkeit des Königs glauben, solange er sich so beschützen lasse?“ Der Abzug der Truppen wurde gefordert. Als die Menge darüber erregter wurde, benutzte die Militärpartei die gleichzeitige Abwesenheit des Kommandierenden, des Generals von Pfuel, um das Kommando einem der Ihrigen, dem energischen General von Prittwitz, übertragen zu lassen: und dieser begann nun die Menge vom Schloßplatze zurückzudrängen. Es geschah anfangs nur mit Reiterei; mit beifälligem Hurra wurde es noch von der Menge begrüßt, als Prittwitz dem Vordringen einiger Kompagnien Infanterie abwinkte. Und schon wich man zurück: da rückte ein Zug Infanterie mit Ge-

wehr fertig zur Zerstreuung letzter Gruppen vor; es fielen durch Zufall zwei Schüsse: und die Situation war gänzlich verändert.

Die Massen schrien jetzt Verrat; der König lasse auf sie schießen; „die Wut der unbewaffneten Bürger war unbeschreiblich; sie waren drauf und dran, mit den Händen in die Gewehre zu greifen. Unter ihnen befanden sich keinerlei solche Gestalten, wie sie ein paar Stunden später zu sehen waren. Alle gehörten den besten Ständen an; die Mehrzahl war eben erst als Schutzmänner tätig gewesen".

Es war der Augenblick des Umschwungs. Umsonst versuchten noch einige wenige angesehene Bürger zu vermitteln; das Pflaster wurde aufgerissen, Wagen umgestürzt, rasch entstanden Barrikaden. Wenige Stunden später war die Stadt mit ihren 420000 Einwohnern im Aufstand; und niedere Elemente begannen einzugreifen.

Prittwitz versuchte jetzt wenigstens das Schloß in einem Umkreise von etwa drei Kilometern von Aufständigen zu säubern. Mit 14000 Mann und 36 Kanonen ging er gegen 4 Uhr nachmittags vor; bis Mitternacht, bei hellem Vollmondscheine, hatte er sein Ziel fast erreicht.

Da ertrug der König das Schießen in seiner nächsten Nähe nicht länger. Tief erschüttert, schließlich fassungslos sah er das Volk im mörderischen Streite mit seinem angestammten Herrscher. Prittwitz, der in diesem Momente vor ihm erschien, fand bei ihm für die Schwierigkeiten der Situation im einzelnen kein Interesse mehr; schließlich erhielt er nur im allgemeinen den Befehl, den eroberten Teil der Stadt zu halten und zu verteidigen. Als er den König verließ, sah er ihn an den Schreibtisch gehen: was der König nun schrieb, war das Konzept zu der Proklamation „An meine lieben Berliner". In ihr forderte er dazu auf, zum Frieden zurückzukehren und die Barrikaden zu räumen, und verpfändete er sein königliches Wort dafür, daß danach die Truppen zurückgezogen werden würden. „An euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, euer König und treuester Freund beschwört euch darum bei allem, was euch

heilig ist, den unseligen Irrtum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des echten, alten Berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich eurem Könige gegenüber geziemen, und ich gebe euch mein königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besetzung nur auf die notwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird."

Die Proklamation erschien in der Frühe des Neunzehnten. Und im Verlaufe des Morgens dieses Tages gelang es mehreren Anregungen aus der Bürgerschaft anscheinend, den König dahin ins Schwanken zu bringen, ob er sich nicht, statt der Obhut des Militärs, lieber dem Schutze der Bürger anvertrauen wolle; als General Prittwitz den König um 10 Uhr zur Besprechung weiterer militärischer Maßregeln sah, fand er ihn „in einen gänzlich teilnahmlosen Zustand versunken" und zu jedem Entschlusse unfähig.

Da kam eine weitere, vom Bürgermeister Naumeyer geführte Deputation von Bürgern, meldete die Einebnung von drei Barrikaden, gestand zu, daß sich Berlin vergangen und das Militär gesiegt habe, verpfändete aber zugleich ihr heiligstes Wort, daß, wenn die Truppen verschwänden, Ruhe und Ordnung sofort zurückkehren und das dankbare Volk die Gnade und das Vertrauen Seiner Majestät rechtfertigen werde. Dieser Deputation ließ der König anscheinend die volle Gewährung ihrer Bitten verkündigen; mit Tränen in den Augen und hocherfreut empfingen sie die Nachricht.

Darauf, bald nach 11 Uhr beginnend, zogen die Truppen mit klingendem Spiel vor das Schloß und erhielten den Befehl zum Abmarsch in ihre Kasernen und Quartiere.

Aber kaum waren sie abgezogen, gegen 12 Uhr etwa, da brach das Volk vor, drängte die sieben Kompagnien zurückgebliebener Schloßbesatzung zurück und erzwang den Eingang in den Schloßhof.. Dabei war es nicht etwa die Hefe des Volkes, die vorwärtsging; ehrenwerte Bürger zumeist strömten ein. Und kaum hatte sich die Menge des Schloßhofes bemächtigt, so begann ein erster Wagen mit Leichen gefallener Barrikadenkämpfer in ihn einzufahren, dann folgte ein zweiter Wagen mit blumengeschmückten Leichen, bald weitere.

Es war eine bizarre Szene; der König mußte sich zeigen; auf den Ruf „Mütze ab!" entblößte er sein Haupt vor den Gefallenen; die Menge sang „Jesus meine Zuversicht".

Der König war in der Hand des Volkes; zwischen 2 und 3 Uhr genehmigte er die Einrichtung einer Bürgerwehr, für die gegen 6000 Gewehre ausgegeben wurden; gegen 5 Uhr übernahm die Schützengilde die Wache am Schlosse; abends war die Stadt illuminiert.

Die Militärpartei nährte bitteren Groll; der Prinz von Preußen floh am 20. aus Berlin; Gerlach hat die Vorgänge als die Avilierung des Königtums und der Armee bezeichnet.

Ließ sich aber der weitere Verlauf der Ereignisse in dem Bette, das sie sich nun einmal gegraben hatten, aufhalten? Der 21. März brachte den Umritt des Königs durch Berlin mit schwarzrotgoldener Binde inmitten einer jubelnden Bevölkerung und das volle Bekenntnis zu den nationalen und liberalen Forderungen; der 22. das Begräbnis der gefallenen Barrikadenkämpfer. Würdig, ernst, aber in voller Offenheit bewegte sich der Zug mit den 183 Särgen vor dem Schlosse vorbei, und der König erschien in Uniform und entblößten Hauptes auf dem Balkon. Die achtzehn gefallenen Soldaten dagegen wurden in der Frühe des 24. still, fast heimlich beerdigt.

Vergebens suchte nach alledem der König am 25. in einer Audienz der Offiziere in Potsdam die Sympathien der Armee wiederzugewinnen; am 22. hatte Roon geschrieben, der Eifer sei am Ersterben; alles gehe mit knirschenden Zähnen umher.

Inzwischen hieß ein liberales Ministerium mit Ludolf Camp-

hausen, Alfred von Auerswald, dem Grafen Schwerin und dem Freiherrn Heinrich von Arnim als Ministern eine neue Wahlordnung für eine „Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung" gut, und die hiernach gewählte Versammlung trat im Juni in Berlin zusammen. Allein sie zeigte sich ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Die hervorragendsten Geister des Landes wohnten in diesem Augenblicke der Frankfurter Nationalversammlung bei; was in Berlin tagte, geriet bald unter die Herrschaft des Pöbels, der seine Gewalt am 14. Juni durch die schmähliche Erstürmung des Zeughauses bewies.

So kam man nicht vorwärts, bei wichtigeren Beratungen umstellten wohl Pöbelhaufen den Beratungssaal und erzwangen ihnen genehme Beschlüsse. Am 21. Oktober endlich begann die Beratung des vorgelegten Verfassungsentwurfs, aber sie führte sofort zu unerhörten Szenen. Die Linke bekämpfte die Benennung „König von Preußen" und die Formel „von Gottes Gnaden".

Gegenüber alledem wußten sich die rasch wechselnden liberalen Ministerien nicht zu helfen; es war ein Zustand völliger Ratlosigkeit.

Da berief der König ein energisches Ministerium, das sogenannte Ministerium „der rettenden Tat", 9. November 1848. Es bestand aus dem Grafen Brandenburg als Präsidenten; als Minister des Innern trat Otto von Manteuffel ein; schon vorher hatte Wrangel das Generalkommando in den Marken übernommen. Und vergebens protestierte die konstituierende Versammlung gegen dieses Ministerium, dessen ihr ungünstige Gesinnung sie nicht minder fürchtete wie seinen entschiedenen Willen. Das Ministerium verlegte die Sitzungen der Versammlung nach Brandenburg, „um ihre Beratungen vor dem Schein der Einschüchterung zu bewahren", und vertagte sie einstweilen bis zum 27. November. Als darauf die Versammlung gleichwohl weiter tagte, wurde sie von Graf Wrangel militärisch vom Sitzungshause fern gehalten, bis sie in sich zugrunde ging. Auch mit der Aufforderung an das Land, die Steuerzahlung zu ver-

weigern, vermochte sie den passiven Widerstand außerhalb Berlins nicht nachhaltig zu entfesseln. In Berlin selbst aber wurde die Bürgerwehr aufgelöst, das Volk entwaffnet, alle Vereine und Klubs geschlossen, kurz die Ruhe wiederhergestellt.

Darauf löste der König unterm 5. Dezember 1848 die konstituierende Versammlung auf und erließ von sich aus eine Verfassung, in der er sich ziemlich eng an den der Versammlung vorgelegten Entwurf anschloß. Sie war sehr liberal, und ganz besonders galt dies auch von dem Wahlgesetze zur Kammer. Im ganzen war man in Bürgerkreisen mit diesem Abschluß der Verfassungswirren im „tollen Jahr" 1848 zufrieden.

Indes die neue Verfassung bedeutete noch nicht das Ende aller Schwierigkeiten, wenngleich mit dem Jahre 1849 für Preußen wieder fast völlige Ruhe eintrat.

Die nach der Wahlordnung der neuen Verfassung gewählten Kammern, die am 26. Februar 1849 zu Berlin zusammentraten und die Verfassung einer Revision unterziehen sollten, erzeigten sich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Die erste Kammer war allerdings im Kern sogar konservativ; die zweite dagegen bestand aus einer starken Minorität von Radikalen und aus einer diese nur um wenige Stimmen überragenden Mehrheit von Feudalen, Konservativen und Gemäßigten, die von ihrem Führer von Vincke nur mühsam zusammengehalten werden konnte. In dieser Lage kam man nicht weiter; und mehrere mißliche Debatten veranlaßten das Ministerium, am 27. April die erste Kammer zu vertagen, die zweite aufzulösen.

Die Neuwahlen wurden nunmehr nach einer neuen oktroyierten Wahlordnung vorgenommen, die das in Preußen im wesentlichen noch heute geltende Dreiklassenwahlsystem brachte; und die Radikalen enthielten sich der Abstimmung. Das Ergebnis war infolgedessen der Regierung günstig; die neue Kammer war zahm. Mit ihr wurde nun endlich eine definitive Verfassung vereinbart, am 31. Januar 1850. Beschworen wurde sie vom Könige am 6. Februar 1850. Es war die im wesentlichen noch heute geltende Verfassung.

Ist diese Verfassung auch nicht so liberal wie die vom 5. Dezember 1848, so war doch kein Zweifel, daß Preußen mit ihr in die Reihe der konstitutionellen Staaten eintrat. Die allgemeinen Grundrechte sind ziemlich freigebig aufgezählt: persönliche Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, keine sozialen Vorzugsrechte einzelner Stände, Freiheit der wissenschaftlichen Lehre und des religiösen Bekenntnisses, freie Zugänglichkeit aller Staatsämter, Sicherstellung freier Rechtssuchung; dazu Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit in mäßigen Grenzen. Die Volksvertretung zerfällt in ein Herrenhaus und ein Abgeordnetenhaus. Das Herrenhaus besteht nach seinem Ausbau in den fünfziger Jahren aus erblichen Mitgliedern, die dem königlichen Hause und den hochadligen Familien angehören, aus präsentierten Mitgliedern historisch wichtiger Verbände des Grundbesitzes, der Wissenschaft, des Bürgertums und aus vom König lebenslänglich ernannten Mitgliedern. Das Abgeordnetenhaus setzt sich aus indirekt gewählten Abgeordneten zusammen; wahlberechtigt ist jeder unbescholtene volljährige Preuße. Gewählt wird zunächst nach drei, nach dem Vermögen abgestuften Klassen; und zwar werden diese Klassen innerhalb der kleinen Wahlbezirke so gebildet, daß auf jede Klasse ein Drittel der Gesamtsumme aller Steuerbeträge der Wähler fällt. Es wählen dann alle drei Klassen gleichviele Wahlmänner: und die Wahlmänner eines Wahlkreises wählen einen Abgeordneten. Die Mitglieder des Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses sind für ihre Äußerungen im Parlament unverantwortlich, ebenso für ihre Abstimmungen.

Die Macht der Kammern ist wesentlich begrenzt durch energisch betonte Rechte des Königs.

Der König ist unverletzlich; ihm steht die vollziehende Gewalt zu; er kann das Abgeordnetenhaus auflösen, er beruft die Kammern, er schließt Frieden und erklärt Krieg, er hat den Oberbefehl über Heer und Marine, er beruft und entläßt die Minister, die indes den Kammern verantwortlich sind; er ernennt alle anderen Beamten, und er verkündigt die Gesetze.

Mit dieser Verfassung waren in Preußen der Hauptsache

nach alle Freiheiten gegeben, wie sie die konstitutionelle Bewegung der vierziger Jahre aufgefaßt hatte. Freilich fehlten damit wesentliche Garantien wahrer Freiheit, wie die trotz der Verfassung mögliche Reaktion der fünfziger Jahre beweisen sollte. Sie zu schaffen blieb späteren Zeiten vorbehalten.

Anders verlief und weit weniger zu klarem Abschlusse führte die Revolution in Österreich.

Nirgends mußten zunächst die Wellen der revolutionären Bewegung der vierziger Jahre stärkere Brandung erzeugen als in der habsburgischen Monarchie. Auf den Legitimismus gegründet, hatte die Zentralregierung hier Forderungen fast aller Nationalitäten des Reiches entgegenzutreten, die beinahe gleichzeitig an sie herantraten: es galt eine deutsche, ungarische, tschechische, kroatische, italienische revolutionäre Strömung einzudämmen und aufzuhalten.

Diese Aufgabe war um so schwerer zu lösen, als die Regierung Metternichs auch nicht das geringste für sie vorbereitet hatte, und als Metternich selbst schon im Beginn der ersten Bewegungen abdankte und fluchtartig nach England entwich. An seine Stelle ist dann später der energische Fürst Schwarzenberg, der Retter Österreichs in diesen schweren Zeiten, getreten. Doch gelang es schließlich nicht, überall mit eigener Hilfe zurecht zu kommen; gegen die Ungarn mußte die Hilfe der Russen erbeten werden.

Die ersten liberalen Forderungen wurden von Wien, von Prag und von Pest aus angemeldet. Die Ungarn forderten eine nationale Regierung unter einem Erzherzog-Palatin, Verfassungsreform, Steuerminderung und Entlastung von den Beiträgen zur österreichischen Staatsschuld.

Die Tschechen, bei denen die nationale Bewegung seit den dreißiger Jahren zunächst von wissenschaftlichen, namentlich Sprachstudien aus erwacht war, hielten im Juni 1848 unter der Führung des Historikers Palacky einen Slawenkongreß ab, um die Bestrebungen aller slawischen Völker Österreichs gegen das Deutschtum zu organisieren. Gleichzeitig aber suchten sie durch einen Handstreich ein tschechisches Königreich Böhmen

zu errichten: doch wurden sie vom Fürsten Windischgrätz, der Prag beschoß, gedemütigt.

In den Vordergrund rückten indes zunächst die Ereignisse in Wien. Hier traten im März die österreichischen Stände schon unter deutlichem Anzeichen politischer Unruhe zusammen; gleichzeitig fiel das Vertrauen in die Finanzkraft des Staates, die Annahme des Papiergeldes wurde stellenweise verweigert, der Verkehr stockte; die Aufregung nahm von Tag zu Tag zu. Darauf ergriffen die Studenten die Initiative zu lärmenden Petitionen, und sofort zeigte sich die ganze Schwäche des Metternichschen Systems. Der alte Fürst ließ sich eine Konzession nach der anderen abdrängen; schließlich legte er, am 13. März 1848, sein Amt nieder.

Nun folgten durchaus verwirrte Zeiten; es zeigte sich, daß das Volk, bisher in vollster politischer Unwissenheit erhalten, ganz unfähig war, die neue Zeit als etwas anderes denn als Tage absoluter Willkür zu begreifen. Es entstand bei voller Preßfreiheit eine unbedingt revolutionäre Tagesliteratur und die Vereinsfreiheit wurde mißbraucht. Ein von dem neuen, liberalen Ministerium ausgearbeiteter Verfassungsentwurf wurde als längst nicht weit genug gehend kritisiert und gab Anlaß zu wütenden Aufständen in der zweiten Hälfte des Mai.

Darauf verließ der diesen Vorgängen gegenüber völlig hilflose Kaiser für längere Zeit Wien und ging nach Innsbruck; und die zur Beratung der Verfassung berufene Nationalversammlung wurde am 22. Juli vom Erzherzog Johann, dem Frankfurter Reichsverweser, eröffnet.

Mittlerweile aber war es in Ungarn und Italien zu sehr ernsten Ereignissen gekommen.

In Italien hatten sich seit Mitte der vierziger Jahre merkwürdige Wandlungen vollzogen. Nachdem sich, hauptsächlich in Piemont, eine Literatur ausgebildet hatte, die die politische Freiheit im Bunde mit der Kirche suchte, war nach dem Tode Papst Gregors XVI. Mastai-Ferretti als Pius IX. (1846—1878) auf dem Stuhle Petri gefolgt und hatte begonnen, diese Theorien in die Praxis umzusetzen. Im Kirchenstaate ging damit eine außer-

ordentliche Umwälzung vor sich: er begann ein moderner Staat zu werden, neben den Priestern gelangten auch die Laien in höhere Ämter. Und gleichzeitig machte der neue Papst nach außen hin Front gegen den Feind der Einheit Italiens, gegen Österreich: August 1847.

So wurde denn der Papst zum Abgott Italiens; Einheit und Freiheit der Nation zugleich schienen sich in ihm erfüllen zu sollen.

Allein bald darauf erkannte Pius, der in der Verbindung mit dem Liberalismus nur die Größe der Kirche gesucht hatte, wie wenig sich diese Absicht in der von ihm gewählten Form verwirklichen ließ; er zog sich von der nationalen und liberalen Bewegung zurück und machte seinen Frieden mit dem Todfeind derselben, mit Österreich: 29. April 1848.

Inzwischen war es aber in den anderen Staaten Italiens zu Revolutionen gekommen, so in Sizilien und Neapel Ende 1847 und Anfang 1848; ähnlich etwas später in Toskana, Parma, Modena. Parma und Modena lehnten sich dabei an Österreich an; Österreich aber erklärte in der Lombardei am 22. Februar 1848 den Kriegszustand, um die von Süden herübertretende Bewegung aufzuhalten.

Diese fand jetzt aber ihren festen Hort in Piemont. König Karl Albert, dieser so in mannigfachen Farben schillernde, ehrgeizige Fürst, war jetzt willens, die Einheit Italiens unter seiner Krone, die das Ziel aller seiner Träume war, mit Hilfe der revolutionären Verbindungen durchzuführen. Hierzu bedurfte es vor allem der Vertreibung der Österreicher aus Oberitalien. Und so knüpfte er mit den nationalen Kräften in Venedig und in der Lombardei Verhandlungen an, die auf die Begründung eines oberitalienischen Königreiches der Dynastie Savoyen hinausliefen, und überschritt mit seinen Truppen ohne Kriegserklärung die österreichische Grenze: April 1848.

Es kam nun zu heißem Kampfe zwischen den Oberitalienern, denen von Süden her massenhaft Freischaren zuströmten, und den Österreichern unter dem greisen Feldmarschall Radetzky. Der Feldzug verlief den Italienern anfangs günstig; seit Juni

1848 aber neigte sich der Sieg auf die Seite Österreichs; entscheidend war der Sieg Radetzkys bei Custozza, am 25. Juli 1848; nach ihm kam es in Vigevano zu einem Österreich günstigen Waffenstillstand: 9. August 1848.

Gleichwohl konnten die Verhältnisse in Italien für Österreich keineswegs schon als befestigt gelten; der alte Einfluß war noch längst nicht wiederhergestellt.

Erheblich ungünstiger aber verliefen die Dinge für die habsburgische Monarchie in Ungarn. Hier waren die Forderungen der Ungarn, die in der Herstellung bloßer Personalunion gipfelten, im ersten Drange der Not gewährt worden; und ein liberales Ministerium unter Graf Batthyanyi war ans Ruder gelangt, in dem bald der Advokat Ludwig Kossuth die Hauptrolle spielte. Allein nun zeigte sich, daß die Ungarn in ihrem nationalen Drange mit den anderen Nationen der östlichen Reichshälfte in den stärksten Widerspruch gerieten, mit den Siebenbürger Sachsen, den Rumänen und namentlich den Südslawen: Kroaten, Slawoniern und Grenzern. Diese wünschten ein eigenes kroatisch-slawonisch-dalmatisches Königreich und brachten in dieser Richtung Bitten am Wiener Hofe vor.

Es war eine Lage, die man in Wien dazu benutzte, die Südslawen gegen die Ungarn auszuspielen. Man gab ihnen in dem am Hofe beliebten Jellachich einen Banus und ließ ihm, nachdem er mit den Ungarn vergeblich verhandelt hatte, freie Hand, gegen diese zu Felde zu ziehen. Darauf erhob sich in Ungarn eine furchtbare nationale Leidenschaft, und Kossuth wurde seiner Nation zu einem rasch alle Mittel des Kampfes entwickelnden Führer; er begründete in den Honveds eine eigene ungarische Landwehr, er ließ besonders ungarisches Papiergeld drucken. So finanziell und militärisch gestärkt gingen die Ungarn gegen Jellachich vor und schlugen ihn; der Palatin Erzherzog Stephan mußte seine Würde niederlegen; Graf Lamberg, zum kaiserlichen Statthalter ernannt, wurde in Pest ermordet: eine volle Trennung Ungarns von Österreich schien bevorzustehen: September 1848.

Während nun das Haus Habsburg so in Italien und in

Ungarn während des Sommers 1848 um seinen alten Einfluß kämpfen mußte und ihn noch keineswegs wiedergewonnen hatte, erhoben sich in Wien von neuem und schrecklicher, als bisher, die revolutionären Gewalten. Am 22. Juli hatte die Nationalversammlung mit der Erörterung der Verfassung begonnen. Aber die Beratungen schritten unter dem Eindrucke der sich überstürzenden Nachrichten von außen her wie infolge der Unfähigkeit der Repräsentanten — neben den hochgebildeten Deutschen saß der des Lesens und Schreibens unkundige galizische Bauer in seinem härenen Kittel — nicht vorwärts, auch nicht nach des Kaisers halb erzwungener Rückkehr aus Innsbruck am 12. August 1848. Um so mehr regten sich wieder die Pöbelhaufen, die radikalen Doktrinäre, die Studenten; schon im August und September kam es zu Tumulten. Im hohen Grade beängstigend wurden die Auftritte aber erst, als die schlechten Nachrichten aus Ungarn eintrafen und am 28. September gegen Ungarn ein kaiserliches Kriegsmanifest und Befehl zum Abmarsch einer Anzahl von Wiener Truppen nach Ungarn erfolgte. Nun versuchte das Volk, am 6. Oktober, den Abmarsch der Truppen gewaltsam zu hindern, die Truppen zeigten sich lau und verbrüderten sich teilweise mit der Masse; es kam zu Plünderung und Aufruhr, der Kriegsminister Graf Latour wurde im Kriegsgebäude aufgestöbert, auf die Straße gezerrt und ermordet. Hierauf reiste der Kaiser am 7. Oktober morgens von Schönbrunn nach Olmütz ab, ihm folgten viele aristokratische und wohlhabende Familien in fluchtähnlichem Auszug aus Wien, und in Wien selbst begann ein Schreckensregiment des Pöbels und der Studenten.

So blieb nichts übrig, als alle militärischen Kräfte des Reichs mit Ausnahme der italienischen Truppen gegen Wien in Bewegung zu setzen, wo der Graf Auersperg nur noch das kaiserliche Belvedere und den Schwarzenbergischen Garten hielt. Bald rückten von Ungarn her der Banus Jellachich, von Böhmen her Fürst Windischgrätz gegen Wien vor; und schon um den 20. Oktober schien das Schicksal Wiens militärisch entschieden. Windischgrätz, zum Generalissimus ernannt, richtete an die

Bürger eine strenge Proklamation: „Euer Leben, euer Eigentum ist preisgegeben der Willkür einer Handvoll Verbrecher. Ermannt euch, folgt dem Ruf der Pflicht und Vernunft!“ Allein Worte nützten hier nichts mehr; die Aufständischen hatten sich inzwischen militärisch organisiert; neben einheimischen Kräften führten der polnische General Bem und andere Polen sowie die Frankfurter Parlamentsmitglieder Robert Blum und Julius Fröbel. Und so kam es zu Sturm und Straßenkampf. Nach Anstrengungen von mehr als einer Woche war Wien am 30. Oktober wieder in der Hand der Kaiserlichen. Und jetzt folgte ein blutiges Strafgericht; neben vielen anderen wurde auch Robert Blum trotz seiner parlamentarischen Eigenschaft am 9. November 1848 erschossen.

Damit war zunächst die Hauptstadt wiedergewonnen. Diesem ersten klärenden Ereignis folgte bald ein zweites. Kaiser Ferdinand verzichtete zugunsten seines Neffen Franz Joseph auf den Thron, und mit dem jugendlichen Herrscher kam eine neue Kraft in die Zentralgewalt, die sich bald fühlbar machte, so sehr auch anfangs die Generäle, die den Thronwechsel durchgesetzt hatten, noch das Heft in Händen behielten.

Die nächste Aufgabe, die nunmehr gelöst werden mußte, war die Wiedererwerbung Ungarns. Sie lag um so näher, als der ungarische Reichstag den neuen Kaiser nicht anerkannte. Allein die ersten Schritte in dieser Richtung waren trotz aller aufgewendeten Energie nicht glücklich. Im April 1849 waren die Ungarn so weit im Vorteil, daß ihr Reichstag auf Antrag Kossuths die Unabhängigkeit des Landes und die Absetzung des Hauses Habsburg-Lothringen aussprach; im Mai gewannen die ungarischen Heere Ofen; Kossuth und der Reichstag zogen triumphierend in Pest ein.

Doch war in diesem Augenblicke auch schon das Schicksal Ungarns im entgegengesetzten Sinne entschieden. Am 21. Mai hatte Kaiser Franz Joseph in einer Zusammenkunft mit dem Zaren Nikolaus I. zu Warschau die russische Hilfe zur Niederschlagung der ungarischen Empörung, die ihm schon früher angeboten worden war, angenommen. Bald darauf überschritt

Paskiewitsch mit einem russischen Heere die ungarische Grenze, auch die Österreicher ermannten sich; es konnte sich nur noch um einen Verzweiflungskampf der Ungarn handeln.

Er schloß ab mit der Kapitulation des größten ungarischen Heeres unter Görgey bei Világos am 13. August 1849; bald darauf fiel auch die letzte ungarische Feste, Komorn, in die Gewalt der Kaiserlichen, 27. September 1849. Und nun erging über Ungarn ein schreckliches Strafgericht unter dem herzlosen Feldherrn Haynau; die Hauptführer des Aufstandes wurden aufgeknüpft; Graf Ludwig Batthyanyi brachte sich eine Wunde so bei, daß er nicht gehängt werden konnte: er wurde erschossen.

Fast zu gleicher Zeit wie die ungarische wurde aber auch die Bewegung in Oberitalien bewältigt. Hier hatten die grauenhaften Vorgänge in Wien während des Septembers und Oktobers 1848 den Revolutionären neuen Mut gegeben; die Bemühungen der kaiserlichen Regierung, sich mit Piemont zu verständigen, scheiterten; und im März 1849 begann der Krieg von neuem, angefangen von Karl Albert. Aber der alte Radetzky lieferte noch einmal den Beweis seiner strategischen Meisterschaft; er hielt, was er dem Heere in seinem Aufrufe verkündet hatte: „Der Kampf wird kurz sein; noch einmal folgt eurem greisen Führer zum Sieg!" In einem viertägigen Feldzuge, vom 20. bis zum 24. März 1849, schlug er die Piemontesen bei Mortara und Novara und entschied damit den Krieg. Karl Albert dankte ab, ihm folgte sein Sohn Viktor Emanuel II., der spätere König von Italien. Diesem blieb nichts übrig, als einen verhaßten Frieden mit Österreich zu schließen und sein Land zunächst auf dem Wege innerer Reformen dem großen Ziele, der Einheit Italiens, entgegenzuführen.

Inzwischen gelang die Wiederherstellung der kaiserlichen Herrschaft auch in Venedig; die tapfere Verteidigung unter dem Patrioten Manin verschlug nichts gegenüber dem Siegeszuge Radetzkys, am 30. August 1849 wurde diesem die Stadt übergeben.

Das österreichische Italien war damit wiederum unterworfen; was aber an der Republik oder an italienischer Einheit festhielt, das flüchtete jetzt nach Rom, in den Kirchenstaat. Hier waren dem reaktionären Umschwung Papst Pius' IX. inzwischen schlimme Dinge gefolgt; am 15. November 1848 hatten die Demokraten das Ministerium gestürzt und den Papst in eine Art ehrenvoller Gefangenschaft gesetzt; im Februar 1849 war eine römische Republik erklärt worden. So schien es Sache der konservativen Mächte, dem Papste zu Hilfe zu kommen und das Asyl der Revolutionäre aufzuheben. Die Neapolitaner, bei denen inzwischen eine krasse Reaktion zur Herrschaft gelangt war, rückten vor; die Österreicher nahmen Bologna und Ancona, und die Franzosen stürmten schließlich am 3. Juli 1849 Rom. Im April 1850 kehrte Pius IX. aus Gaeta zurück; und die Ruhe des Kirchenstaates wurde seitdem durch eine französische Besatzung aufrechterhalten, die bis 1870 in Rom verblieb.

Während dieser Fülle verwirrender Kämpfe, die schließlich alle zugunsten Österreichs ausfielen, baute das neue Ministerium Schwarzenberg-Stadion seit November 1848 eifrig an der inneren Verjüngung des Staates. Am 22. November 1848 eröffnete es einen Reichstag zu Kremsier und legte ihm einen Verfassungsentwurf vor. Und als dieser von der Linken zu lebhaft kritisiert wurde, löste es den Reichstag auf. Am 7. März 1849 wurde der erzbischöfliche Palast zu Kremsier, in dem die Versammlung tagte, von Militär umstellt und die Abgeordneten nach Hause geschickt.

Gleichzeitig aber erschien eine Reihe ministerieller Erlasse, die diesen Schritt zu begründen versuchten, und wurde am 4. März eine oktroyierte Verfassung publiziert. Diese Verfassung konstituierte Österreich als ein einziges großes, zentrales Reich; von dem alten Dualismus war nicht mehr die Rede; für die einzelnen Länder der Monarchie wurden Provinzialstände geschaffen. Funktionierten diese Provinzialstände erst, so sollte für das ganze Reich ein einziges Parlament berufen werden. Neben ihm aber war dem Kaiser eine sehr ausgedehnte Gewalt

vorbehalten; doch sollte ihm noch ein Reichsrat beratend zur Seite stehen. —

Während all der Vorgänge aber, die bisher erzählt sind, hatte sich im gesamten Deutschland noch eine Bewegung abgespielt, die sie erst recht zu krönen und weithin zu überholen bestimmt schien: die nationale Einheitsbewegung. Geht die Erzählung jetzt zur Darstellung ihres Verlaufes über, so muß aus dem Bereiche der soeben geschilderten Ereignisse zu ihrem Verständnisse mindestens festgehalten werden, daß Preußen vom März bis November 1848 nach außen hin zu größeren Aktionen fast unfähig war; daß Österreich im März und Mai 1848, ferner im September und Oktober 1848 außerstande war, auch nur tausend Mann Truppen nach außen zu stellen; daß Österreich weiterhin vom Oktober 1848 bis Mai 1849 fast noch in demselben Schwächezustande war, daß dann Mai bis August 1849 wohl eine Erleichterung unter Rußlands Hilfe eintrat, daß aber eine größere Aktionsfreiheit eigentlich erst im September 1849 wieder erreicht wurde.

III.

1. Noch bevor die Februarrevolution in Paris ausbrach, waren in Baden, dem fortgeschrittensten parlamentarischen Lande des Deutschen Bundes, starke nationale Forderungen erhoben worden.

Am 12. September 1847 hielten die sogenannten „entschiedenen Volksfreunde", spätere Radikale („Demokraten") und Republikaner, unter Becker und Struve zu Offenburg eine Volksversammlung ab, in der sie neben weitgehenden Rechten in Baden für ganz Deutschland eine Vertretung des deutschen Volkes beim Bundestag forderten[1].

Bald darauf, am 10. Oktober 1847, wurde dieselbe Forderung von den gemäßigt Liberalen auf einer Versammlung zu Heppenheim an der Bergstraße aufgestellt.

Beiden Vorgängen folgte am 5. Februar 1848 ein von Bassermann in der zweiten badischen Kammer gestellter Antrag: es möge durch eine Vertretung der deutschen Ständekammern neben dem Bundestag ein sicheres Mittel zur Erzielung gemeinsamer deutscher Gesetzgebung und einheitlicher Nationaleinrichtungen geschaffen werden.

Dieser Antrag machte das größte Aufsehen in Deutschland; wenige Wochen darauf gesellte sich zu ihm die Erregung infolge der revolutionären Nachrichten aus Paris. Und bald war es klar: jetzt war kein Haltens mehr.

[1] Auch diese Forderung war übrigens keineswegs neu, sondern entsprach einem alten Wunsche der extrem Liberalen, wie ihn Welcker schon einmal in der badischen Kammer formuliert hatte. Vgl. dazu auch Bd. X, 406.

Am 5. März 1848 traten infolge einer Anregung von Mannheim einundfünfzig deutsche Männer, meist aus dem Süden und Westen, zwei Preußen, auch ein zufällig anwesender Österreicher, zu Heidelberg zu einer Beratung zusammen: es waren im wesentlichen die Genossen von Offenburg und Heppenheim, unter anderem Heinrich von Gagern, Welcker, Hecker und Struve. Nach heftigen Debatten, in denen die Radikalen die deutsche Republik forderten, beschloß man zuvörderst die Einberufung eines deutschen Parlaments zu betreiben; dazu wurde ein Ausschuß von sieben Mitgliedern ernannt, darunter vor allem Gagern.

Der Ausschuß setzte sich nun sofort mit einer Reihe von Regierungen in Verbindung, um eine interimistische deutsche Zentralgewalt zu begründen: denn es schien ihm unmöglich, ein Parlament ohne danebenstehende zentraldeutsche Regierung zu berufen. Gagern arbeitete zu diesem Zwecke einen ziemlich zentralistisch gehaltenen Verfassungsentwurf mit Preußen als Spitze aus: und bald ergab sich die überraschende Tatsache, daß sich zu dieser Privatarbeit Baden, Württemberg, Sachsen zustimmend verhielten. Darauf ging man an die entscheidende Stelle, nach Berlin. Gleichzeitig aber lud man unterm 11. März alle deutschen Ständemitglieder und sonstige Notabeln auf den 31. März zu einer Versammlung nach Frankfurt, dem später sogenannten Vorparlament, ein.

Während dieser Vorbereitungen aber begann es in Wien und Berlin zu gären; bald unterlagen Österreich und Preußen den Stürmen innerer Revolution. In ihnen versank Österreich einstweilen völlig; in Preußen suchte König Friedrich Wilhelm IV. der deutschen Sache allerdings gerecht zu werden, erließ auch in den späteren Märztagen eine Proklamation, in der er sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen suchte. Allein bald darauf scheute er, veranlaßt durch eine österreichische Note und Bedenklichkeiten der Kleinstaaten, zurück; statt durchzugreifen, wollte er abwarten: diesem drängenden Momente, der alles in sich schloß, ist er in keiner Weise gerecht geworden.

Inzwischen hatte sich aber auch der Durchlauchtigste Bundestag in Frankfurt langsam von dem ihn zunächst gänzlich lähmenden Schrecken erholt, den ihm die ersten revolutionären Vorgänge eingejagt hatten. Er fügte nun sich äußerlich dem Sturme, steckte auf dem Bundespalais die schwarz-rot-goldene Fahne auf, nahm das deutsche Wappen an, betonte in einer Ansprache an die Nation, Deutschland müsse und werde auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europas gebühre: und berief zum Zweck dieser Hebung siebzehn liberale Vertrauensmänner zur Revision der Verfassung. Allein inzwischen drohte am 31. März das Vorparlament zusammenzutreten! Um dessen Beratungen und Beschlüssen die Spitze abzubrechen, wußte sich der Bundestag nicht anders zu helfen als so, daß er am 30. März ein Gesetz erließ, welches die Regierungen aufforderte, auf je 70000 Seelen ihrer Bevölkerung auf verfassungsmäßig bestehendem Wege möglichst rasch einen Abgeordneten wählen zu lassen zu einer Nationalversammlung, die in Frankfurt zusammentreten und dort mit den Regierungen die neue deutsche Verfassung vereinbaren sollte.

Trotzdem trat am nächsten Tage, dem 31. März, das Vorparlament in Frankfurt zusammen, über fünfhundert Mitglieder, meist Süddeutsche, doch auch hunderteinundvierzig Preußen und zwei Österreicher. Die Versammlung erwies sich alsbald als im ganzen liberal, aber bürgerlich staatserhaltend gesinnt; neben einer Majorität dieses Charakters stand indes eine starke radikale Minderheit unter Hecker und Struve. Es kam daher in den Beratungen der Versammlung doch zur Enthüllung starker Gegensätze und dementsprechenden Szenen: und man ging am 4. April ziemlich resultatlos auseinander. Dennoch schrieb der Bundestag, noch immer unter dem Drucke der revolutionären Vorgänge, am 7. April die Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung entsprechend den Wünschen des Vorparlamentes aus.

Die Radikalen hatten aber schon in dieser Versammlung gesehen, daß sie mit ihren republikanischen Forderungen gegenüber dem staatserhaltenden Sinne der großen Mehrheit der

Nation auf gesetzlichem Wege nicht würden durchdringen können. Sie versuchten es daher mit einer militärischen Erhebung im badischen Oberland und forderten unterm 12. April das Volk zur Begründung der Republik mit bewaffneter Hand auf. Es war, wie sich sofort zeigte, ein völlig erfolgloses Beginnen. Die Freischärler wurden durch Bundestruppen geschlagen und zerstreut; leider fand dabei der Bundesgeneral Max von Gagern, ein Bruder Heinrichs, den Tod. Aber schon Ende April war die Ruhe wiederhergestellt.

Während dieser Zeit arbeitete nun der Ausschuß, den der Bundestag zur Beratung eines Verfassungsentwurfes berufen hatte, unter der Leitung des Historikers Dahlmann emsig weiter. Er empfahl schließlich ein Deutsches Reich, in das von den Ländern Österreichs nur die deutsche Gruppe zugelassen werden sollte, mit kräftigster Zentralgewalt: die Fürsten waren sozusagen zu erblichen Oberpräsidenten ihrer Länder degradiert. An die Spitze aber sollte Preußen, sollten die Hohenzollern treten.

Dieser Entwurf wurde im Bundestag mit vollstem Widerwillen aufgenommen. Was aber schlimmer war: auch Friedrich Wilhelm IV. erklärte sich gegen ihn: vielmehr müsse der österreichische Kaiser als „Ehrenhaupt teutscher Nation" auch Deutscher Kaiser werden, darunter möge dann wohl ein Hohenzoller als „teutscher König" stehen, gekürt zu Frankfurt, gesalbt und gekrönt durch den Erzbischof von Köln oder einen evangelischen Primas Germaniae. So wurde der Entwurf des Ausschusses in den Akten begraben: und der Durchlauchtigste Bund sah dem Zusammentreten der konstituierenden Nationalversammlung ohne Verfassungsentwurf und ohne provisorische Zentralgewalt entgegen.

Um die Mitte Mai, zur Blütenzeit, versammelten sich zu Frankfurt die Abgeordneten des deutschen Volkes zu der ersten großen Nationalversammlung, die unser Volk gesehen hat. Es war ein feierlicher Augenblick, als die fast sechshundert Vertreter am 18. Mai vom Kaisersaale des Römers unter Glockengeläut und Kanonendonner nach der Paulskirche, ihrem Beratungsort zogen, wo über dem Präsidentenstuhl das Ziel ihrer Tätig-

keit mit den Worten „Des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück" bezeichnet war.

Die Versammlung war eine der glänzendsten Vereinigungen von Wissen, Vaterlandsliebe, Geist und Begeisterung, die Deutschland je gesehen hat: fast alle politisch bedeutenderen Männer der späteren Jahrzehnte haben ihr angehört. Präsident wurde Heinrich von Gagern, bis dahin hessen-darmstädtischer Minister, ein Mann von großen Impulsen, weniger gescheit als willenskräftig, doch geeignet, in großen Momenten der Stimmung von Massen Ausdruck zu verleihen, und nicht ohne diplomatische Klugheit, galt es, noch nicht völlig sichere Instinkte des Parlamentes zu klaren Beschlüssen zu verdichten.

So schien alles zum besten geordnet; und mit großem Optimismus ging man ans Werk.

Allein die Schwierigkeiten waren enorm; und sie mußten alsbald bei der Verfassungsberatung zutage treten.

Es waren, wie die Zukunft später gelehrt hat, zwei Wege weiterer Entwicklung denkbar. Nämlich einmal der sogenannte kleindeutsche: die Bildung eines engeren Deutschlands unter Preußens Führung, Österreichs Ausschluß; womöglich mit der Modifikation, daß das engere Deutschland dann mit Österreich keinen staatsrechtlichen, wohl aber einen völkerrechtlichen Bund schloß. In diesem Falle mußte die Kaiserwürde an Preußen fallen. Diesen Modus, der in der politischen Literatur schon der dreißiger Jahre vereinzelt aufgetaucht, dann in der der vierziger Jahre schon eingehender besprochen worden war, hatte aber König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen soeben abgelehnt.

Daneben war aber auch ein großdeutscher Weg denkbar: ein Deutschland unter Einschluß des gesamten oder wenigstens des deutschen Österreichs. Es wäre gewiß mit Rücksicht auf die äußere wie innere Größe der Nation der beste Weg gewesen, hätten seiner glücklichen Durchbildung nicht unüberwindliche Hindernisse entgegengestanden. Sie waren fundamental in der Verteilung der Konfessionen über das deutsche Gebiet gegeben, solange die Verquickung staatlicher und kirchlicher Angelegen-

heiten einen ständigen Einfluß der Bekenntnisse auf die Politik zuließ. Denn unter diesen Umständen mußte ein katholisches Österreich stets einem protestantischen Preußen entgegentreten: — wie denn in der Tat die Abstimmung über großdeutsch und kleindeutsch im Frankfurter Parlament schließlich fast ganz auf Grund der konfessionellen Gegensätze stattgefunden hat. Zu dieser elementaren Schwierigkeit aber kam noch eine zunächst nur in der Entwicklung des 19. Jahrhunderts gelegene. Österreich hatte sich den Deutschen Bund nach seinen Bedürfnissen geschaffen. War nicht anzunehmen, daß es, in das neue Reich einbezogen, alles daran setzen werde, diesen auf das erbärmliche Dasein des Bundes zwischen 1815 und 1848 zurückzuschrauben?

Die Nationalversammlung hatte nun im Grunde nur zwischen diesen beiden Wegen zu wählen. War es aber nicht menschlich, daß sie zwischen so harten Möglichkeiten zunächst einen Mittelweg suchte? Natürlich ohne Erfolg; schließlich, 1849, mußte man sich dennoch entscheiden. Es geschah dann zugunsten der kleindeutschen Seite: — und nach dieser Wahl scheiterte man an der Entschlußlosigkeit mehr als dem Widerspruche Friedrich Wilhelms IV.

Zunächst aber griff die Versammlung hoffnungsfroh das Problem der Konstituierung einer provisorischen Zentralgewalt an: denn so sehr sie sich als die Vertreterin der nationalen Souveränität betrachtete, so begriff sie doch, daß es ihr ohne eine einheitliche Exekutive überhaupt nicht möglich sein würde, ihre Beschlüsse in Taten umzusetzen.

Und bei dieser Frage nach der Begründung der provisorischen Zentralgewalt begannen sich nun auch zum ersten Male die Geister in Parteien zu scheiden. Die Linke, fußend auf dem Grundsatze der nationalen Souveränität, verlangte eine Begründung der Zentralgewalt rein durch Beschluß der Versammlung, ohne Mitwirkung der Regierungen. Die Rechte und ein Teil der Mitte meinten, die Nationalversammlung und die Regierungen der Einzelstaaten sollten bei Begründung der Zentralgewalt Hand in Hand gehen.

Was das Wesen der provisorischen Zentralgewalt anlangte,

so kam die Mehrheit im Laufe der Verhandlungen zu der Ansicht, diese könne nicht aus einem Direktorium von etwa drei Personen (die etwa von Österreich, Preußen und den kleinen Staaten vorgeschlagen wären) bestehen, sondern nur aus einer Person. Maßgebend für den Umschlag der Meinungen in dieser Hinsicht war namentlich der Hinblick auf die furchtbare innere Verwirrung, welche damals in Berlin und Wien herrschte.

Es wäre nun nach Ansicht der gemäßigteren Köpfe darauf angekommen, eine geeignete Persönlichkeit mit den Regierungen zu vereinbaren und dieselbe dann durch die Versammlung zu erwählen. Indes dann hätte man mit dem Bundestag verhandeln müssen, und eben dies verabscheute ein Teil der Versammlung und mit ihm der Präsident von Gagern. Man beschloß daher, an dem Gedanken der Souveränität der Versammlung festzuhalten und somit ganz aus eigener Macht den Reichsverweser zu küren. In einer großen Rede vom 24. Juni machte Heinrich von Gagern der Versammlung diesen „kühnen Griff", der für die ganze Zukunft des Parlamentes von Bedeutung sein mußte, plausibel, und er fand für seine Ansicht die Mehrheit. Und so kam denn am 28. Juni das Gesetz über die Einsetzung einer provisorischen Zentralgewalt zustande. Am Tage darauf wurde der Erzherzog Johann von Österreich mit glänzender Mehrheit zum Reichsverweser gewählt; man glaubte zu der Wahl auch der Zustimmung Friedrich Wilhelms IV. sicher zu sein. Das Gesetz stellte des weiteren fest: Mit Eintreten der provisorischen Zentralgewalt hört der Bundestag auf zu bestehen. Der Reichsverweser ist unverantwortlich; er umgibt sich mit einem Ministerium, das der Nationalversammlung verantwortlich ist und seine Akte gegenzuzeichnen hat. Auf den Reichsverweser gehen im wesentlichen die Rechte des alten Bundestages über, also die vollziehende Gewalt in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und die Wohlfahrt der Bundesstaaten betreffen, die Oberleitung der bewaffneten Macht, die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung. Über Krieg und Frieden beschließt er in Übereinstimmung mit der Nationalversammlung; von der Fertig-

stellung des deutschen Verfassungswerkes ist er dagegen ausgeschlossen, sie bleibt Sache allein der Nationalversammlung.

Zunächst fragte es sich nun, wie sich der Bundestag, die Einzelregierungen und der Erzherzog Johann zu diesem Vorgehen stellen würden. Und da bezeichnet es die ganze Macht der nationalen Strömung, daß alle sich fügten. Von den Einzelregierungen wagten nur Hannover und Bayern einen alsbald wieder aufgegebenen Widerspruch; Johann aber, ein älterer, ruhiger, diplomatisch gewandter und im Geruche des Liberalismus stehender Herr, nahm an, und hielt am 11. Juli in Frankfurt seinen Einzug.

Der Bundestag endlich widersprach auch nicht, aber er fügte sich, nicht ohne Mitwirkung des Reichsverwesers, in eigentümlicher Weise. Nachdem der Reichsverweser am 12. Juli in einer Sitzung der Nationalversammlung feierlich in den Kreis seiner Obliegenheiten eingeführt worden war, ließ er sich von einer Deputation aus seiner Wohnung in das Bundespalais führen und hier von dem Bundespräsidialgesandten in Gegenwart des Bundestages und in dessen Namen feierlich nochmals auch die Ausübung der dem Bundestage zustehenden Befugnisse und Verpflichtungen übertragen. Und dies, nachdem der Bundestag schon vorher fälschlich behauptet und verkündet hatte, die Regierungen der Einzelstaaten hätten sich bereits vor der Wahl in der Nationalversammlung auf die Person des Erzherzogs als Reichsverwesers geeinigt.

Damit hatte die Gewalt des Reichsverwesers jetzt also zwei Quellen: die der Wahl durch das national-souveräne Parlament und die der legitimistischen Übertragung durch den Bundestag. Es war eine Doppelposition, deren ruhige Hinnahme durch die Nationalversammlung in dieser vergeblich von der Linken bekämpft wurde.

Zunächst aber trat nun die neue Zentralgewalt allmählich in Erscheinung; der Reichsverweser ernannte ein Reichsministerium unter dem Vorsitz des Fürsten Karl von Leiningen: von Schmerling, Peucker, von Mohl, Heckscher, Duckwitz, von Beckerath wurden Minister; die Ministerien installierten

ihre Bureaus mit Unterstaatssekretären usw. Und auch die Nationalversammlung begann sich noch mehr zu bestimmten Parteien abzuklären. Dabei zeigte sich denn immer mehr, daß die Linke, an deren Spitze Robert Blum aus Leipzig trat, nachdem sie in der Konstituierung der Gewalt des Reichsverwesers eine Niederlage erlitten hatte, republikanischen Idealen zustrebte: sie war an Zahl gering, wirkte aber sehr rührig namentlich auch durch den Anhang, den sie unter dem Frankfurter Volke fand. Aus ihr sonderte sich übrigens später noch eine äußerste radikale Linke mit Anklängen aus, die man heute vielleicht am besten als sozialdemokratisch charakterisieren würde: zu ihr gehörten unter anderen Karl Vogt und Ruge. Der Linken trat dann, auch nicht übermäßig stark, eine Rechte gegenüber, gemäßigt konservativ, mit vielen Preußen als Mitgliedern. Ihre Führer waren neben dem jungen geistreichen österreichischen Fürsten Lichnowsky die Preußen von Vincke und von Radowitz, der letztere bald ein intimer Freund Friedrich Wilhelms IV. Zwischen beiden Parteien endlich stand, an Zahl weitaus überragend, das Zentrum. Es umfaßte alle Elemente, welche bürgerlich liberal und national dachten. Dabei unterschied man später noch ein rechtes und ein linkes Zentrum. Das rechte Zentrum wurde von Heinrich von Gagern geführt und zählte z. B. Dahlmann, Gervinus, Arndt, Beseler, Bassermann, Jakob Grimm als Mitglieder; in ihm lag recht eigentlich der Kern verständig-liberaler Anschauung. Das linke Zentrum setzte sich meist aus Süddeutschen zusammen; hier fanden sich z. B. Römer, Fallmerayer, auch von Wydenbrugk aus Weimar zusammen. Vom rechten Zentrum schied sich das linke dadurch, daß bei ihm der Gedanke der Volkssouveränität stärker hervortrat: was zur Folge hatte, daß die Interessen der Einzelstaaten der Einheitsidee ziemlich weitgehend untergeordnet wurden.

Nachdem nun die provisorische Zentralgewalt konstituiert war, mußte es als die erste Aufgabe der Nationalversammlung erscheinen, die definitive Verfassung in Beratung zu nehmen und hier vor allem die Frage nach der endgültigen Form der Zentralgewalt zu lösen.

Man wußte aber bei der Parteigruppierung in der Versammlung sehr wohl, daß dies den Anfang vom Ende bedeutet haben würde: denn eben in der Frage der Konstitution der Zentralgewalt standen die verschiedensten, österreichischen, preußischen, kleinstaatlichen Ansichten schroff gegeneinander. Und so verschob man denn die Frage nach der Spitze der Verfassung auf das Ende der Beratungen und begann sich vielmehr mit deren Basis, den allgemeinen bürgerlichen Grundrechten, zu beschäftigen, 4. Juli 1848. Es war ein Thema, das Anlaß zu den weitgehendsten Erörterungen gab und schließlich auch mit gutem Ergebnis zu Ende geführt wurde: Aufhebung aller ständischen Bevorzugungen, also Rechtsgleichheit aller; Ablösung oder Aufhebung aller ständischen Rechte und bürgerlichen Grundlasten; Schwurgerichte mit Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens, Unabhängigkeit des Richterstandes; freies Recht der Vereinigung und Versammlung, freiere Stellung der Presse, Religions- und Gewissensfreiheit wurden beschlossen. Allein es war nicht zu verkennen, daß die Debatten über diese Dinge sich in deutscher Gründlichkeit endlos hinzogen; man schweifte auch wohl ab, man nahm die Miene an, als wollte man gelegentlich der Grundrechte zugleich auch die Ausführungsgesetze zu ihnen beraten; und so geschah es, daß man nicht wenig langweilig wurde. Es war der erste Stoß, den das Ansehen der Nationalversammlung bei der Nation erhielt.

Hierzu traten sehr bald schlimme Vernachlässigungen der Versammlung seitens der Einzelregierungen.

Als die Versammlung in Frankfurt zusammentrat, hatte niemand daran gezweifelt, daß sie nur zu beschließen brauchte, und alles würde ihr gehorchen. Sie selbst war auch voll des Bewußtseins ihrer Souveränität: daß ihr die Einzelstaaten etwa nicht willfahren, ihre Beschlüsse nicht ausführen könnten, kam ihr nicht in den Sinn. Allein seitdem hatten sich die Dinge geändert. In Böhmen war im Monat Juni die Prager Revolution unterdrückt worden, in Paris hatte Cavaignac den Juliaufstand furchtbar niedergeschlagen; man sah, daß volkstümliche Bewegungen nicht unbesiegbar waren. Die Regierungen

erholten sich von ihrem Schrecken und begannen sich zu den Frankfurter Beschlüssen kritisch zu stellen. Das um so mehr, als die Nationalversammlung in gelegentlichen Debatten namentlich über auswärtige Angelegenheiten wunderliche Dinge wagte: es zeigte sich hier die Jugendlichkeit des deutschen Parlamentarismus und das Mißliche, das es so häufig hat, in großen Versammlungen über äußere Politik zu sprechen. So wollte die Linke mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis schließen, da es republikanisch sei, und mindestens erkannte man später die Republik an; Friedrich von Raumer, der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, ging als Reichsgesandter nach Paris. Noch merkwürdiger benahm man sich in der Polenfrage. Alle diese Dinge erbitterten die Regierungen; und in Preußen speziell war man schon seit der Wahl eines Erzherzogs zum Reichsverweser nicht gut auf Frankfurt zu sprechen.

Zum offenen Ausbruch kamen diese Stimmungen in der Frage der Militärhoheit. Am 15. Juli beschloß die Nationalversammlung die Verdoppelung des Bundesheeres durch Erhöhung der Aushebungen auf zwei Prozent der Bevölkerung; am 16. Juli erließ Peucker als Kriegsminister ein Rundschreiben an die deutschen Regierungen nebst einem Aufrufe an die deutschen Truppen, worin er den Reichsverweser als obersten Kriegsherrn bezeichnete; die Regierungen aber ersuchte er, am 6. August den Truppen den Aufruf verlesen, sie dem Reichsverweser huldigen und die schwarz-rot-goldene Kokarde anlegen zu lassen.

Aber da fügten sich nun nur die kleineren Staaten, und auch diese nur teilweise; und von den großen protestierte namentlich Preußen.

Es zeigte sich, daß die neue Reichsgewalt im Innern keinen Einfluß besaß. Das gleich traurige Ergebnis sollte sich aber bald auch für das Äußere herausstellen. Der entscheidende Anstoß kam hier von der schleswig-holsteinischen Frage.

In Schleswig-Holstein hatte schon in den dreißiger Jahren eine dänenfeindliche Bewegung begonnen. Ihr erster Führer war der Landvogt Jens Uwe Lornsen auf Sylt; und schon er

gab den Gedanken einer bloßen Personalunion Schleswig-Holsteins mit Dänemark und der Forderung einer Repräsentativverfassung für die Herzogtümer Ausdruck. Diese Forderungen wurden dann immer kräftiger erhoben, seitdem im Jahre 1834 eine provinzialständische Verfassung in den Herzogtümern begründet worden war.

Nahrung erhielt die ganze Bewegung vor allem durch die Unsicherheit der dänischen Thronfolge. Im Jahre 1839 folgte auf König Friedrich VI. König Christian VIII., er besaß nur einen Bruder, Ferdinand, der keine Aussicht auf Nachkommen bot, und einen Sohn, den nachmaligen König Friedrich VII., der auch keine Aussicht auf Kinder hatte.

Somit mußte beim Tode Friedrichs VII. für die Herzogtümer das deutsche Fürstenerbrecht eintreten, d. h. die Nachfolge des Mannesstammes der Nebenlinie Holstein-Sonderburg-Augustenburg, während für Dänemark die Weibererbfolge seit 1665 eingeführt war. Diese führte aber auf die Kinder der Schwester Christians VIII., die mit dem Prinzen Wilhelm von Hessen-Kassel vermählt war.

Die Aussichten, wonach die Herzogtümer in vorauszusehender Zeit einmal unter einem deutschen Fürstenhaus selbständig werden mußten, erhöhten nun den nationalen Gegensatz. Es kam zu gewaltigem Ausbruch, als am 8. Juli 1846 ein Offener Brief König Christians erschien, worin er die Untrennbarkeit der unter der dänischen Krone vereinigten Landesteile feststellte, mithin einer künftigen Anwendung des deutschen Fürstenrechtes auf die Erbfolge in den Herzogtümern schon jetzt und von vornherein entgegentrat[1].

Es waren Zeiten starker Aufregung in Deutschland; allenthalben sang man das Bruderlied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen", wie es bis zur Mitte der sechziger Jahre nicht wieder verklungen ist; sogar der Bundestag raffte sich zu einem

[1] Auf die verwickelten Erbfolgefragen in den Herzogtümern soll noch nicht in diesem Kapitel, sondern erst gelegentlich der Geschichte des Jahres 1864 eingegangen werden, s. unten Kapitel III.

lahmen Proteste auf. In den Herzogtümern selbst aber fanden überall Volksversammlungen und Demonstrationen statt; in Schleswig traten die Stände zusammen, verlangten Einverleibung in den Deutschen Bund, Trennung der Verwaltung der Herzogtümer von der dänischen sowie konstitutionelle Verfassung für die Herzogtümer als Ganzes.

Inzwischen aber war es in Dänemark selbst zu der sogenannten Kasinorevolution gekommen, und der König war gezwungen worden, die direkte Einverleibung des Herzogtums Schleswig in Dänemark auszusprechen.

Hierauf antworteten die Schleswiger mit der Begründung einer provisorischen Regierung unter Wilhelm Beseler; es kam zum Krieg; und die kleine tapfere schleswigsche Schar wurde am 9. April 1848 bei Bau geschlagen und mußte sich nach Rendsburg zurückziehen.

Aber schon am 10. April erfolgte von Deutschland her die Antwort. Preußische Truppen unter dem General von Bonin überschritten die Eider, am 12. April erkannte der Bundestag die provisorische schleswigsche Regierung an und forderte Preußen auf, für den Eintritt Schleswigs in dem Deutschen Bund bei Dänemark zu wirken. Und bald folgten auch hannoversche Truppen, während der preußische General Wrangel den gemeinsamen Oberbefehl übernahm; auch traten schleswigsche Abgeordnete in die Frankfurter Nationalversammlung ein.

Erschien damit die Einverleibung Schleswigs in den Deutschen Bund äußerlich vollzogen, so ergab sich doch bald, wie schwer es sein würde, sie aufrechtzuerhalten.

Die europäischen Großmächte, die alle ein Interesse an der Erhaltung der Gesamtmonarchie Dänemark hatten, waren ergrimmt über die eigenmächtige Lösung der schleswigschen Frage und fielen nunmehr Preußen als dem gegen Dänemark exekutierenden Staat in den Arm. Besonders war es Rußland aus legitimistischen Gründen und England aus handelspolitischen; denn schon witterte dieses als Konsequenz des preußischen Vorgehens die Begründung einer deutschen Seemacht. Zudem hielt Österreich halb und halb zu den Großmächten.

Durch die Widersprüche dieser Konstellation bedrängt, gab Preußen dem General Wrangel, der mittlerweile ganz Jütland erobert hatte, den Befehl, sich aus dänischem Gebiete zurückzuziehen. Die Erbitterung über diese Maßregel war in Deutschland allgemein; die Nationalversammlung faßte auf Antrag des Schleswigers Waitz am 9. Juni den Beschluß, die Schleswiger Sache gehöre als eine Angelegenheit deutscher Nation zu ihrem Wirkungskreise: und sie werde Ehre und Interesse Deutschlands zu wahren wissen.

Allein Preußen kehrte sich nicht an diesen Beschluß, der zunächst nur in Worten bestand, und begann Verhandlungen mit Dänemark, zu denen es nach verschiedenen Zwischenfällen endlich den Auftrag auch von dem mittlerweile ernannten Reichsverweser erhielt. Das Resultat dieser Verhandlungen war dann der schmähliche, am 26. August 1848 auf sieben Monate abgeschlossene Waffenstillstand von Malmö. Der Inhalt dieses Stillstandsvertrages bewegte sich fast auf der Grundlage des Offenen Briefes König Christians: alle seit dem 17. März in Schleswig-Holstein ergangenen Gesetze und Verordnungen sollten aufgehoben werden, die schleswigschen Truppen wurden von den holsteinschen getrennt, für Schleswig wurde eine aus vier Notabeln bestehende provisorische Landesverwaltung nach gemeinsamer Wahl Preußens und Dänemarks eingesetzt, an deren Spitze Graf Karl Moltke, ein den Deutschen besonders verhaßter dänischer Adliger, treten sollte. Aber damit für Deutschland und seine neue Einheit noch nicht genug: Preußen ratifizierte den Vertrag, ohne sich um die Frankfurter Versammlung und den Reichsverweser auch nur im geringsten zu kümmern, und gab nach der Ratifikation den deutschen Truppen den Befehl zum Abmarsch.

Die Kunde von diesen Ereignissen verursachte in Frankfurt Ausbrüche der Wut und des Ingrimms, in denen fast alle Parteien einig waren. Man ging so weit, am 5. September einen Beschluß zu fassen, nach welchem alle Ausführungsmaßregeln für den Vertrag zu sistieren waren, ohne daß man auch nur im geringsten die Macht hatte, ihn durchzusetzen; es waren mehr

heimatliche, norddeutsche Sympathien, denen er verdankt wurde, als klare Überlegung; der Lübecker Dahlmann, durch enge Freundschaftsbeziehungen mit den Herzogtümern verknüpft, war es, der ihn durchsetzte. Was aber sollte das Reichsministerium mit dem Beschlusse anfangen? Da es sich von vornherein gegen ihn erklärt hatte, so gab es seine Entlassung, und nun wurde nach parlamentarischer Regel Dahlmann mit der Neubildung des Kabinetts betraut. Allein sie gelang nicht — und so stand man vor der heiklen Frage: Was nun?

Glücklicherweise kam in diesem Augenblicke von der anderen Seite her etwas wie eine Rettung. Graf Moltke war von der schleswig-holsteinischen Bevölkerung so furchtbar empfangen worden, daß ihn die provisorische Regierung vor der Wut des Pöbels schützen mußte; ihn an deren Spitze zu lassen, erschien unmöglich. Damit ergaben sich denn von selbst Modifikationen des Vertrags von Malmö; und auch sonst waren die Großmächte geneigt, deren einige zuzulassen. Unter diesen Umständen konnte die Frage auf Verwerfung oder Annahme des Vertrags von Malmö noch einmal vor die Frankfurter Versammlung zur Erörterung gelangen; am 14. September 1848. Und diesmal stimmte sie ihm mit 258 gegen 231 Stimmen zu. Damit war wenigstens formell das Ansehen der Versammlung noch einmal gerettet; wer aber wollte vom sachlichen Standpunkte aus verkennen, daß sie sich in der hauptsächlichsten auswärtigen Angelegenheit, die es damals für Deutschland gab, unter die diplomatische Führung Preußens gebeugt hatte?

In Schleswig-Holstein aber wurde jetzt ein preußischer General, der schon genannte Bonin, Oberbefehlshaber, und an die Spitze der Regierung trat Graf Reventlow-Jersbeck, ein deutschgesinnter Mann: und so hätte sich hier am Ende noch einmal alles zum guten wenden können.

Um so unerfreulicher waren die Folgen des Beschlusses vom 14. September für die Nationalversammlung. Die Linke, welche das Dogma von der Souveränität der Versammlung jetzt zunächst in der Frage der Militärhoheit und danach auch in der Behandlung der auswärtigen Fragen geknickt sah, faßte

den Entschluß, die Mehrheit durch populare Erhebungen zu vergewaltigen. Man begann mit einer großen Volksversammlung am 17. September auf der Pfingstweide vor den Toren Frankfurts; auf ihr hob ein Mitglied der Linken die Notwendigkeit hervor, „mit Frakturschrift zu reden". Dann bereitete man eine Sturmadresse an das Parlament vor, in welcher die Abgeordneten der Mehrheit als Hochverräter gebrandmarkt werden sollten. Gegen diese Drohungen befahl der Minister Schmerling einige Bataillone aus Mainz zum Schutz der Paulskirche herbei; sie standen am Morgen des 18. September bereit. Die Antwort der Linken war Barrikadenbau, Straßenkampf: Ermordung der Abgeordneten Fürst Lichnowsky und General von Auerswald auf der Bornheimer Heide, wohin sie spazieren geritten waren. Während dieser Greuelszenen tagte das Parlament in der Paulskirche; die Linke forderte wütend die Entfernung des Militärs — Schmerling aber blieb fest; abends war der Aufruhr bewältigt. Und auch verwandte Regungen in einigen rheinischen Städten wurden unterdrückt.

Die Nationalversammlung aber hatte durch diese Vorgänge in ihrem Ansehen einen ungeheuren Stoß erlitten. Und indem sie sich gegen deren Wiederholung durch Belagerungszustand und verwandte Maßregeln zu schützen suchte, drängte sie zugleich die Linke immer mehr aus der nationalen Haltung heraus in partikularistische Strömungen. In diesem Zustande innerer Zerrissenheit und äußeren Sinkens aber konnte sie nun nicht mehr umhin, in der Beratung der Verfassung die Frage nach dem Wesen der künftigen Zentralgewalt aufzuwerfen.

Dabei trat natürlich sofort die Frage auf, wie das Verhältnis Preußens und Österreichs zum neuen Reich zu denken sei, und zwar zunächst noch an der scheinbar unverfänglichsten Stelle, hinsichtlich der ganzen oder teilweisen Zugehörigkeit dieser Staaten zum Bundesgebiet. Für Preußen, das fast ganz deutsch war, war diese Frage einfach beantwortet. Anders für Österreich mit seiner slawischen und ungarischen Bevölkerung. Um hier Klarheit zu schaffen, brachte der Verfassungsausschuß auf Dahlmanns und Droysens Betreiben den Antrag ein, das

Reich solle aus dem Gebiete des Deutschen Bundes bestehen unter Vorbehalt der Verhältnisse Schleswigs; habe ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen dasselbe Staatsoberhaupt, so solle dies deutsche Land eine von dem nichtdeutschen getrennte eigene Verfassung, Regierung und Verwaltung erhalten. Es war ein Antrag, der natürlich für Österreich die Zerreißung in zwei Teile bedeutete; und es war von vornherein klar, daß Österreich ihm niemals stattgeben würde.

Um so gespannter war man auf seine Wirkung in der Nationalversammlung.

Hier wurde er zunächst Anlaß zur Spaltung der bisherigen Mehrheit, wie sie wesentlich aus dem Zentrum bestanden hatte. Während Dahlmann und die Seinigen an dem radikalen Ausscheiden der nichtdeutschen Landesteile Österreichs festhielten, entwickelten Gagern, Vincke u. a. den Gedanken eines engeren Bundes unter Wegfall Österreichs überhaupt, worauf dann dieser engere Bund mit Österreich einen völkerrechtlichen Vertrag auf Zolleinheit und anderes mehr schließen sollte.

Den Ausschlag gab bei der Abstimmung am 27. Oktober die Linke. Sie stimmte für den Dahlmannschen Antrag und hoffte damit das damals in allen Fugen wankende legitimistische Österreich völlig zu zertrümmern.

Es fragte sich nun, was man in Wien zu dieser Brüskierung sagen würde?

In Österreich herrschte damals, wie wir uns erinnern, furchtbare Verwirrung. Und erst gegen Dezember 1848, nach den kriegerischen Erfolgen der Generäle, die einen der Ihrigen, den Fürsten Schwarzenberg, an die erste Stelle der auswärtigen Politik brachten, trat Klärung ein; die Generäle waren es auch, die am 2. Dezember die Thronbesteigung Franz Josephs durchsetzten [1].

Dies waren die Umstände, unter denen dann die Berufung des österreichischen Gesamtreichstages nach Kremsier erfolgte.

Und hier entwickelte nun Schwarzenberg am 27. November

[1] S. oben S. 83.

sein Regierungsprogramm. Es war ausgesprochen das des Einheitsstaates Österreich; es war der direkte Gegensatz zum Frankfurter Beschluß. Die Folge war in Frankfurt der Fall des österreichisch gesinnten Ministeriums Schmerling; an seine Stelle trat am 18. Dezember Heinrich von Gagern als Ministerpräsident; Präsident der Nationalversammlung wurde ein Preuße, der Königsberger Professor Eduard Simson. Gagern entwickelte darauf sofort, am 18. Dezember, sein neues Programm. Er tat, ähnlich wie in der Frage der Reichsverweserschaft, einen „kühnen Griff". Er sprach sich dahin aus, in dem Kremsierer Programm Schwarzenbergs sei für Deutschland die Erklärung enthalten, daß die österreichische Regierung in den Bundesstaat, wie er sich nach den bisherigen Verhandlungen der Nationalversammlung gestalten werde, nicht eintreten könne. Es könne mithin die österreichische Frage nur durch eine Union Österreichs mit dem engeren Bund gelöst werden; diese Union herzustellen, sei aber eine diplomatische Aufgabe, die mithin ganz von der Beratung der Reichsverfassung in der Nationalversammlung zu trennen sei.

Gagerns Erklärung machte gewaltiges Aufsehen; die Klerikalen, die naturgemäß die katholische Macht Österreichs als Führerin verlangten, die Partikularisten, die des Schutzes Österreichs nicht entbehren mochten, die Idealisten, die von dem Spruch „Das ganze Deutschland soll es sein" ausgingen: sie alle protestierten. Auch in Österreich behagte die unheimliche Klarheit Gagerns keineswegs. Dort wollte man im Grunde doch im Bunde bleiben, das Verfassungsideal dieses Bundes aber war und blieb der alte Bundestag. In einer Note vom 28. Dezember erklärte daher Österreich, Gagern habe das Programm von Kremsier mißverstanden, man behalte sich seine Entscheidungen noch vor.

Allein diese Note machte auf Gagern nicht den gewünschten Eindruck; er blieb bei seiner Meinung und verlangte am 5. Januar 1849 von der Nationalversammlung die Ermächtigung, zu geeigneter Zeit mit Österreich wegen seines Verhältnisses zum engeren Reiche zu verhandeln. Sie ward ihm nach langen Ver-

handlungen am 13. Januar 1849 mit einer Mehrheit von dreizehn Stimmen gewährt.

Damit war denn allerdings zugleich der Frage nach dem endgültigen Charakter des Reichsoberhauptes und der Zentralgewalt nahezu gänzlich präjudiziert: wer konnte jetzt für den engeren Bund noch in Frage kommen, außer dem König von Preußen?

In dem Augenblicke, da die Frage nach dem Reichsoberhaupt nun dringlich wurde, war es darum erstes Bedürfnis, sich danach umzusehen, ob denn die bisherigen allgemeinen Verfassungsberatungen über den objektiven und den Rechtscharakter der zu schaffenden Zentralgewalt so verlaufen waren und weiter verlaufen würden, um dem Könige von Preußen die Annahme der neuen Oberhauptsstellung leicht oder überhaupt möglich zu machen.

Man hatte mit diesen Beratungen schon am 19. Oktober begonnen. Vor allem hatte es sich da zunächst darum gehandelt, die Zentralgewalt mit Rechten auszustatten. Es war ziemlich freigebig in unitarischem Sinne, etwa in der Art des ursprünglichen Entwurfs vom April 1848, geschehen: die Exekutive erhielt die Befugnis zur Leitung der auswärtigen Politik, die Kriegs- und Marinehoheit, die oberste Pflege des Handels-, Zoll- und Verkehrswesens, endlich die oberste Polizei. Gesichert waren diese Ergebnisse Ende November 1848.

Diesen Zeitpunkt hatte dann Gagern, damals noch Präsident der Nationalversammlung, für richtig gehalten, um sich über die Gesinnungen Friedrich Wilhelms IV. etwas genauer zu unterrichten. Er war am 24. November 1848 nach Berlin gereist. Hier war er von Friedrich Wilhelm IV. gut empfangen worden, wenngleich sich die Bewunderung bei dem Könige mit einem halben Grauen vor dem Revolutionsmanne verband. Allein zu einem eigentlichen Ergebnis war man nicht gekommen. Vielmehr blieb der König immer noch bei dem Gedanken, sich zunächst mit Österreich zu verständigen, und hielt an dem Glauben, daß dies in der vorliegenden Frage möglich sei, auch noch im Januar 1849 fest.

Währenddessen wurden in Frankfurt die verschiedenen Kapitel der Reichsverfassung weiter verhandelt. Über die Schaffung eines obersten Reichsgerichtes verständigte man sich leicht, schwer dagegen über das Wesen des Reichstages, der Vertretung der Nation überhaupt. Die Linke wollte ein Einkammersystem, endlich kam es zum Beschluß einer zwiefach gegliederten Vertretung: neben einem Staatenhaus, zusammengesetzt aus Vertretern der einzelnen Regierungen und der deutschen Landesstände, sollte ein Volkshaus stehen, das aus Wahlen hervorgehen sollte, über deren Ordnung man sich noch zu verständigen hatte.

Am 14. Januar begannen dann die Verhandlungen über den personalen Charakter des Reichsoberhauptes. Und hier zeigte sich nun, in dieser Kardinalfrage, volle Zerfahrenheit. Man schwankte wochenlang hin und her; die einen wollten eine Präsidentschaft, die anderen einen Exekutivkörper nach Art des alten Bundestages, die dritten ein Direktorium von drei oder mehr Mitgliedern; gegen die Idee der Einheit verwahrten sich vor allem Klerikale und Partikularisten.

Gleichwohl drang sie allmählich durch; am 23. Januar 1849 wurde die Bestimmung beschlossen, das Reichsoberhaupt sollte einer der deutschen Fürsten unter dem Titel „Kaiser der Deutschen" sein; die Erblichkeit konnte einstweilen noch nicht durchgesetzt werden.

Immerhin war damit ein Punkt gewonnen, von dem aus die deutschen Großmächte Stellung nehmen konnten.

In Preußen bereitete darum Camphausen ein Zirkularschreiben an die deutschen Regierungen vor, das gegen die Form, in der die Frankfurter Versammlung vorgegangen sei, Verwahrung einlegte, inhaltlich aber dies Vorgehen billigte und sich Gagerns Programm vom engeren und weiteren Bunde aneignete: nur darauf käme es noch an, daß die Regierungen durch gemeinsame Verhandlungen zu Frankfurt mit dem Parlament diese Grundlagen passend ausgestalteten. Aber Friedrich Wilhelm IV. setzte der Absendung dieser Zirkularnote anfangs den heftigsten Widerstand entgegen. Er wollte noch immer mit

Österreich gehen und spie damals Gift und Galle gegen die Frankfurter. Doch schließlich, in einer letzten Unterredung mit seinen Vertrauten, Brandenburg, Canitz und Bunsen, änderte er seine Ansicht. Nachdem er die Note aufs lebhafteste bekämpft hatte, fragte er Bunsen: „Billigen Sie die Note?" Bunsen: „Durchaus." „Nun," sagte der König, zum Ministerpräsidenten Brandenburg gewandt, „so lassen Sie sie abgehen: nur daß die Verhandlungen mit Österreich deshalb nicht abgebrochen werden." Graf Brandenburg, erzählt Bunsen weiter, war wie aus den Wolken gefallen, Canitz machte ein seltsames Gesicht. Der König stand auf, nachdem er noch einige Worte hinzugefügt, und verließ das Zimmer. Wir drei sahen uns einander an. „Des Herren Kopf ist anders organisiert als der eines anderen Menschen", sagte Graf Brandenburg. „Weshalb hat er sich so lange gesträubt, und weshalb unmittelbar nachher auf einmal nachgegeben?" Canitz schwieg[1].

Ähnlich sprunghafte Entschlüsse von teilweise oder ganz entgegengesetztem Inhalte sind auch sonst noch vom Könige in diesen Zeiten gefaßt worden.

Das preußische Rundschreiben ging am 23. Januar ab. Es machte in Frankfurt den besten Eindruck. Aber auch Österreich nahte sich. Eine Note Schwarzenbergs vom 4. Februar 1849 verwarf das System des engeren und weiteren Bundes und deutete ein ganz anderes Deutschland an: der kaiserlichen Regierung schwebe ein nach außen festes und mäßiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland vor. Es war die erste öffentliche Andeutung des Schwarzenbergschen Planes, statt des kleindeutschen Reiches von dreißig Millionen ein Siebzigmillionenreich mit ganz Österreich, unter der Führung des Hauses Habsburg und unter der mehr oder minder durchgeführten Aufteilung des engeren Deutschlands unter die Königreiche zu begründen. Und dieser Plan gewann eine Fülle von Patrioten für sich; sehr bald schien er auch die Mehrheit in der Paulskirche gewonnen zu haben.

[1] Bunsens Leben, übers. von Nippold II, 490; v. Sybel I, 290.

Während nun die österreichische und die preußische Note vorbereitet wurden und einliefen, war man in Frankfurt am 3. Februar 1849 zum Abschluß der ersten Lesung der Reichsverfassung gekommen. Gleichzeitig begannen, ebenfalls in Frankfurt, die von der preußischen Regierung in der Zirkularnote angekündigten Verhandlungen. Sie führten am 24. Februar zum Ziel; neunundzwanzig Regierungen hatten sich über gewisse Amendements zum Verfassungsentwurf geeinigt und reichten diese beim Bundesministerium ein; es schien, als könne die deutsche Verfassung im Sinne Preußens durch einen Druck der Regierungen auf die Nationalversammlung zustande kommen.

In dieser Lage mußte natürlich den großdeutschen Mitgliedern des Parlaments alles darauf ankommen, die zweite Lesung des Verfassungsentwurfs hinauszuschieben und gleichzeitig dem Entwurfe Bestimmungen anzuhängen, welche ihn für Preußen nachträglich noch unannehmbar machten. Beides konnte erreicht werden, wenn man rasch in die Beratung des Wahlgesetzes für das Volkshaus eintrat. Hier waren die Großdeutschen sicher, dem Könige von Preußen alles verleiden zu können, wenn sie eine radikale Wahlordnung durchsetzten, und dazu waren sie mit Hilfe der Linken imstande.

Und so geschah es. Gegen die Stimmen von hundertvierundneunzig Mitgliedern wurde ein Wahlgesetz dahin angenommen, daß ein allgemeines, direktes und geheimes Wahlrecht für jeden Deutschen, der über fünfundzwanzig Jahre alt sei, gelten solle. Es war eine Wahlordnung nach radikalstem Rezept des Naturrechts; es war klar, daß es Friedrich Wilhelm IV. bei seinen ständisch-organischen Anschauungen niemals anerkennen würde. War damit die Peripetie im Verhältnis der Nationalversammlung zu Preußen gegeben, so schien es eigentlich nur noch darauf anzukommen, was denn nun von den Großdeutschen, die das Siebzigmillionenreich erträumten, in Österreich erreicht werden würde.

An Österreich aber erlebten die Großdeutschen eben jetzt eine grausame Enttäuschung. Sie hatten geglaubt, der Kaiserstaat werde in seinem neuesten Plane die deutschen Provinzen in

einer Sonderverfassung dem Reiche beitreten lassen. Statt dessen kam die Kunde, der Kaiser habe am 4. März seinen Völkern eine Zentralverfassung aufoktroyiert und darauf am 7. März den Reichstag von Kremsier heimgeschickt. Nicht minder aber wurde gleichzeitig auch die Linke enttäuscht. Österreich forderte jetzt in einer Note seinen Eintritt in den Deutschen Bund unter dem Verlangen, es solle ein Direktorium bestellt werden mit einem Staatenhaus, dem aber kein Volkshaus „lähmend" zur Seite stehen solle.

Diese Nachrichten brachten die Großdeutschen und die Linke in Bestürzung; ein Teil von ihnen fiel jetzt von Österreich ab und ergriff die preußische Partei. Ihr Führer war Welcker. Unerwartet beantragte er am 12. März 1849, die ganze Verfassung unter Annahme der Abänderungen der neunundzwanzig Regierungen als Ganzes durch einen Beschluß anzunehmen, die erbliche Kaiserwürde an den König von Preußen zu übertragen und die deutschen Fürsten zum Beitritt in den Bund aufzufordern. Mit den Worten „Das Vaterland ist in Gefahr, retten Sie das Vaterland," schloß er seine Rede.

Allein der Appell Welckers war nicht so wirksam, seinen Anträgen sofort die Mehrheit zu verschaffen. Die Linke hielt an dem radikalen Wahlgesetz fest: es müsse Teil der Verfassung werden. Sie setzte ferner durch, daß dem künftigen Kaiser kein Recht unbedingter Einsprache gegen Beschlüsse der Volksvertretung zuteil wurde, nicht einmal bei Verfassungsänderungen. So belastete sie die Verfassung mit Bestimmungen, von denen vorauszusehen war, daß sie das Ganze dem Könige von Preußen nur schwer annehmbar machen würden. Darauf wurde die Verfassung und die Erblichkeit der Kaiserwürde votiert und, am 28. März, beschlossen, dem Könige von Preußen die Kaiserwürde zu übertragen; zweihundertundneunzig Mitglieder bejahten die Frage, zweihundertachtundvierzig, darunter über hundert Österreicher, enthielten sich der Abstimmung.

Die Freude in Frankfurt war groß, niemand schien an der Annahme durch Friedrich Wilhelm IV. zu zweifeln, unter Glockengeläut wurde der neue Kaiser ausgerufen. Zu gleicher

Zeit aber strömten die Briefe Friedrich Wilhelms IV. über von Verwünschungen der ihm zugedachten Schandkrone, die für ihn das Halsband des Leibeigenen im Dienste der Revolution sein würde [1].

Nach der Kaiserwahl machte sich alsbald eine Deputation von zweiunddreißig Mitgliedern der Nationalversammlung, an der Spitze Simson, nach Berlin auf. Im Triumph wurde sie überall empfangen. In Berlin trat sie am 3. April 1849 vor den König. Die Antwort, die ihr zuteil wurde, war am Tage zuvor festgestellt worden. Es war eine bedingte Ablehnung. Friedrich Wilhelm IV. hielt nach wie vor an dem Gedanken fest, einmal an der Spitze eines einigen Deutschlands zu stehen; aber die Annahme der Kaiserwürde aus den Händen der Nationalversammlung widerstrebte ihm. Vielmehr wünschte er in freier Vereinbarung mit den deutschen Fürsten einschließlich Österreichs den engeren Bund zu begründen, von diesem eventuell die Würde anzunehmen, und dann, wieder in gütlicher Vereinbarung, zwischen dem engeren Bund und Österreich ein internationales festes Band zu schließen. In diesem Sinne, nur nicht so klar, sprach er sich zur Deputation aus.

Es war keineswegs die Anschauung der konservativen Kreise am Hofe, sondern eigentlich nur der hochkonservativen „Kamarilla", der Gerlachs und ihrer Genossen, auch der Prinz von Preußen und seine kluge weimarische Gemahlin dachten anders. Die Deputation aber konnte nicht anders, als aus den Worten des Königs ein Nein heraushören und schrieb in diesem Sinne an das Reichsministerium am 4. April. Und da fragte es sich, wie man nun weiter kommen werde.

Österreich nahm sofort klare Stellung. Es berief seine Abgeordneten von der Nationalversammlung ab und betrachtete diese als aufgelöst. Den Reichsverweser Erzherzog Johann aber, der nach der Kaiserwahl hatte abdanken wollen und daran nur durch Simson verhindert worden war, indes doch schon dem Könige von Preußen seine Abdankung angezeigt hatte, forderte

[1] v. Sybel I, 296.

Österreich auf, vielmehr seines Amtes weiter zu warten. Es war klar, daß man durch ihn, dem ja der Bundestag seine Gewalt delegiert hatte[1], wiederum auf den alten Bundestag zurückkommen konnte.

In Preußen begann man dagegen sofort Verhandlungen mit Frankfurt, um eine konservative Abänderung der beschlossenen Verfassung zu erreichen, sowie mit den Einzelstaaten, um sie im Sinne Friedrich Wilhelms IV. zur Zustimmung zu der Frankfurter abgeänderten Verfassung zu bewegen. Diese Verhandlungen waren anfangs sehr aussichtsvoll. Schon am 14. April erklärten die Vertreter aller deutschen Staaten mit Ausnahme der Königreiche, daß sie die Reichsverfassung anerkännten: Preußen möge nunmehr das gleiche tun. Und auch von Preußen her war man inzwischen der Anerkennung viel näher getreten. Camphausen hatte mit den entscheidenden Männern in Frankfurt verhandelt und die Zusage erhalten, daß man alsbald nach der Annahme der Krone und Verfassung durch Friedrich Wilhelm IV. zu einer konservativen Revision der Verfassung schreiten werde; Beckerath vom Reichsministerium war nach Berlin gefahren, um mit dem Könige letzte Einzelfragen zu ordnen: nichts fehlte mehr als das zustimmende königliche Wort. Aber jetzt, in einem letzten entscheidenden Augenblicke, erlebte man wieder das merkwürdige Zurückzucken im Willen des Königs. Er zauderte, sprach von Gefahr; und als Beckerath einwarf, die Gefahr sei für Preußen stets eine sieglockende Sonne gewesen, antwortete er: „Wem sagen Sie das? Ich bin kein Friedrich der Große“ . . .

Am 21. April befahl der König dem Grafen Brandenburg, in der preußischen zweiten Kammer die Ablehnung der Reichsverfassung namens der Staatsregierung auszusprechen. Damit war zugleich das Schicksal der Nationalversammlung in Frankfurt sowie auch das der nationalen Einheit auf lange Zeit hin besiegelt.

Die Abweisung von seiten Preußens hatte zunächst überall

[1] S. oben S. 92.

ein Emporkommen der radikalen Elemente zur Folge, da sich die Gemäßigten von allen weiteren Verhandlungen und Hoffnungen zurückzuziehen begannen.

Den ersten gewaltsamen Ausdruck fand die Enttäuschung in Sachsen. Hier war infolge der Revolution von 1848 eine radikale Volksvertretung zustande gekommen. Sie remonstrierte jetzt gegen die Verwerfung der Reichsverfassung durch Preußen und forderte die Regierung zu deren Anerkennung auf. Die Regierung antwortete mit ihrer Auflösung, und nun kam es zum Aufstand in Dresden und Leipzig, 3. Mai 1849. Es war eine keineswegs bloß radikale Bewegung; die Bürger nahmen an ihr teil; der Hofarchitekt Gottfried Semper baute die hundertundacht Dresdener Barrikaden; unter denen, die sie besetzen wollten, befand sich der Hofkapellmeister Richard Wagner. Freilich: neben den edelsten Elementen standen gewöhnliche Schreier; an die Spitze der provisorischen Regierung ist einer von ihnen, der Advokat Tzschirner, getreten. So war an einen dauernden Erfolg der Bewegung auch nicht einen Augenblick zu denken. Schon am 6. Mai trafen auf Bitten der Regierung preußische Truppen ein, am 9. Mai nahmen sie, etwa zweitausend Mann stark, gemeinsam mit dreitausend Mann sächsischer Truppen Dresden ein; und bald war die Ruhe wiederhergestellt.

Inzwischen hatten aber die sächsischen Nachrichten die Aufregung, die an sich schon in der Nationalversammlung zu Frankfurt bestand, zu fieberhaftem Ausbruche gesteigert. Sofort nach Ablehnung der Reichsverfassung durch Preußen hatte die Linke Oberwasser bekommen; schon am 4. Mai hatte sie den sogenannten Wydenbrugkschen Antrag durchgesetzt, der das deutsche Volk zur eigenmächtigen Durchführung der Reichsverfassung aufforderte, die Wahlen zum ersten Volkshause auf den 1. August, den Zusammentritt des Volkshauses auf den 22. August ausschrieb.

Jetzt, am 10. Mai, faßte die Nationalversammlung einen Beschluß, der dazu aufrief, mit allen Mitteln dem schweren Bruch des Reichsfriedens entgegenzutreten, den sich die preußische Regierung durch ihr Einschreiten in Sachsen habe zuschulden kommen lassen. Die Folge dieses und anderer ebenso ohn-

mächtiger als maßloser Beschlüsse war, daß Gagern vom Reichsministerium zurücktrat, daß ferner am 20. Mai Gagern, Simson, Dahlmann, Arndt und andere aus der Nationalversammlung austraten. Von diesem Augenblicke an war die Nationalversammlung nur noch ein Konvent der Linken und ging einem trostlosen Ende entgegen.

Während dieser Vorgänge war dann die Revolution auch in Südwestdeutschland, besonders in der Pfalz und in Baden, ausgebrochen. In der Pfalz gärte es schon lange, in Baden kam es am 11. Mai 1849 zu einer Militärrevolution in Rastatt, am 13. Mai zu einem „Landeskongreß" zu Offenburg, am 14. zur Begründung einer provisorischen Regierung in Karlsruhe unter dem Demokraten Brentano. Der Großherzog entfloh ziemlich kopflos über Lauterburg nach dem Mittelrhein.

Allein auch hier erfolgte die Unterdrückung sehr rasch. Preußische und Bundestruppen unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen rückten von Norden aus heran, die Insurgenten wurden in dem Treffen bei Waghäusel, am 21. Juni 1849, geschlagen und bald darauf völlig zerstreut.

Eine parallellaufende, aber minder gewaltsame Bewegung in Württemberg verquickte sich schließlich mit den letzten Schicksalen der Frankfurter Nationalversammlung.

Als nämlich die Bewegungen im Südwesten begannen, beschloß die Nationalversammlung nach Stuttgart zu gehen, um ihnen näher zu sein. Am 6. Juni eröffnete sie ihre Sitzungen unter dem Vorsitze des Arztes Löwe-Calbe, nur noch etwa hundert Mitglieder stark, im Saale der württembergischen Abgeordnetenkammer; zugleich setzte sie ein Kollegium von fünf ihrer Mitglieder, Raveaux, Karl Vogt und andere, als Reichsregentschaft ein.

Das alles ließen sich die Schwaben noch gefallen. Als aber das Rumpfparlament ein Gesetz zur Organisation der Volkswehr und über eine Fünfmillionenanleihe annahm, ward ihm der Garaus gemacht. Am 18. Juni 1849 wurde das Sitzungshaus militärisch umstellt und die Abgeordneten am Eintritt in dasselbe verhindert.

Es war das Ende der Nationalversammlung. Ein letzter Bericht meldet, sie sei der Gewalt gewichen.

* * *

2. Mit dem Untergange der Nationalversammlung waren alle Versuche gescheitert, in denen sich das deutsche Volk aus seinen Tiefen heraus bestrebt hatte, eine nationale, einheitliche und freie Verfassung zu erringen.

Es hatte sich gezeigt, daß man wohl über das Ziel, das man erreichen wollte, im größesten einig war, keineswegs aber über die Mittel. Hier herrschten die größten Meinungsverschiedenheiten zwischen Partikularisten und Unionisten, zwischen Klerikalen und Freigeistern, zwischen Liberalen und Radikalen, zwischen Monarchisten und Republikanern. An diesen Meinungsverschiedenheiten, die zudem noch mit herbster Prinzipienschärfe vertreten wurden, ist die Nationalversammlung an erster Stelle gescheitert; erst die fünfziger Jahre haben die Einsicht zu reifen begonnen, daß in der Politik neben Grundsätzen auch Interessen, neben hartnäckigem Beharren auf Ideologien auch Kompromisse Berechtigung haben. So ging in dieser glänzenden Vereinigung geistiger Kräfte trotz allem der Geist politischer Unerzogenheit um. Die endlose Zersplitterung des alten Reiches, die keine gemeinsame Entwicklung großer politischer Anschauungen zugelassen hatte, wirkte noch nach. Und nach wirkte vor allem auch jene merkwürdige rein geistige Erziehung der Nation zum Subjektivismus, die, unter fast völliger politischer Weltabgeschiedenheit, auf dem Gebiete höchsten Kulturlebens allerdings von Empfindsamkeit und Sturm und Drang bis zu Klassizismus und Romantik getragen hatte. Doch konnte man bereits mit Recht behaupten, daß diese Fehler, an denen vornehmlich die Nationalversammlung noch zugrunde ging, ihrem Ursprunge nach der Vergangenheit angehörten. Eben die Möglichkeit der Versammlung selbst bewies schon, daß man in realistischeren Zeiten lebte: daß die Zeit politischen Verständnisses nahe herbeigekommen war.

Eine zweite, geringere Ursache des Scheiterns der nationalen Einheitsbewegung muß in der ständigen Zunahme der Bedeutung des Radikalismus während der Revolutionszeit selbst gesucht werden. Gewiß war diese Zunahme, an dem Verlaufe anderer, außerdeutscher Revolutionen gemessen, gering; und sicherlich liegt es in der Psychologie jeder Umwälzung, allmählich den ungebundneren, weniger denkeifrigen und weniger willensstarken Kräften Raum zu geben. Allein selbst die Einsicht in diesen Zusammenhang pflegt die verderbliche Wirkung des Radikalismus nicht zu hindern, wie sie in der bewußten Konstruktion unversöhnlicher Gegensätze und der Aufforderung zu offener Gewalttat hervorbricht.

So war es der Nationalversammlung nicht vergönnt gewesen, Abschließendes zu schaffen. Aber in der festen Umschreibung der allgemeinen politischen Ziele, die ihr gelang, lieferte sie die wertvollsten Bausteine einer besseren Zukunft.

Hatte die Begründung des Zollvereins seit den dreißiger Jahren eine Gemeinsamkeit materieller Interessen für alles, was deutsch hieß, zu schaffen begonnen: jetzt entwickelte die achtundvierziger Bewegung weit darüber hinweg und weit mehr noch in die Tiefe hinein die Gemeinsamkeit aller politisch nationalen Interessen. Denn diese Gemeinsamkeit ist seitdem nicht wieder verloren gegangen, wenn sie auch zunächst nur in großen Nationalfeiern zutage trat, der Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag etwa oder der fünfzigjährigen Gedenkfeier der Schlacht bei Leipzig, sowie in Vereinen politisch-nationaler Färbung, den Turn- und Schützenvereinen, vor allem dem später durch Bennigsen begründeten Nationalverein.

Und noch mehr: die Nationalversammlung hatte auch schon in ihren Debatten wie in ihren Schicksalen sichere Fingerzeige für die Art der Begründung eines zukünftigen einigen Deutschlands gegeben. Es war seitdem unzweifelhaft, daß ein neues einiges Deutschland nicht republikanisch, sondern monarchisch sein werde. Es war ferner unzweifelhaft, daß es eine Volksvertretung haben werde. Es war endlich für jeden Denkenden klar, daß es zunächst nur aus dem engeren Deutschland unter Preußens Führung

werde bestehen können, und daß dem erst später eine völkerrechtliche Union mit Österreich folgen werde.

Freilich einstweilen, im Jahre 1849, stand man an einem Grabe gescheiterter Hoffnungen. Daß eine ganz andere Denkweise, daß eine freiere Auffassung und Aussprache politischer Dinge als wichtigste Errungenschaft für immer unausrottbar entstanden war, wurde übersehen; man verfiel in den nationalen Kreisen der Gebildeten der Resignation und teilweise fast der Verzweiflung. Es ist die Zeit, da ein so treuer deutscher Mann, wie Gottfried Keller, noch dazu ein Beobachter aus der Ferne, dichten konnte:

Es ringen die Ströme gewaltig zu Tal,
Die Deutschen nach Einheit mit Feuer und Stahl;
Der Neckar erreicht den wallenden Rhein,
Doch ewig muß deutsche Zerrissenheit sein.

Es sind die Jahre, da in den „Fliegenden Blättern", die damals auch der politischen Satire offen standen, als regelmäßige Figur der deutsche Michel auftrat, bald in einem Lotoskelche denkend und träumend, bald als Schriftsteller unter einem Galgen, mit dem Strick um den Hals, hinter ihm ein militärischer Henker, oder wohl auch als weinend um seine Mutter Germania, die durch allerlei Medizinen gänzlich heruntergekommen sei. Es ist die Zeit drohender und spottender Erinnerungen an die vorausgegangenen Tage. Da meint Dingelstedt von den langwierigen Sommerverhandlungen der Nationalversammlung:

Gründlich ergründen sie drin des Volks zu begründendes Grundrecht;
Draußen indes grundschlecht wird es dem Volke zumut.

Und da beschwört Freiligrath in dem Gedächtnis von Tausenden und aber Tausenden jene merkwürdigste aller Berliner Revolutionsszenen wieder herauf, die Paradevorführung der Leichen der Revolutionshelden durch das Volk im Schloßhofe:

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsere Schmerzgebärde
Dem, der zu töten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!

Indes was vermochte all der Schmerz und der höhnende Rückblick? Es galt vorwärtszuschauen. Und da fragte es sich jetzt, nachdem die Nation als solche mit der Ordnung ihrer höchsten Anliegen gescheitert war, ob nicht vielleicht die Regierungen noch einen Versuch zur Begründung deutscher Einheit machen könnten. Einstweilen stand man ja in nationalen Dingen, ja im Bereiche der Obliegenheiten des alten Bundes vor fast nichts; der Reichsverweser Erzherzog Johann in Frankfurt und sein Ministerium waren völlig einflußlos: etwas mußte jedenfalls geschehen.

In der Tat nahmen jetzt Österreich und Preußen, jedes auf seine Weise, die Fortführung und, wie sie es alsbald ansahen, die Beherrschung der nationalen Bewegung in ihre Hand; hatten sie doch schon vor und während der ganzen popularen Bewegung ihre gegenseitigen Gedanken über die Konstruktion eines neuen Deutschlands mehr als einmal ausgetauscht.

In Preußen gingen eigene Gedanken über die Entwicklung eines neuen Deutschlands bis auf die ersten Jahre Friedrich Wilhelms IV. zurück. Da hatte schon im Jahre 1843 Radowitz als preußischer Gesandter in Karlsruhe und darauf als Militärbevollmächtigter am Bundestage, von den liberalen und nationalen Strömungen berührt, den Plan einer Bundesreform ausgearbeitet, in dem die Ausdehnung des Zollvereins auf ganz Deutschland, die Vereinheitlichung von Münze, Maß, Gewicht, deutsche einheitliche Schiffahrts- und Kolonialpolitik, ein deutsches Eisenbahnsystem, Freizügigkeit, ein gemeinsames Recht, Begründung von Bundesfinanzen und Zuziehung von Sachverständigen zum Bundestage gefordert wurden. Aber freilich erst im November 1847 wurde eine von ihm vorgelegte Denkschrift gleichen Inhalts von Friedrich Wilhelm IV. in ihren Hauptzügen gebilligt und darüber Verhandlungen mit Österreich eröffnet.

Im September 1847 hatte dann Friedrich Wilhelm IV. auch eine Denkschrift vom Prinzgemahl Albert von England, betreffend die Ausbildung volkstümlicher Regierungsformen und

eine stärkere Einheit Deutschlands, erhalten und war durch den Prinzen mit einer verwandten Denkschrift des Fürsten Karl von Leiningen, eines Schwagers des Prinzgemahls, bekannt geworden. Für die Stellungnahme des Königs in dieser Zeit bleibt dabei der Brief lehrreich, in dem er, am 6. November 1847, dem Prinzen Albert geantwortet hatte: „Bis auf zwei Dinge . . mir . . aus der Seele geschrieben und mir um so merkwürdiger, als ich gerade die Maßregeln getroffen hatte, um den vorgeschlagenen Weg wirklich zu betreten. Die zwei Points de dissentiment sind 1. das gewünschte Aufgeben vonseiten der deutschen Fürsten von einem Teil ihrer Souveränitätsrechte, 2. das angeratene Vorschreiten Preußens auf dem Wege des modernen Konstitutionalismus." Das waren nun freilich die Hauptpunkte aller nationalen Forderungen überhaupt. Zu alledem hatte sich der König auch noch aufs entschiedenste gegen die kleindeutsche Idee gewendet: „Ihr Schwager von Leiningen geht in allen Dingen viel weiter als Ew. Königliche Hoheit. Vor seinem Wunsche, ‚daß Österreich faktisch aus dem Bunde gedrängt werde und Preußen seine Stelle einnehme', möge mich unser Herrgott im Himmel bewahren! Deutschland ohne Triest, Tirol und das herrliche Erzherzogtum! Wäre schlimmer als ein Gesicht ohne Nase! Gott wird Deutschland nicht verlassen!"

Waren dies die Stimmungen und Meinungen des Königs vor 1848 und 1849, so hat die Geschichte dieser Jahre ergeben, wieviel er inzwischen doch gelernt hatte. Freilich: in einem verhängnisvollsten Punkte war er standhaft geblieben: in seinem unbedingten Respekt vor Österreich. Da war es denn klar, daß diese innerste Stellungnahme des Königs den Bestrebungen Österreichs auch im Verlaufe noch der nachrevolutionären Zeit von vornherein einen Vorsprung geben mußte.

In Österreich hatte Fürst Schwarzenberg inzwischen ein Programm mit folgenden Hauptzügen entworfen[1]: Eintritt Gesamtösterreichs sowohl in den Deutschen Bund als in den Preußischen Zollverein; Ersetzung des Bundestages durch ein

[1] v. Sybel I, 353.

siebenköpfiges Direktorium (Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen, die beiden Hessen); Erfordernis der Einstimmigkeit nur bei Verfassungsänderungen; Wegfall jeder Volksvertretung beim Bunde; Einteilung Deutschlands in sechs Kreise, deren jeder unter Leitung eines königlichen Kreisoberſten gestellt werden sollte. Es war ein Plan, der auf Unterdrückung aller liberalen und nationalen Regungen hinauslief und die halbe Mediatisierung der kleinen Fürstentümer zugunsten der Mittelstaaten sowie die völlige Majorisierung Preußens durch diese Mittelstaaten in allen Bundessachen bezweckte.

Natürlich war dieser Plan nur den vier Königreichen Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover angenehm; die kleinen Staaten fürchteten ihn; Preußen mußte ihn ohne weiteres verwerfen.

Er wurde schließlich aber auch von Österreich aufgegeben. Man begriff, namentlich nach Schwarzenbergs Tode, daß man mit der Rekonstruktion der früheren Bundesverfassung für den österreichischen Standpunkt mit viel geringerer Mühe ebensoviel erreiche; und so ging dann das Streben sehr bald auf einfache Rückkehr zu den alten Zuständen.

Preußen vertrat dagegen jetzt das Programm, das Gagern in der Nationalversammlung entwickelt hatte: also engerer Bundesstaat unter preußischer Leitung; dieser Bundesstaat in ewiger Union mit Österreich zur Aufrechterhaltung der inneren und äußeren Selbständigkeit, zur einheitlichen Führung der auswärtigen Politik durch eine gemeinsame Unionsregierung, zur Herstellung gegenseitiger Zoll- und Verkehrsfreiheit. Dies Programm hatte man sich schon in der Note vom 23. Februar 1849 angeeignet; gern hätte man es im Bunde mit der Nationalversammlung ausgeführt; nur durch die radikalen Neigungen dieser war das verhindert worden.

Nachdem darauf Preußen sich von der Nationalversammlung losgesagt hatte, begann es sofort von sich aus, auf diplomatischem Wege, durch freie Verhandlung mit den deutschen Fürsten und Österreich, die Verwirklichung dieses Programms anzustreben.

Bevor aber die Erzählung jetzt in das Detail dieser Verhandlungen eintritt, wird es nötig sein, sich noch einmal die Stellung zu vergegenwärtigen, die König Friedrich Wilhelm IV. in diesem Momente zu den bewegenden Fragen einnahm: denn auf seine Stellung kam, im Falle einer diplomatischen Aktion, bei der Eigenmächtigkeit, ja dem Eigensinn seines Naturells und seiner Regierung im Grunde alles an.

Friedrich Wilhelm IV. verfolgte nun in seiner Sorge um die Einheit der Nation offenbar auch nationale Ziele; und nie hat er von diesem Standpunkte aus in seinem Innersten auf den Gedanken, Deutscher Kaiser zu werden, großmütig verzichtet. Allein das einzige Mittel hierzu, die Benutzung und Führung der populären, liberalen Bewegung, wollte er nicht anwenden; im Gegenteil, sie war ihm im Tode verhaßt. Daß liberale und nationale Bewegung untrennbar zusammenhingen, daß sie nur verschiedene Ausdrucksseiten desselben subjektivistischen Seelenlebens des 19. Jahrhunderts waren, das hat seine bei aller Romantik wenig historische Beanlagung niemals erfaßt. Er suchte die deutsche Einheit vielmehr durch legitimistische Maßregeln zu erreichen: und so spielen die Verhandlungen mit den einzelnen Fürsten in seiner Politik eine fast ausschlaggebende Rolle. Natürlich aber trieb ihn diese Art des Vorgehens immer und immer wieder Österreich, dem Hort des deutschen und des europäischen Legitimismus, in die Arme. Und darum ist es sehr begreiflich, daß er sich niemals von der Bewunderung und moralischen Unterordnung unter Österreich losgemacht hat.

Eine unmittelbare Folge dieser geistigen Beanlagung des Königs ist es dann aber auch gewesen, daß das preußische Vorgehen zur Erringung einer nationalen Einheit scheiterte, ja dem Lande und seinem Herrscher die schlimmsten Demütigungen zuzog.

Der erste Versuch Preußens, eine Reichsverfassung durch freie Verhandlungen mit den Einzelstaaten zu erreichen, begann zu einer in gewissem Sinne nicht ungünstigen Zeit. Zwar zürnten die Einzelstaaten Friedrich Wilhelm IV. wegen seiner

immerhin nicht unbedingten Ablehnung der Frankfurter Kaiserwürde, als aber der Verfall der Nationalversammlung eintrat und sich überall revolutionäre Mächte erhoben, da wandte man sich doch unwillkürlich Preußen zu, das denn auch im Mai und Juni 1849 die Aufstände in Sachsen, in der bayerischen Pfalz und in Baden niederschlug. Diese Zeit, bis tief in den Juni hinein, war also für Preußen günstig und mußte ausgenützt werden.

In der Tat begann man rasch damit, zunächst als Unterlage aller Verhandlungen einen neuen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Er schloß sich ziemlich eng an die von der Frankfurter Versammlung beschlossene Verfassung an; nur war er monarchischer und konservativer. Durch einen solchen Entwurf hoffte man am ehesten das gemäßigt-liberale Bürgertum von dem radikalen zu trennen. Seele des Entwurfs war der General von Radowitz, jener in eigentümlichen politischen Farben schillernde Charakter, der von Frankfurt nach Berlin gegangen und bald mit Friedrich Wilhelm IV. in ein Verhältnis enger Freundschaft getreten war. Dabei wollte man aber mit dem alten Bundesrecht nicht unmittelbar brechen, berief sich vielmehr für das Recht der einzelnen Souveräne, dem neuen Reiche beizutreten, auf Artikel 11 der alten Bundesakte, wonach es den einzelnen Souveränen freigelassen war, Bündnisverträge einzugehen, außer wenn sie gegen die Sicherheit des Bundes gerichtet seien. Es war ein erster verhängnisvoller Fehler: Österreich hat später bei seinen Bestrebungen, die alte Verfassung zurückzuführen, daraus gefolgert, auch Preußen stehe ja noch auf deren Grundlage.

Ferner wiegte man sich in Berlin in der Hoffnung, Österreich werde an den Beratungen der neuen Verfassung teilnehmen. Aber Österreich wies die Einladung schroff zurück und bezeichnete das erhoffte Zustandekommen der neuen Verfassung nicht undeutlich als Kriegsfall. Dagegen beschickten Hannover und Sachsen die in Berlin am 17. Mai 1849 beginnende Konferenz, und anfangs hat auch Bayern an ihr teilgenommen.

Darauf kam am 26. Mai 1849 ein Vertrag zwischen den

verhandelnden Staaten zustande, der folgendes festsetzte: Zwischen den drei Königreichen Preußen, Sachsen und Hannover wird zunächst auf ein Jahr ein Bund zu gegenseitigem Schutzbeistand abgeschlossen, der auch allen anderen deutschen Staaten, die beitreten wollen, offen steht. Die Oberleitung der Bundesangelegenheiten hat Preußen, zur speziellen Geschäftsführung dient ein Verwaltungsrat, für den Bund gilt ein Verfassungsentwurf, der von einer demnächst zu berufenden Reichsversammlung geprüft werden soll; etwa vorgeschlagene Änderungen bedürfen der Zustimmung der verbündeten Regierungen.

Der Vertrag wurde von Hannover und Sachsen am 27. Mai unterzeichnet, aber mit dem Vorbehalt, daß sie sich nur dann für gebunden erachten würden, wenn die neue Verfassung, abgesehen von Österreich, Gemeingut der ganzen Nation werden würde. Sollte der Süden bis zur Einberufung der Reichsversammlung noch nicht beigetreten sein, so behielten sie sich das Recht erneuter Verhandlung zum Zweck der Umgestaltung der Verfassung vor. Dieser Vorbehalt wurde von Preußen angenommen und gleichzeitig an alle deutschen Regierungen die Einladung zum Beitritt erlassen.

Alle diese Maßregeln hatten nun zunächst großen Erfolg. Eben damals war Österreich durch den ungarischen Aufstand gebunden, während Preußen die Revolution in Baden niederschlug: unter diesem doppelten Eindrucke trat eine große Anzahl von Staaten bei, nur Bayern und Württemberg zögerten noch. Gleichzeitig beschäftigten sich Ende Juni hervorragende Mitglieder der erbkaiserlichen Partei der Frankfurter Versammlung, so Gagern und Dahlmann, in einer Versammlung zu Gotha, dem sogenannten Nachparlament, mit der von Preußen ausgearbeiteten Verfassung und beschlossen für ihre Annahme zu wirken. In Erfurt aber tagte unter Leitung des Ministers von Bodelschwingh schon der Verwaltungsrat des neuen Bundes und bereitete alle Schritte für den künftigen Reichstag vor.

Allein während dieser Vorgänge erholte sich Österreich; in Ungarn kam es schon im Juli unter Eingreifen Rußlands

zu entscheidenden Schlägen. Die Folgen ergaben sich bald in den deutschen Verhältnissen. Auf Anstachelung Österreichs hin zeigten sich Bayern und Württemberg immer weniger geneigt, in den Bund einzutreten; Sachsen und Hannover, die in ihm waren, wurden schwierig, und als Preußen im Oktober die Berufung des Reichstages zur Sprache brachte, legte Hannover unter Zustimmung Sachsens Einspruch ein; ja vom 20. Oktober ab blieben die Vertreter beider Königreiche den Sitzungen des Verwaltungsrates fern.

Preußen ließ sich indes dadurch noch nicht beirren; am 15. Januar 1850 fanden die Wahlen zum Reichstage statt. Darauf stieg der Widerwille der österreichischen Partei wieder um einen Grad höher; am 15. März 1850 nannte der König von Württemberg, nachdem er anstatt des liberalen ein reaktionäres Ministerium berufen hatte, in einer Thronrede das Bündnis vom 27. Mai einen künstlichen Sonderbundsversuch und den deutschen Einheitsstaat das gefährlichste aller Traumbilder; und in Kurhessen trat am 23. Februar an Stelle des liberalen Ministers Eberhard der Minister Hassenpflug: was nur als der Beginn des Austrittes von Kurhessen aus der preußischen Union verstanden werden konnte.

Gleichwohl ging Preußen noch immer vorwärts. Am 20. März 1850 trat der Reichstag in Erfurt zusammen. Da sich die Radikalen bei den Wahlen der Abstimmung enthalten hatten, so war er mehr aristokratisch als frühere Versammlungen, dabei reich an tüchtigen Köpfen. Man einigte sich, namentlich unter den Anstrengungen der sogenannten Gothaer Partei, in welcher sich die Erbkaiserlichen unter Führung des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha trafen, auf die Annahme des Verfassungsentwurfs im ganzen und erklärte auch seine Zustimmung zu einzelnen, von den Regierungen gewünschten Abänderungen, so daß die Verfassung der „Union" (so nannte man jetzt den Bund) am 29. April 1850 zustande kam.

Allein eben in diesem Augenblick schien die Existenz der Union schon aufs ernsteste bedroht.

Österreich hatte die Entwicklung der Union mit steigender

Erbitterung gesehen. Sehr entschieden hatte Schwarzenberg schon am 28. November 1849 in Berlin erklärt, er fände das Verfahren Preußens nicht vereinbar mit der Tatsache, daß es die alte Bundesakte noch als zu Recht bestehend betrachte, was ja Preußen durch Berufung auf den Artikel 11 dieser Akte wirklich getan hatte. Und ferner hatte Schwarzenberg die Union als nicht zu Recht bestehend erklärt, wie sie ja in der Tat dem Geiste der alten Bundesverfassung nicht entsprach.

Des weiteren hatte Österreich versucht, seinen alten Plan einer Ausgestaltung des Bundes unter Einrichtung von sechs Kreisen unter königlichen Kreisobersten und unter Einbeziehung von ganz Deutschland durchzuführen; zu dem Zwecke waren im Winter von 1849 auf 1850 Verhandlungen mit den königlichen Mittelstaaten geführt worden, hatten aber allerdings keinen Erfolg gehabt.

Darauf hatte sich Österreich einfach der Wiederbelebung des alten Bundestages zugewendet.

Die Verhältnisse lagen hier, wie wir uns erinnern, folgendermaßen. Der Reichsverweser Erzherzog Johann hatte seine Funktionen doppelt übertragen erhalten, vom alten Bundestag und von der Nationalversammlung. Er konnte also als Rechtsnachfolger des Bundestages betrachtet werden. Als dann die Nationalversammlung gesprengt war, hatte der Reichsverweser im August 1849 allerdings das Bedürfnis empfunden, seine Funktionen aufzugeben. Und so hatte er seine Rechte in den Schoß einer provisorischen Zentralgewalt niedergelegt, die aus Kommissaren bestand, die Österreich und — Preußen gemeinsam gesandt hatten, und die bis zum 1. Mai 1850 bestehen sollte.

Mußte man in diesem neuen Frankfurter Provisorium nun nicht erst recht eine Fortsetzung des Bundestages sehen? Und war es mit dem Geiste der preußischen Politik vereinbar, daß Preußen an seiner Begründung teilnahm?

Jetzt erließ Österreich, völlig konsequent, ein Rundschreiben, in welchem es zum 10. Mai 1850 eine außerordentliche Plenarversammlung des alten Bundes nach Frankfurt einberief, um

die provisorische Zentralgewalt, deren Auftrag mit dem 1. Mai ablief, durch ein endgültiges Bundesorgan zu ersetzen.

Nun wäre dies alles vielleicht noch von geringerer Bedeutung gewesen, hätte jetzt Friedrich Wilhelm IV. wenigstens an den Gesichtspunkten festgehalten, die ursprünglich bei Begründung des Dreikönigbundes und der Union vorgewaltet hatten.

Allein diese Gesichtspunkte waren ihm jetzt, wie die Union überhaupt, schon längst halb verleidet. Wie viele Wandlungen waren nicht seit der Feststellung des Verfassungsentwurfs der Union, im Mai 1849, bis zum Mai 1850 eingetreten! Preußen hatte sich erholt, überall zeigten sich Züge beginnender Reaktion. Die Verfassung vom Mai 1849 erschien dem Könige jetzt viel zu liberal. Und voll wurde er in dieser Ansicht durch die sich bildende preußische Junkerpartei bestärkt.

So hielt er nur noch halben Herzens zu seinem eigenen Werke. Und daran ist die Union zugrunde gegangen.

Zunächst erließ Preußen freilich noch, als Gegenstück zur österreichischen Einladung nach Frankfurt, am 1. Mai eine Einladung an die Unionsfürsten zu einem Kongreß in Berlin, zur Anerkennung der Erfurter Verfassung. Der Kongreß tagte auch vom 9. bis 16. Mai. Aber der Erfolg war gering. Nur die kleinen Fürsten wollten die Verfassung anerkennen; die Opposition führte Kurhessen. Als der Kurfürst von Hessen in der Fürstenversammlung Friedrich Wilhelm IV. küßte, rief der Herzog von Braunschweig laut „Judas". Hassenpflug aber hatte schon vorher verkündet, er wolle die Union von innen heraus sprengen. So kam es zu weiter nichts, als zur Anerkennung eines Unionsministeriums an Stelle des bisherigen Verwaltungsrates.

Durch diese innere Uneinigkeit wurde nun Österreich weiter ermutigt. Es erließ jetzt, auf Vorschag der wenigen Staaten, die sich am 10. Mai in Frankfurt zusammengefunden hatten, ein Rundschreiben, in dem es die Wiedereröffnung des Bundestages zum 1. September 1850 ankündigte.

Und so hatte denn die Nation für die Zeit vom 2. September 1850 ab die Aussicht auf zwei Zentralgewalten, eine

preußische und eine österreichische, das Unionsministerium und den Bundestag.

Es war ein Zustand, der sofort zu den ernstesten Konflikten führen mußte. Diese Konflikte aber spielten sich in den deutschen Fragen ab, die damals im Vordergrunde des Interesses standen, in der hessischen Verfassungsangelegenheit und in der schleswig-holsteinischen Frage. Denn in beiden hatte Preußen wesentliche Interessen. In Hessen insofern, als das Land zur Union gehörte und als die preußischen Etappenstraßen zwischen seinen westlichen und östlichen Provinzen durch das Kurland liefen, als überhaupt Hessen beide preußische Landeshälften schied. In den Elbherzogtümern, weil es die schleswig-holsteinische Frage im Namen des Bundestages und der Frankfurter Nationalversammlung bisher geführt hatte. Beide Angelegenheiten kamen aber auch vor den neueröffneten Bundestag. Damit war ein doppeltes Feld von Konflikten gegeben: Hessen und Schleswig-Holstein.

In Kurhessen galt seit 1831 eine verhältnismäßig liberale Verfassung; wenigstens stellte sie die Verwaltung und das Steuerwesen vor willkürlichen Eingriffen der Landesherren sicher.

Allein das war nicht nach dem Sinne des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Ein äußerst begabter Mann, aber in unsittlichen Familienverhältnissen groß geworden, nach Herzensneigung verheiratet, aber morganatisch, so daß seinen Kindern die Nachfolge im Lande versagt war, betrachtete er seine Regierung nur als Gelegenheit zu persönlicher Bereicherung. In dieser Richtung stand ihm aber die Verfassung mit ihrer Kontrolle des Staatshaushalts und einer fest vorgeschriebenen Zivilliste entgegen. Schon 1847 hatte er deshalb einen Verfassungsbruch versucht; allein die Offiziere seines Heeres hatten keine Geneigtheit gezeigt, mit ihm zusammenzugehen, und Metternich hatte ihn durch bundestägliche Bedenken ernüchtert. Im Jahre 1848 mußte er dann sogar einige neue liberale Zugeständnisse machen. Darauf war er der preußischen Union beigetreten in der Hoffnung, hier Hilfe gegen die finanzielle Kritik seines Landtags zu finden. Allein auch darin hatte er sich getäuscht gesehen. So wurde

er denn zum bitteren Feinde der Union und berief aus preußischen Diensten einen neuen Minister, Hassenpflug, einen Mann, der schon in den dreißiger Jahren hessischer Minister gewesen und sich mit dem Landtag herumgeschlagen hatte, einen überzeugten Fanatiker des Absolutismus und der Orthodoxie, zudem von unglaublicher Kühnheit der Mittel.

Und nunmehr begann in Kurhessen ein bis dahin unerhörtes Regiment.

Von Februar bis September 1850 begehrte Hassenpflug vom Landtage die Bewilligung der Landeseinkünfte und Steuern, ließ aber gleichzeitig keinen Staatshaushalt vorlegen, obwohl bekannt war, daß ein solcher fertig im Finanzministerium lag. Die Stände verweigerten darauf die Vollmacht zur Erhebung der direkten Steuern. Als dann Hassenpflug am 2. September den Steuerbehörden trotzdem die Erhebung dieser Steuern befahl, verweigerten diese die Erhebung: das gehe gegen ihren Diensteid. Ein Ausgang, der Hassenpflug keineswegs verblüffte. Auf Grund eines im Jahre 1848 aufgehobenen Bundesgesetzes erklärte er jetzt das Land als im Kriegszustand befindlich. Und als die Behörden diese Erklärung nicht anerkannten, da veranlaßte er, zum Beweise des aufrührerischen Zustandes, den Kurfürsten, mit ihm zusammen Kassel zu verlassen; und ging mit seinem Fürsten an den Main, nach Wilhelmsbad in der Provinz Hanau, in die Nähe des wiederhergestellten Bundestages.

In der Tat setzte Hassenpflug dann den Bundestag, vornweg Österreich, in dieser unglücklichen Angelegenheit in Bewegung. Am 17. September berichtete er; und am 21. September schon beschloß der Bundestag, die kurhessische Regierung solle ihn schleunigst über die Mittel unterrichten, die sie zur Bändigung des Aufruhrs ergriffen habe; das Verfahren der kurhessischen Ständeversammlung komme einer Steuerverweigerung gleich; es sei allen Anforderungen der Regierung Folge zu leisten; und er, der Bundestag, habe die Pflicht, der Landesregierung zur Bändigung des Aufruhrs die erforderliche Hilfe zu leisten.

Natürlich schritt jetzt Hassenpflug, wie man ihn im Lande nannte „Der Hessen Haß und Fluch", zu neuen Forderungen

fort. Am 2. Oktober unterwarf er das Land einer Militärdiktatur; überall sollten nur Kriegsgerichte funktionieren. Allein auch dieses Mittel versagte. Die Ständeversammlung ließ den General von Hanau, den Oberbefehlshaber, beim Militärauditoriat wegen Vergewaltigung und Verfassungsverletzung verklagen, dieses nahm die Anklage an, und am 9. Oktober forderten zweihundertdreiunddreißig Offiziere, vier Generäle, sieben Oberste, zwanzig Oberstleutnants, dreizehn Majore, neunundfünfzig Hauptleute und Rittmeister, achtzig Sekondleutnants, ihre Entlassung.

Damit waren die innerhessischen Mittel erschöpft: es blieb nichts übrig, als Vermittlung oder Dämpfung von außen her.

In diesem Momente stießen nun Österreich und Preußen aufeinander. Der Bundestag wollte unter österreichischem Einfluß zur Exekution schreiten: Preußen erhob dagegen Einspruch.

Aber Österreich war diesmal seiner Sache sicher. Es war klar darüber, daß der russische Zar, der sich in diesen Jahren überall in Deutschland zugunsten der Reaktion einzuschreiten herausnahm, über die Vorgänge in Hessen empört war und rasche Wiedereinführung des Kurfürsten wünschte. Es sah, wie alle Mittelstaaten die kurhessische Angelegenheit als Mittel zur Sprengung der preußischen Union erfreut begrüßten, und so handelte es rasch.

Am 11. Oktober kamen die Monarchen von Österreich, Bayern und Württemberg in Bregenz zusammen und beschlossen, dem hessischen „Aufruhr" entgegenzutreten; bald darauf zog ein Exekutionsheer von Bayern und Österreichern gegen das Land.

Mittlerweile aber hatte auch Preußen Militär vorgeschoben; es hatte Kassel besetzt; es drang nach Süden gegen Fulda zu vor.

Inzwischen näherten sich die Bundesexekutionstruppen ebenfalls Fulda. So stand alles auf der Schneide des Schwertes; und am 8. November kam es bei Bronzell zu einem Kugelwechsel der Vorposten der beiden Heeresmassen, der freilich nur einem Schimmel das Leben kostete; das Zusammentreffen wurde später als Mißverständnis erklärt.

Jetzt allerspätestens hätte die Ehre Preußens erfordert, durchzugreifen und loszuschlagen. Allein davon war Friedrich Wilhelm IV. weit entfernt. Innerlich sympathisierte er keineswegs mit dem seiner Ansicht nach revolutionären Hessen; zudem war sein Respekt gegenüber Österreich der alte; so wurde er von widerstrebenden Gefühlen bewegt; und demgemäß lauteten auch die Befehle an den preußischen Befehlshaber Grafen von der Gröben schwankend und unbestimmt.

Während sich aber in Kurhessen so alles zuspitzte, stand es in der schleswig-holsteinischen Frage für Preußen gleich trostlos.

Unsere Erzählung hat die schleswig-holsteinischen Dinge bis zu dem für Preußen unrühmlichen Waffenstillstand von Malmö, vom 26. August 1848, verfolgt[1]. Auf diesen Waffenstillstand war es im Herbst 1848 zu Friedensverhandlungen gekommen. Diese hatten indes zu keinem Ziele geführt, da sich Dänemark in seinen Ansprüchen der Zustimmung Englands und Rußlands und auch der Sympathie Österreichs sicher wußte. Und so hatten, am 3. April 1849, die kriegerischen Operationen in den Elbherzogtümern aufs neue begonnen. Am 13. April wurden die Düppeler Schanzen von bayerischen und sächsischen Truppen gestürmt, am 20. April schlug der preußische General von Bonin, Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinischen Truppen, die Dänen. Dann aber traten diplomatische Verhandlungen wieder verflachend dazwischen; Preußen wünschte bei seiner schwachen Stellung in Deutschland die Fessel des nordischen Krieges los zu sein; es führte den Krieg matt; und die Schleswig-Holsteiner erlitten infolgedessen bei Fredericia eine Niederlage, 6. Juli 1849.

Die Entrüstung über diese Vorgänge war in Deutschland schon groß; sie wuchs, als man das Ergebnis der sie begleitenden diplomatischen Verhandlungen in dem Waffenstillstand und den Friedenspräliminarien vom 10. Juli 1849 kennen lernte. In ihnen wurde vorläufig die Trennung Schleswigs von Holstein

[1] S. oben S. 98.

ausgesprochen; Holstein sollte unter der von der deutschen Zentralgewalt angeordneten Statthalterschaft bleiben; Schleswig aber im Namen des Königs von Dänemark von einer dreiköpfigen Landesregierung verwaltet werden, an deren Spitze ein Engländer trat.

Natürlich protestierte die Statthalterschaft von Holstein gegen diese Lösung, die sich fast mit dem Offenen Briefe König Christians in Übereinstimmung befand; ihr schlossen sich mehrere deutsche Regierungen an; und nur fünf Regierungen bestätigten die Abmachungen.

Inzwischen aber, Januar 1850, begann Preußen die Verhandlungen über einen endgültigen Frieden. Sie zogen sich endlos hin; Preußen verlor in ihnen eine Position nach der anderen. Gleichzeitig verschlechterte sich das Verhältnis zu Österreich und Rußland wegen der Unionsverhandlungen; auch eine Zusammenkunft des Prinzen von Preußen mit dem Zaren Nikolaus besserte daran nichts: vielmehr verlangte Nikolaus gebieterisch einen Dänemark günstigen Abschluß.

Er kam am 2. Juli zustande und gab Schleswig-Holstein ganz in die Hände Dänemarks. Dem König von Dänemark blieb es überlassen, alle zur Bewältigung des Widerstandes von Schleswig-Holstein dienlichen Mittel zu gebrauchen; eine Erbfolgeordnung sollte begründet werden, die alle Staaten des Königreichs Dänemark gleichmäßig umfaßte.

Aber die Herzogtümer hatten in Erwartung so trostlosen Ausgangs ihre Vorkehrungen getroffen. Sie blieben unter den Waffen; an Stelle des preußischen Generals von Bonin trat als Oberbefehlshaber der Generalleutnant von Willisen. Doch Willisen war im Felde unglücklich; am 24. und 25. Juli 1850 erlitt er bei Idstedt, am 12. September bei Missunde Niederlagen; und am 4. Oktober unternahm er einen vergeblichen Sturm auf Friedrichstadt.

Über diese Vorgänge erfüllten sich alle Herzen in Deutschland mit Trauer und Vorwürfen gegen Preußen; innerhalb der Großmächte aber erschien Preußen gleichwohl für die ewig offene Wunde Dänemarks verantwortlich; und namentlich der

Zar war in seiner Weise dafür zu sorgen bereit, daß der Frieden endlich gesichert werde. Diese Schwierigkeiten traten nun aber für Preußen im gleichen Augenblicke ein, da es seine Ehre in Hessen aufs Spiel gesetzt sah.

Eine ehrliche Überwindung dieser Lage wäre jetzt nur noch durch einen Krieg gegen Österreich und den Deutschen Bund, vielleicht auch gegen Rußland zu finden gewesen. Allein hierzu fehlte den preußischen Staatsmännern das Herz, und der König, in seinen Überzeugungen schwankend, ordnete sich ihnen unter.

Am 15. Oktober reiste der preußische Ministerpräsident Graf Brandenburg nach Warschau, wo sich der Zar Nikolaus befand, um ihn zur Unterstützung Preußens in der hessischen Sache wie in den Angelegenheiten der Union zu vermögen sowie mit ihm die schleswig-holsteinische Frage zu regeln. Aber auch Kaiser Franz Joseph und sein Minister des Auswärtigen, Fürst Schwarzenberg, stellten sich ein. Natürlich war es ihnen, bei den Sympathien und Antipathien des Zaren, ein leichtes, diesen auf ihre Seite zu ziehen. Für Preußen hatte der Zar nur allerlei freundlich erteilte reaktionäre Ratschläge übrig, Ratschläge, die seine Demütigung bedeuteten. Und so hatte Graf Brandenburg schlechte Botschaft heimzubringen. In der deutschen Verfassungsfrage hatte man sich auf freie Konferenzen der deutschen Staaten zu Dresden zu einen, deren Ergebnis nach den bestehenden Umständen nur die Wiederherstellung der alten Bundesverfassung sein konnte. In der hessischen Sache blieb es im ganzen bei der Exekution des Bundesheeres. In der schleswig-holsteinischen Angelegenheit wurden völlig trostlose Ansichten laut; von einer deutschen Hilfe gegen Dänemark sollte nicht mehr die Rede sein.

Anfang November erschien Brandenburg mit diesen Nachrichten und vorläufigen Abmachungen in Berlin. Er riet vom Kriege ab und starb gleich darauf, am 6. November, an einem hitzigen Nervenfieber. Gleichzeitig trat Radowitz zurück, und Otto von Manteuffel übernahm die Leitung der auswärtigen Geschäfte.

Inzwischen rüsteten Österreich und die deutschen Bundes-

staaten immer ernstlicher; ein großer Krieg schien unvermeidlich, auch in Rußland machte man mobil, schließlich, am 5. November, auch in Preußen. Aber war es Friedrich Wilhelm IV. ernst damit, obgleich sich im Volke alsbald Begeisterung kundtat? Während der König rüstete, gab er gleichzeitig entschuldigende Erklärungen nach allen Seiten: und Fürst Schwarzenberg rief in Wien triumphierend aus: Nun Preußen mobil mache, sei der Frieden sicher; die Mobilmachung sei für Preußens Herrscher die Brücke, um anscheinend ehrenvoll zurückzuweichen.

In der Tat: so kam es. Am 15. November beantragte Preußen bei der Union die Aufhebung der Unionsverfassung vom 26. Mai 1849, ließ es seinen Einheitsberuf gegenüber der Nation für absehbare Zeiten fahren. Auch die kurhessische Aktion wurde halb aufgegeben, noch ehe ein österreichisches Ultimatum eintraf. Ja einmal auf der Bahn des Niedergangs, geängstigt durch die Nachricht einer Truppenrüstung Napoleons an der Rheingrenze, verstand sich Preußen auch zu einer fast bedingungslosen Unterwerfung unter Österreich.

Am 27. November reiste der Minister von Manteuffel auf vorheriges Ansuchen König Friedrich Wilhelms IV. bei Schwarzenberg zu einer Zusammenkunft mit diesem nach Olmütz: sie fand am 28. und 29. November statt. In ihr verzichtete Manteuffel namens Preußens auf die Union, auf das Wesentliche einer weiteren Einmischung in Kurhessen und billigte die Unterwerfung Schleswig-Holsteins unter Dänemark.

In Hessen rückten die Bundesexekutionstruppen ohne Hindernis vor: es nahte die Zeit der sogenannten „Bequartierungen" renitenter Staatsbürger und der militärischen Einschüchterung der Verwaltung. Nach dieser Wiederherstellung des „landesherrlichen Ansehens" kehrte der Kurfürst am 27. Dezember 1850 nach Kassel zurück und begann von neuem sein Gewaltregiment.

In Schleswig-Holstein stellten Preußen und Österreich gemeinsam den Einmarsch ihrer Truppen in Aussicht, wenn sich die Herzogtümer Dänemark nicht unterwerfen würden. Da konnte denn die Landesversammlung der Herzogtümer nicht

anders, als jeden Widerstand aufgeben. Am 11. Januar 1851 verzichtete sie auf alles Weitere. Für Dänemark selbst wurde durch den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 die ungeteilte Erbfolge des Prinzen Christian von Glücksburg in allen Staaten festgestellt — des einzigen der schleswig-holsteinischen Fürsten, der auf seiten der Dänen gefochten hatte.

Die allgemeinen deutschen Bundesverhältnisse wurden in österreichischem Sinne geordnet. Die Dresdener Konferenzen, wie sie zu Warschau vorgesehen waren und seit dem 23. Dezember 1850 stattfanden, förderten keine Reform der Bundesverfassung zutage; zwar setzte auch Österreich seinen alten Plan einer Reform mit den sechs königlichen Kreisobersten nicht durch, da sich die kleinen Bundesstaaten unter Preußens Führung gegen ihn wehrten, doch mußte noch viel mehr Preußen sich dahin fügen, daß es durch Anerkennung und Beschickung des Frankfurter Bundestages aller weiteren Erörterungen und Schwierigkeiten überhoben wurde. Im übrigen lieferten die Arbeiten der Dresdener Konferenz, die sich bis zum Mai 1851 hinzogen, nichts Positives, sondern nur „schätzbares Material", ein Wort, das von Schwarzenberg damals zur Charakteristik ihrer Ergebnisse erfunden wurde.

IV.

Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre hatte man in schwerem Ringen die Einheit Deutschlands herzustellen, den nationalen Gedanken durchzuführen gesucht.

Anfangs geschah das von den volkstümlich liberalen Kräften. Sie scheiterten vor allem an der Ungewohntheit zu handeln und darum an der Unklarheit über die Mittel, die zu dem von ihnen aufgestellten Ziele führen sollten, einigermaßen auch an der Energie des Widerstandes der Regierungen.

Dann, nach diesem Scheitern der liberalen Versuche, traten die beiden deutschen Großmächte auf den Plan, um den Einheitstraum der Nation vom legitimistischen Standpunkte aus zu verwirklichen. Ernst war es damit nur Preußen. Aber seine Versuche in Dreikönigsbund und Fürstenunion verliefen kläglich, ja führten zur völligen Verkennung der preußischen Absichten und zur Demütigung Preußens in der auswärtigen Politik.

Danach trat Österreich mit seinen Plänen wieder in den Vordergrund, wobei die Absicht schließlich, je mehr es siegte, um so mehr auf die Verwirklichung des dem Kaiserstaate genehmsten deutschen Systems, auf die Wiederherstellung des alten Bundestags, zusammenschrumpfte.

Gleichwohl blieb keine der ehrlichen Bemühungen dieser Zeit um die deutsche Einheit ohne Frucht. Die liberale Bewegung lieferte für die nächste Zukunft unaustilgbar das Ideal eines freien und einigen Deutschlands, die preußischen Versuche zeigten die Ergänzung zu diesem Ideal in der gegenseitigen Verbindung und Annäherung der Fürsten zu einem bundesstaatlichen Zusammenschluß auf Grund alter fürstlicher, legitimistischer Rechtsanschauung. Die kommenden Jahre und

Jahrzehnte mußten die Einheit Deutschlands in der Verbindung dieser beiden Elemente bringen, wie sie später ihren Ausdruck in den Grundeinrichtungen des neuen Reichs, in Reichstag und Bundesrat, gefunden hat.

Die Zeit unmittelbar nach 1850 indes war keineswegs durch Bestrebungen in dieser Richtung gekennzeichnet. Es folgte vielmehr fast ein Jahrzehnt der politischen Ermattung in den nationalen Kreisen; eine Zeit ähnlich der der zwanziger Jahre des Jahrhunderts, nur von noch viel durchgreifenderer Verzweiflung: ja von völligem politischen Pessimismus.

Und da nun gleichzeitig auch die geistige Bewegung, wie wir bald sehen werden[1], auf Abwege geriet und von dem Pfade eines gesunden Realismus abseits in Pessimismus und Materialismus versank, so wagten sich alle noch lebendigen Mächte einer früheren, den neueren Zielen nicht zugewendeten Vergangenheit hervor und suchten von neuem die Herrschaft zu gewinnen.

So vor allem das alte Kirchentum: evangelische Orthodoxie und katholischer Klerikalismus. Dann nicht minder die legitimistisch-absolutistische Auffassung vom Staat: und so begann die klassische Periode der Reaktion der fünfziger Jahre.

Da traten denn nach der Wiederherstellung des Bundesrates und nach dem damit ausgesprochenen Siege des Legitimismus vor allem die partikularen Interessen wieder in den Vordergrund; jeder suchte sich zunächst in seinem eigenen Hause zu helfen, und allenthalben fast, mit wenigen Ausnahmen, wie etwa Koburg-Gothas und Weimars, griff man auf die Formen des territorialen Staatslebens im 17. und 18. Jahrhundert zurück. Hiergegen machten denn freilich die nationalen und liberalen Kräfte Front. Indem sich aber auf diese Weise die großen Gegensätze der nationalen Entwicklung auf die Einzelstaaten übertrugen, nahmen sie zugleich mehr als bisher eine soziale Färbung an: Träger der liberalen partikularistischen Ideen wurde noch weit mehr und ausschließlicher als bisher

[1] S. unten Kap. II S. 142 ff.

das Bürgertum, die Bourgeoisie; als konservativ und reaktionär hingegen zeigten sich bald vor allem die alten privilegierten Klassen des Adels, der Ritterschaft.

Dabei gewannen diese an vielen Orten ausbrechenden Kämpfe in ihren Hauptbrennpunkten wieder Fühlung mit dem Bundestag, also dem verfassungsmäßigen deutschen Gesamtorgan, dadurch, daß der Adel in seinen Beschwerden gegen den bürgerlichen Liberalismus bis an diese Stelle ging und sie als Helfer in die partikularen Kämpfe hineinzog.

Der Bundestag pflegte sich dann durchaus auf seiten des Adels gegen das Bürgertum zu stellen: wurde also auch seinerseits reaktionär tätig. Es war, soweit dies denkbar war, eine noch weniger glückliche Entwicklung, als sie der Bundestag schon in den dreißiger Jahren erlebt hatte. Damals hatte er freilich auch schon auf Antrieb Österreichs beinahe nur repressiv eingegriffen: war doch aber immerhin noch das ausführende Organ für die reaktionär-legitimistischen Bestrebungen des größten deutschen Partikularstaates geblieben. Jetzt dagegen geriet er nur noch in Bewegung, wenn die partikulare Aristokratie zumeist kleiner Territorien hier und da von unten her seine somnolenten Nerven reizte, und reagierte dann, gleichsam in Form einer Reflexbewegung, mit einigen rückschrittlichen Maßregeln.

Am deutlichsten trat diese Lage in den mecklenburgischen Verhältnissen zutage. Hier hatte der Großherzog Friedrich Franz II. von Schwerin im Jahre 1848 eine Verfassung oktroyiert, die keineswegs übermäßig liberal war. Aber sofort nach dem Verhallen der revolutionären Bewegung protestierte die Ritterschaft, an der Spitze einige erbberechtigte Agnaten des regierenden Hauses, und wandte sich an den Bundestag, von dem zur Beurteilung solcher Fälle eine „Bundeszentralkommission", gemeinhin „Reaktionsausschuß" genannt, errichtet worden war. Das Endergebnis war, daß der Großherzog gegen seinen Willen die Verfassung aufgeben und wieder nach dem grundgesetzlichen Erbvergleich aus dem Jahre des Heils 1755 regieren mußte. Und nun begannen wahre Jubeljahre der ritterschaftlichen Ver-

fassung; überall hatten die Gerichte mit angeblichen Hochverratsprozessen zu tun; und der Schluß der Periode wurde durch ein Gesetz ausgezeichnet, das den adligen Gutsherren noch einmal die Prügelstrafe gegenüber ihren Hörigen gestattete.

Ähnlich, wenn auch nicht in ganz so klassischer Weise mittelalterlich, verliefen die Dinge in Hannover. Hier hatte der alte König Ernst im Jahre 1848 in eine liberale Änderung der Verfassung gewilligt und blieb der festen Absicht, sie durchzuführen, auch als die revolutionäre Hochflut verlaufen war. Als er aber an die Umgestaltung der bis dahin von der Ritterschaft beherrschten Provinzialstände ging, wandten sich die Ritter beschwerdeführend an den Bundestag, und dieser trat auf ihre Seite, Oktober 1851.

Da starb bald darauf, am 18. November 1851, König Ernst, und es folgte der blinde König Georg V. Georg, der von vornherein zur Zurücknahme einzelner Bestimmungen neigte, ließ sich vom Adel schließlich noch weiter drängen. Das Ende der ritterschaftlichen Agitation war ein Frankfurter Bundestagsbeschluß vom 12. April 1855, der die Aufforderung an den König enthielt, die bestehende Verfassung so zu ändern, daß sie mit der Bundesverfassung vereinbar wäre und den ritterschaftlichen Beschwerden abhülfe. Und wirklich wurde darauf unter vergeblichen Protesten der Liberalen die Landesvertretung aufgelöst und die Verfassung durch eine königliche Verordnung vom 1. August 1855 im Sinne der früheren Verfassung vom Jahre 1840 geändert.

Wie dies Spiel aber in den größeren Mittelstaaten verlief, so wiederholte es sich vielfach auch in den kleinen, nur daß es hier nicht selten ins Lustige karikiert wurde. Im Vordergrunde standen dabei die Duodezstaaten Norddeutschlands, wie denn durch diese ganze Zeit hindurch der Unterschied zwischen der viel freiheitlicheren Entwicklung der Südstaaten und der gebundeneren des Nordens augenscheinlich blieb. Besonders aber zeichneten sich unter diesen Kleinen Anhalt und Lippe-Detmold aus. Im Großstaat Lippe-Detmold begann damals Lorenz Hannibal Fischer, der Versteigerer der deutschen Flotte des

Jahres 1848 glorreichen Andenkens, nach dem kurhessischen Rezepte Hassenpflugs zu herrschen. Doch nahm es damit ein klägliches Ende. Auf einer Thüringer Reise wurde dieser regierende Minister eines Bundesstaates auf Befehl des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha wegen Majestätsbeleidigung gegen den Herzog in Haft genommen, und dem Fürsten von Lippe blieb nichts übrig, als sein Faktotum zu entlassen.

Schlimmer als diese Stürme im Glase Wasser der kleinen Staaten war der Verlauf der Reaktion in den beiden deutschen Großstaaten. Er währte, mit geringen Unterbrechungen, in Österreich bis zum Jahre 1859 und in Preußen bis zur Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen 1858; er hatte bei allen kleinen Differenzen in den deutschen Dingen, bei allen großen auf dem Gebiete der europäischen Politik doch immer wieder Annäherungen Preußens und Österreichs zur Folge, und er verhinderte bei dieser allgemeinen Einheitlichkeit der inneren Politik beider Großmächte jedes energische Weiterschreiten auf dem Wege zur nationalen Einheit.

Am schnellsten und unbedingtesten stürzte man sich in Österreich in reaktionäre Bahnen. Die Verfassung von Kremsier war hier überhaupt noch nicht eingeführt, war auch vom Kaiser noch nicht beschworen worden. So einigte man sich leicht dahin, sie wieder abzuschaffen; durch Patent vom 31. Dezember 1851 wurde die absolute Monarchie wieder eingeführt und die Ministerverantwortlichkeit allein auf die Person des Kaisers sowie die Tätigkeit des Staatsrats nur auf die Beratung der Krone bezogen. Nicht minder wurde dann der Versuch gemacht, die nationalen Bestrebungen der einzelnen Kronländer zu unterdrücken; die Monarchie wurde in gleichmäßig organisierte Verwaltungsbezirke mit einer von oben absolut abhängigen Beamtenwelt zerlegt und neben der Bureaukratie namentlich auch der katholische Klerus in den Dienst des Staates gestellt. Im ganzen war es ein System, das vor allem die Krone stärken sollte und auch gestärkt hat; der Adel mit seinen besonderen Forderungen wurde dabei wenig beachtet.

Aber während man so mit der politischen Rekonstruktion

des Staates im Sinne etwa Metternichs beschäftigt war, stellten sich schwere finanzielle Verlegenheiten ein, und sie wurden durch große Rüstungen zum Krimkriege noch vermehrt. Die Staatsschulden begannen aufs fühlbarste auf das Wirtschaftsleben zu drücken; der Verkehr mußte mit einem Papiergeld von sehr schwankender Valuta bewältigt werden; ganz allgemein sank der Kredit. Und die österreichischen Finanzmänner, sonst in tausenderlei Auskunftsmitteln erfahren, verzweifelten dieses Mal fast an der Heilung. Die Lage des Staates war damit gegen Schluß der fünfziger Jahre schlimm genug, um so mehr, als sich Ungarn von den Stürmen der Revolution noch immer nicht erholen wollte.

In Preußen überlegte die „kleine, aber mächtige Partei" am Hofe längst, wie sie den König zur Aufhebung der Verfassung veranlassen könnte. Allein in diesem Punkte bewährte Friedrich Wilhelm IV. seine Standhaftigkeit, unterstützt von seinem liberalen Freunde Bunsen, beraten auch von einigen ehrlichen Konservativen, so dem Oberpräsidenten von Sachsen, Freiherrn Senfft von Pilsach.

Doch fand der Minister des Innern, Herr von Westphalen, auch ohne Aufhebung der Verfassung Mittel, einer mehr rückwärts als vorwärts gewendeten Staatsauffassung Bahn zu schaffen.

Die Verfassung hatte eine große Reihe liberaler Grundsätze aufgestellt, namentlich im zweiten Titel, der von den Rechten der Preußen handelte. Dabei war die Annahme gewesen, daß diese Grundsätze durch spätere legislative Tätigkeit in Spezialgesetzen Leben erhalten sollten. Jetzt wußte von Westphalen das zu vereiteln und behauptete, solange eine solche Ausführungsgesetzgebung noch nicht bestehe, gälten auch deren Grundsätze noch nicht, sondern das frühere, ihnen vielfach wenig entsprechende Recht.

Daneben suchte man auch positiv rückschrittlich zu wirken. Zwar eine starke Begrenzung der Gewerbefreiheit gelang nicht. Dagegen unterbanden drei Ministerialverordnungen vom Mai 1851 die bisherige Wirksamkeit der Selbstverwaltung, wie sie

sich auf Grund eines Gesetzes vom 11. März 1850 in sehr ausgedehnter Weise zu entwickeln begonnen hatte. Statt der freien Gemeindeverfassung wurde die gutsherrliche Polizei wieder eingeführt, statt der alten Städteordnung wurden drei verschiedene Städteordnungen minder freiheitlichen Charakters erlassen; und Kreis- und Provinzialvertretungen erhielten wieder einen verstärkten Zusatz ständischer Elemente.

Vor allem aber wurde die bisher wählbare erste Kammer auf Grund einer zweifelhaften Gesetzesinterpretation in jenes Herrenhaus verwandelt, das schon früher geschildert worden ist[1], einen Körper, in dem Grafen und Junker das entscheidende Übergewicht erhielten. Es war im Aufbau der wichtigsten Elemente des neuen preußischen Verfassungsstaates schließlich die einzige Stelle, an der Friedrich Wilhelm IV. sein Ideal einer ständischen Verfassung so ziemlich restlos verwirklicht sah, wenn es auch an einigen anderen minder wichtigen Stellen, namentlich in den Provinzialverfassungen, gelungen war, etwas von seinen ständischen Auffassungen zu retten. Kamen nun aber diese Erfolge seiner staatsrechtlichen Konzeption speziell dem monarchischen Gedanken zugute? Es muß ernstlich bezweifelt werden. Was in den Vordergrund gedrängt wurde, waren vielmehr die feudalen Kräfte; nicht die monarchische Gewalt wurde gestärkt wie in Österreich, sondern der Einfluß der alten sozialen, adligen Schichten: und nur wenig wich in dieser Hinsicht das Schlußergebnis von dem Resultat in den kleineren norddeutschen Staaten, in Mecklenburg, Hannover und anderen Ländern, ab. Die ganze dadurch eingeleitete Strömung aber prägte sich bald in starken Maßregelungen der Beamtenwelt, in Gesetzen zur Knebelung der Presse, in verschärften Bestimmungen über Gotteslästerung und kirchlich-freiheitliche Gesinnung, in der Abschwächung der Rechtskontrollen in der Verwaltung, in der weitgehenden Verdichtung auch der Disziplinargewalt über die Beamten aus. Ja im Jahre 1855 schuf sich diese Strömung in der sogenannten Landratskammer

[1] S. oben S. 75.

auch ein gefügiges Abgeordnetenhaus und gelangte damit auf die Höhe ihrer Macht. Für diese aber kann vielleicht als charakteristisch gelten, daß sie mit einem zunehmend flotten, ja teilweise unsittlichen Leben der führenden Kreise vornehmlich in Berlin zusammenfiel.

Bei den engen Beziehungen, die zwischen Staat und evangelischer Kirche in allen protestantischen deutschen Territorien bestanden, und bei der führenden Stellung der Staaten in diesem Verhältnis verstand es sich weiter von selbst, daß die protestantischen Kirchen einen Entwicklungsgang analog dem geschilderten staatlichen durchmachten. Dabei waren allerdings die Erscheinungen im allgemeinen nicht gleich extrem, weil die Kirchen in der Bekämpfung innerer Spaltungen ihre Kraft zersplittern mußten, und weil in keiner von ihnen eine eigentliche Hierarchie vorhanden war. Im übrigen trat die analoge Wendung wiederum in Preußen am stärksten hervor.

In der preußischen Landeskirche bildete sich in den fünfziger Jahren eine aus geistreichen Laien und orthodoxen Gelehrten sowie Mitgliedern des feudalen Adels gemischte Partei, die ihren Mittelpunkt in den sogenannten Kreuzzeitungsleuten fand: in Stahl, den beiden von Gerlachs, Wagener: und diese beherrschten den König. Sie predigten den unbedingten Bestand der Orthodoxie und forderten demgemäß die „Umkehr der Wissenschaft", in kirchlichen Verfassungsfragen wollten sie nichts von Teilnahme der Laien wissen und brachten die synodale Bewegung der vierziger Jahre nun gründlichst zum Stillstand.

Im übrigen lieferten sie die staatlichen Interessen der Kirche, wie sie diese verstanden, aus, soweit sie es nur vermochten. Bei der Beamtenbeförderung wurde auf strenge Kirchlichkeit gesehen: die Folge war die Ausbildung eines widerlichen Strebertums: Teilnahme an frommen Vereinen, Zahlung von Kollekten, sogenannter frommer Lebenswandel wurden nun beliebte Mittel zu bureaukratischem Aufstieg. Und auch die Schule wurde ganz in die Hände der Kirche gegeben: als Schulrevisoren und Schulinspektoren der Elementarschulen dienten überall Geistliche; die Stiehlsche Regulative vom Jahre 1854

wurde auch den stärksten Anforderungen der protestantischen Orthodoxie an die Beihilfe der Schule zur Einführung eines bloß formalen Wissens vom evangelischen Christentum gerecht; an den Mittelschulen erfolgte eine starke Säuberung des Personals, insbesondere der Direktoren, von liberalen Elementen; und der Humanismus der Gymnasien erhielt, besonders seit dem Eintritte Wieses in das Mittelschuldezernat, eine christlich-orthodoxe Färbung.

Dabei verbanden sich die kirchlich-orthodoxen Bestrebungen alsbald mit dem feudal-staatlichen: Junker und Pastor gingen Hand in Hand den Weg zur Herrschaft, und die Bedeutung der Dynastie trat um so mehr zurück, als der König nach den ungeheueren Aufregungen der Revolutionsjahre langsam der alten geistigen Beweglichkeit zu entbehren begann, immer willensschwacher wurde und seit etwa 1855 an den ersten völlig sichtbaren Spuren jener Krankheit zu leiden begann, der er dann in langem Siechtum zum Opfer fiel.

Im ganzen waren aber Orthodoxie und Junkertum nicht nur in Preußen, sondern in den norddeutschen Territorien überhaupt und in ähnlicher Weise auch vielfach in den Südstaaten die eigentlich siegenden Mächte der fünfziger Jahre. Es waren Träger von Richtungen, die trotz der originellen und tüchtigen persönlichen Veranlagung vieler, die ihnen angehörten, im ganzen doch nach rückwärts wiesen, soziale und geistige Gruppen, deren eigentlichste, von ihnen am höchsten geschätzte Arbeit in den folgenden Jahrzehnten wenig wirksam geworden ist.

Anders hatte sich demgegenüber die Entwicklung der katholischen Kirche in den fünfziger Jahren, ja schon gegen Schluß der vierziger und auch noch im Verlaufe der sechziger Jahre vollzogen. Dem Staatsleben der Zeit, das in den führenden Territorien und Staaten protestantisch war, innerlich entgegengestellt, zudem schon durch die Konkordats- und Zirkumskriptionspolitik der Kurie in den zwanziger und dreißiger Jahren außerordentlich frei und fast nur noch von Rom abhängig, hatte die katholische Kirche in dem genannten Zeitraume die liberalen

Strömungen zur vollen Entwicklung einer klerikal-papalen Autonomie und diese wiederum zur Gewinnung demokratischer Beziehungen in der Nation benutzt, und damit diejenige Position errungen, deren Obmacht über den Staat später den Kulturkampf heraufbeschwor. Doch von diesen Vorgängen kann erst später genauer gesprochen werden; denn erst in den siebziger Jahren sind sie für die Geschichte der Nation von maßgebender Bedeutung geworden. In den Zeiten dagegen, denen unsere Erzählung jetzt gewidmet ist, waren sie noch von geringer Wichtigkeit und vielfach kaum in weiteren Kreisen bekannt: noch beherrschte, namentlich in Norddeutschland, der Protestantismus das öffentliche kirchliche Interesse und teilte die Publizität seiner großen Anliegen voll eigentlich nur mit den Anliegen des Staates.

War dem aber so, so begreift man wohl, daß die Zeit im Grunde klein verlief und ergebnislos, und daß kräftige Geister sehnend vorwärts strebten in eine bessere Zukunft. Diese Geister aber mußten der Zukunft um so mehr leben, als auch das gleichzeitige freie und höhere Geistesleben für die Öde auf kirchlichem und politischem Gebiete bei manchem Großen doch keinen Ersatz bot.

Zweites Kapitel.

Fortentwicklung des Seelenlebens der ersten subjektivistischen Periode zu vollem Realismus. Verfallserscheinungen. Vorbereitende Erscheinungen einer neuen Periode.

I.

1. Im vorigen Kapitel ist erzählt worden, wie das politische Leben der Nation in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus bloßen Vorstellungen zu Theorien, aus Instinkten zu Willensäußerungen, aus Absichten zu Taten fortschritt. Aber es mußte zugleich auch mitgeteilt werden, daß diese Taten noch nicht zum Ziele trafen: noch haftete ihnen zuviel aus der Welt der Ideen an; noch war eine feurige Stählung der Energie, ein rücksichtslos klares Verständnis der Wirklichkeit, eine erbarmungslose Reife der Erfahrung nicht erreicht.

Rascher trat die Vollendung zum Realismus auf dem Gebiete der geistigen Bewegungen ein; denn diese waren von Anbeginn die Erstlinge des subjektivistischen Seelenlebens gewesen. Indem diese aber schon in den dreißiger Jahren dem Realismus entgegen zu reifen begannen, war es selbstverständlich, daß vor allem ihre intellektualistische Verzweigung diesen Vorgang klar und umfassend aufwies: und damit an die Spitze der geistigen Evolution überhaupt gelangte.

Und so sind es denn die Wissenschaften vor allem, deren Verlauf befragt werden muß, soll der zum ersten Male voll abgeschlossene Charakter der Zeit des Realismus erkannt werden.

Unter den Wissenschaften aber wiederum haben sich uns schon früher die naturwissenschaftlichen Disziplinen als die bei weitem entwickelteren ergeben: sie waren es, die schon im Beginne der ersten Durchbildung des Realismus die Führung übernommen hatten[1].

Klar war da gewesen, daß sich vor allem die Physik in vollster Rationalisierung ihrer Tatsachenwelt immer entschiedener als angewandte Mechanik herausstellte. Am sichersten und frühesten hatte das vielleicht in der Akustik stattgefunden, insofern die Aerostatik und die Aerodynamik, überhaupt die Mechanik des Gasförmigen, zum Gebiete allgemeiner mechanischer Theorien gerechnet werden kann. Dann aber waren auch die anderen großen physikalischen Gebiete durchaus in diese Art der Betrachtung hineingezogen worden; und als die Summe ihrer großen Agentien im Gesetze von der Erhaltung der Kraft auf den einen Kraftbegriff reduzierbar nachgewiesen worden war, bestand Anfang der fünfziger Jahre an der vollen Mechanisierung der physikalischen Anschauungen im allgemeinen keinerlei Zweifel mehr.

Indes in den Vollendungsjahren des Realismus hielt die mechanistische Betrachtungsweise innerhalb der Naturwissenschaften bei der Physik keineswegs inne. Wie wir bald sehen werden, umfaßte sie vielmehr auch die Chemie; und nachdem sie früher in leichterer Arbeit für deren anorganischen Teil eine mechanische Atomistik aufgestellt hatte, gelang ihr nun schließlich eine solche Durchbildung, wenngleich unter stärkeren Schwierigkeiten, auch für den organischen Teil. Dies aber bedeutete, um den Schluß der fünfziger Jahre, die Mechanisierung der exakten Naturwissenschaften überhaupt.

Inzwischen aber hatte eine realistisch-mechanische Betrachtungsweise über diesen Kreis hinaus auch schon längst die biologischen Disziplinen ergriffen, indem sie diese als ein Anwendungsgebiet der Physik und Chemie zu umfassen suchte, das zu diesen seinen Mutterwissenschaften etwa in dem gleichen Ver-

[1] S. Bd. X S. 192 f.

hältnisse stehe wie die theoretische Maschinenkunde zur allgemeinen Mechanik. Und so mochte man denn meinen, es werde der Realismus mit einer rationalistischen Mechanisierung auch der biologischen Tatsachen enden: und nicht wenigen erschien dieses Ziel ebenfalls gegen Ausgang der fünfziger Jahre mit der Verkündung der Anpassungs- und Vererbungslehren Darwins erreicht.

Dies aber erschien dann fast wie ein Abschluß der Naturwissenschaften überhaupt. Denn waren ihre Erscheinungen jetzt nicht auf ein Prinzip reduziert? War nicht nunmehr jener so oft gesuchte eine Schlüssel gefunden, der die Geheimnisse aller Natur und alles Samens aufschloß? —

Die Entwicklung der biologischen Wissenschaft ist im Grunde im Verlaufe des 19. Jahrhunderts beschlossen. Zwar sind schon früher wichtige Tatsachen der Biologie entdeckt und genauer festgestellt worden: hierher gehören die Versuche Harveys über den Blutkreislauf, Hallers und Fontanas über die Sensibilität und Irritabilität der tierischen Organismen, Spallanzanis über die Bedingungen der Befruchtung. Aber zu einer in sich ausgebauten, ja nur auch auszubauenden Wissenschaft waren diese vereinzelten Tatsachen noch keineswegs zusammengeschossen.

Der Grund hierfür war im tiefsten darin gelegen, daß die Wissenschaften der anorganischen Natur noch nicht weit genug entwickelt waren, um denen der organischen brauchbare Unterlagen zur Untersuchung der Lebensvorgänge zu liefern. Deutlich trat das in jener Wissenschaft vom menschlichen Leben hervor, die noch am weitesten entwickelt war, in der Medizin. Hier war man zwar seit dem 16. Jahrhundert langsam zur Durchforschung des toten Körpers fortgeschritten, während die Anatomie im Mittelalter im wesentlichen als ein gottloses Beginnen gegolten hatte; aber auch die Anatomie war noch nicht über die rein beschreibende Behandlung des Befundes hinausgekommen: sogar die mechanische Erklärung der Funktionen der Bänder und des Knochengerüstes hat der Hauptsache nach erst das 19. Jahrhundert erlebt.

Wie sollte da die Physiologie, als Teil etwa gar einer

generellen Biologie, weiter entwickelt gewesen sein? Abgesehen von vereinzelten Versuchen allgemeinerer Art ging sie in der Pathologie, damals vornehmlich der Lehre von den Krankheitsursachen, auf. In diesem Gebiete aber wurde ein ganzes Heer luftiger, bald mechanischer, bald vitalistischer Hypothesen getummelt: länger wie sonst irgendwo wirkte da vor allem die naturphilosophische Betrachtung des 16. Jahrhunderts nach, wie sie sich auf dem Grunde alten einheimischen Aberglaubens und antiker Überlieferung entwickelt hatte. Da trat der alten Humoralpathologie des Hippokrates und Galen, die von der Beobachtung der Veränderungen des Blutes und der flüssigen Sekrete ausging, die Solidarpathologie entgegen, die aus einer in den Nerven angenommenen festen, aber feinen und leichtbeweglichen Materie, den „Nerven" im speziellen Sinne oder „Lebensgeistern", die Funktionen des gesunden wie des kranken Körpers zu erklären suchte. Und diese Lehre wurde, von den bei Infektionskrankheiten gemachten Erfahrungen befruchtet, teilweise noch massiver gewendet: wenn der Volksaberglaube des Mittelalters die Krankheit selbst als ein unsichtbares Wesen angesehen hatte, das in den Körper einzöge, um ihn zu zerstören, so führte Paracelsus diese Volksanschauung in die Medizin des 16. Jahrhunderts ein: eben dieses Wesen gälte es zu bekämpfen: und sein Vorbild hat bis ins 18. Jahrhundert hinein immer wieder, wenn auch in verfeinerten Formen nachgewirkt[1].

Wie war nun bei solchen Grundanschauungen, die dadurch nicht besser wurden, daß man zu ihrer Verdeutlichung bald die Fortschritte der Mechanik, bald die der Chemie in Anspruch nahm, an eine tatsächliche Erkenntnis der eigentlichen Lebensprobleme zu denken! Erst als die Physiologie sich ganz von der Pathologie schied und die Forschung von den Versuchen, die äußerst verwickelten Erscheinungen des kranken Organismus zu erklären, hinweg zur Untersuchung der einfachsten physiologischen Vorgänge des gesunden Organismus überging, und als sie zu diesem Zwecke, schon zur Isolierung der einfachsten Pro-

[1] Vgl. dazu Bd. X S. 213.

zesse, das Experiment am Tiere einführte, waren Fortschritte zu erwarten.

Diesen Übergang hat aber eigentlich erst das 19. Jahrhundert gebracht. Und indem man nun, aus den Beziehungen zur medizinischen Praxis vollends heraustretend, das Augenmerk allein auf die Lebensvorgänge als solche richtete, erweiterte sich die Physiologie des Menschen zu einer solchen der Organismen, und erhoben sich, diese neue Wissenschaft gleichsam von allen Seiten umgebend, die noch allgemeineren Probleme der Biologie überhaupt, d. h. des Lebens, gleichviel in welchen Formen es auftritt.

Damit erhielten denn zunächst die alten anatomischen Forschungen einen ganz neuen Charakter. Es war jetzt nicht mehr mit der bloßen Beschreibung des Befundes getan. Vielmehr trat für alle sinnlich wahrnehmbaren Organe und Gewebe des Körpers — und zwar des tierischen wie des pflanzlichen — die Frage auf, warum ihre Form- und Lageverhältnisse die eben bestehenden seien: womit denn die Probleme der Wachstumsbedingungen, der Bewegungsvoraussetzungen, der hydraulischen Prinzipien u. a. m. gegeben waren. Vor allem aber erhob sich die große Frage nach einem eigentlichen, primitiven Formelement, einer einfachsten Komponente: denn nur von ihrer Beantwortung aus konnte auf alle die anderen Fragen, die sich aufdrängten, ebenfalls Antwort gegeben werden.

Ist dies der grundsätzliche Gang der Entwicklung, wie er schließlich zur Entdeckung einer einfachsten Komponente in der pflanzlichen wie tierischen Zelle führte, so ist doch der Weg, der zu deren Entdeckung zurückzulegen war, nicht so einfach auf dies Ziel zustrebend verlaufen. Vielmehr blieb die praktische Durchbildung der biologischen Wissenschaft auch noch in dieser Entwicklungsphase anfangs an die Medizin gekettet und wurde daher von den Professoren der medizinischen Fakultäten gleichsam im Nebenberufe betrieben. Und aus diesem Zusammenhange ergab sich dann, daß das Studium der Anatomie als das medizinisch bevorzugte lange Zeit im Vordergrunde auch der biologischen Entwicklung stand.

Auf anatomischem Gebiete wurde zunächst der Franzose Bichat mit seiner seit 1801 erscheinenden „Allgemeinen Anatomie, angewandt auf die Physiologie", und mit seiner „Beschreibenden Anatomie" zum Vater der wissenschaftlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts; er zuerst hat ein vollständiges System von 21 Arten der Gewebe aufgestellt, in einer Einteilung, deren man sich noch heute teilweise bedient. In Deutschland aber nahm später Johann Friedrich Meckel (1781—1833) mit seinem System der vergleichenden Anatomie vom Jahre 1830 eine verwandte, wenngleich schon höhere Stelle ein, insofern er zum ersten Male neben der Anatomie des Menschen der Zootomie stärker Bahn brach. Damit trat denn das vergleichende Moment mehr in den Vordergrund; und es lag in der Natur der Dinge, daß es alsbald in das entwicklungsgeschichtliche umschlug. Dies um so mehr, als auch schon die Anthropologie in einzelnen hervorragenden Spezialarbeiten anatomisch betrieben zu werden begann. So hat z. B. Friedrich Friedmann im Jahre 1816 eine für seine Zeit mustergültige Studie über „Das Hirn des Negers verglichen mit dem des Europäers" veröffentlicht, wenn auch das Studium der Menschenrassen eigentlich erst von dem Schweden Retzius (1796—1860) genauer aufgenommen und die feinere Gehirn- und Nervenanatomie gar erst von Benedikt Stilling (1810—1879) begründet worden ist.

Noch mehr freilich, als die Anatomie der feinsten Teile des tierischen und menschlichen ausgewachsenen Organismus, führte das Studium der Embryonen, und vor allem zunächst wieder des menschlichen Embryos, der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung zu. Und hier begannen nun, nachdem Kaspar Friedrich Wolff schon im 18. Jahrhundert die doppelt symmetrische Ausbildung des Embryos erkannt und auch das erste Auftreten der meisten Organe richtig beobachtet hatte, ebenfalls seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die großen Entdeckungen; von Pander stellte in seinen „Beiträgen zur Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ei" im Jahre 1817 zum ersten Male die frühesten, aus der Keimhaut her erfolgenden Ent-

wicklungen eingehend dar; Purkynje sah 1825 zuerst das Keimbläschen, und Rudolf Wagner fand 1836 den Keimfleck.

Inzwischen aber hatte Karl Ernst von Baer (1792—1876) dem genetischen Gedanken in einer bestimmteren Form Bahn geschaffen. Auch er ging dabei wesentlich von der Embryologie aus; er war der Entdecker des Säugetiereies[1], das nach ihm den Namen Baersches Bläschen erhalten hat; und er zeigte, daß sich die Blätter des Keimes zur Bildung des Nerven- und Darmrohres umstülpen, worauf das sich im Gehirn und Rückenmark differenzierende Nervenrohr die Sinnesorgane, das in Mundhöhle, Munddarm, Mitteldarm und Enddarm wachsende Darmrohr die Lungen, die Leber, die Allantois als Ausstülpungen hervorbringt. Aber er ging weiter, indem er auf Grund dieser und verwandter Forschungen für die Tiere schon vier allgemeine entwicklungsgeschichtliche Kategorien und Typen aufstellte: die der in die Länge gezogenen gegliederten Tiere, der strahlenförmigen Tiere, der Mollusken und der Wirbeltiere. Es war der Anfang einer natürlichen Einteilung der Tierwelt und einer rationaleren Entwicklungsgeschichte zugleich, nachdem Cuvier im Gegensatze zu Linné die Formenunterschiede der einzelnen Tierklassen schon mit einem jeweils den ganzen Organismus umfassenden anatomischen Blicke studiert und bereits auch die paläontologische Fauna herangezogen hatte.

Über Baer hinaus führte sein Nachfolger in der Königsberger Professur, Martin Heinrich Rathke (1793—1860), der schon vornehmlich zoologischer Anatom war. Er entdeckte in den Embryonen der luftatmenden Tiere die Schlundspalten, überbrückte damit die bisher zwischen den Wirbeltieren und den Fischen angenommene Kluft, und wies nach, daß die Kiemenbögen der Fische bei den Wirbeltieren wenigstens in einer gewissen Entwicklungsphase vorhanden sind. Es war eine der ersten entscheidenden Tatsachen, die später die Aufstellung des onto-phylogenetischen Gesetzes ermöglichten, wonach das höhere Tierindividuum in seiner Entwicklung gewisse niedrigere Stufen

[1] Vgl. s. Schrift: De ovi et animalium genesi epistola, 1827.

der Tierwelt durchläuft, bevor es zum Abschluß seines Wachstums gelangt: und insofern eine Tatsache, welche geeignet war, schon unmittelbar zu den Theorien Darwins hinüberzuführen.

Wollte man indes zu besser begründeten und tieferen Vorstellungen über die Entwicklung der Lebewesen gelangen, so war es unbedingt nötig, noch viel weiter zu den eigentlichen Komponenten der Organismen vorzudringen und auf diesem Wege vor allem auch die Vergleichbarkeit der tierischen und pflanzlichen Lebewesen herbeizuführen. Dies aber war wiederum nicht denkbar ohne starke Intensivierung der Forschungsmittel. Dabei mußte die bessere Entwicklung der Injektion und Mazeration und Verwandtes, auch die Durchbildung der Vivisektion bis zu einem gewissen Grade eine Rolle spielen. Vor allem aber handelte es sich um einen weit genaueren und häufigeren Gebrauch des Mikroskopes. Und hier ist nun merkwürdig zu sehen, wie langsam sich die Anwendung dieses heute als so gänzlich unentbehrlich erkannten Werkzeuges durchgesetzt hat. Die älteren Anatomen und Physiologen, vornweg Haller, hatten alle eine gewisse Abneigung gegen das Mikroskop; und in der Tat bedurfte es zu ihrer Zeit noch mannigfacher Verbesserungen, ehe es für den Mediziner völlig anwendbar wurde. Dann bediente sich aber in Deutschland wohl eigentlich erst Krause (1797—1868) eingehender des brauchbarer gewordenen Werkzeuges. Und erst in den dreißiger Jahren wurde seine Anwendung gewöhnlicher. Die ersten mikroskopisch-anatomischen Kurse für Studenten sind gar erst im Jahre 1844 in Würzburg, von Rinecker, abgehalten worden.

Für die Erkenntnis des Wesens der Organismen bedeutete die Einführung der Mikroskopik eine wirkliche Epoche. Dabei war charakteristisch, daß nunmehr die Pflanzenanatomie auf längere Zeit in den Vordergrund trat: denn es war leichter, die ersten und wichtigsten Untersuchungen an der Pflanze vorzunehmen.

Die Beobachtung, daß in den Pflanzen Zellen vorkommen, ist verhältnismäßig alt. Doch blieben dabei die Vorstellungen vom Wesen der Zelle noch höchst elementar. Hooke, der um

die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte, und auf den man die Prägung des Wortes Zelle zurückführt, hatte sich unter Zellen noch etwas Ähnliches wie die Waben des Bienenstocks gedacht; Malpighi war um 1675 zum ersten Male etwas tiefer eingedrungen, indem er Zellenmembran und Zelleninneres unterschieden hatte; aber erst Fontana erkannte 1781 genauer den Unterschied des Kernes mit den Kernkörperchen und des übrigen Inhaltes der Zelle.

Auch die Tatsache, daß die Zelle das alleinige Grundelement der Pflanzenstruktur sei, ist wenigstens schon vor den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts deutlich ausgesprochen worden, so auf deutschem Boden von Treviranus (1779—1864) und von Sprengel (1766—1833). Und als von Mohl 1831 nachwies, daß die Gefäße aus einer Reihe von geschlossenen Zellen bestünden, war eigentlich an der Pflanze wenig mehr übrig, was sich nicht aus der Zusammensetzung aus Einzelzellen hätte erklären lassen; und eben Mohl hat später auch die Fasern als Zellengewebe erwiesen.

Dennoch war es darüber hinaus eine wichtige Tat, als Schleiden (1804—1864), den man gewöhnlich als Entdecker der Pflanzenzelle bezeichnet, in seinen „Beiträgen zur Phytogenesis", 1838, zum ersten Male eine volle Theorie der Zellenentwicklung gab. Denn damit erst, mit einer Morphologie und Entwicklungsgeschichte der Zelle, wurde es möglich, die sehr verschiedenen Formen der Zelle im Pflanzen- und später auch im Tierkörper mit Sicherheit als bloße Umwandlungen eines Grundtyps anzusprechen und nunmehr den Beweis, daß die Zelle die ausschließliche Komponente der Organismen sei, auch wirklich exakt zu führen. Überhaupt aber hat Schleiden, namentlich auch durch sein Buch über „Die Botanik als induktive Wissenschaft", 1842, die Behandlung der morphologischen und physiologischen Probleme der Botanik kräftig gefördert. Dabei ließ sich freilich gerade die von ihm entwickelte Theorie der Zellenbildung nicht halten. Sichrere Ergebnisse brachten hier erst Untersuchungen Nägelis, die 1846 veröffentlicht wurden. Danach ergaben sich für die Bildung aller Zellen immer

wieder zwei Momente als wesentlich; in einem ersten wird ein Teil des Inhaltes der Mutterzelle isoliert oder individualisiert; und in einem zweiten entsteht eine Membran um diesen Teil. Waren das die äußeren Vorgänge, so blieb freilich immer noch zu fragen, in welchem Teile und worin man nun eigentlich den formierenden Vorgang der Bildung zu suchen habe. Aber auch hier glaubte man sehr bald in einer stickstoffhaltigen Substanz, dem seit 1846 durch Mohl als Protoplasma bezeichneten Stoffe, das Zentrum der Entwicklung gefunden zu haben. Und danach wies Unger schon 1855 auf die Ähnlichkeit des Protoplasmas mit der Sarkode der niedersten Tiere hin, worauf de Bary 1859 bei Untersuchungen über die Myxomyzeten fand, „daß das Protoplasma lange Zeit in undifferenziertem Zustande fortleben könne, bis es zur Zellenbildung kommt". Mit diesen Nachweisen schien denn die Kluft zwischen dem vegetativen und dem animalischen Leben in der Tat überbrückt, wenn sich auch an die Bündigkeit der vorgetragenen Beweise noch Zweifel knüpfen konnten.

Inzwischen aber war wenigstens in der bereits organisierten elementaren Form, der Zelle, eine unbedingt gleichmäßige Grundlage des Tier- und Pflanzenlebens schon sicher gefunden worden. Im Jahre 1839 hatte Theodor Schwann (1810—1882) ein Buch erscheinen lassen, dessen Titel: „Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen" ziemlich umfassend angibt, was sein Inhalt bedeutete. Es war Schwann gelungen, jeden Teil des tierischen Organismus als aus Zellen zusammengesetzt zu erweisen, und zwar aus Zellen, die den Pflanzenzellen entweder völlig entsprachen oder doch deren metamorphosierte Produkte darstellten. Bald darauf aber, im Jahre 1841, entdeckte Remak auch die Teilung der tierischen Zelle.

Da waren denn in der Tat die Tage einer allgemeinen Zellenlehre wenigstens, wenn auch nicht schon einer Theorie der Konstituenten der Zelle, angebrochen. In dieser aber blieb doch auch für die tierischen Zellen das Wichtigste der Nachweis der Entstehungsform. Während da nun noch Schleiden geglaubt

hatte, daß sich innerhalb einer in den Zellen befindlichen Flüssigkeit, die er Cytoblastem nannte, neue Zellen bilden könnten, und während Schwann gar eine freie Zellenbildung auch außerhalb der Mutterzelle für möglich gehalten hatte, lehrte Mohl schon 1846, daß neue Zellen nur durch einen Teilungsakt der Mutterzelle entstehen können; und nicht allzulange danach faßte Virchow die neue Lehre in die Formel: Omnis cellula e cellula: zusammen.

Man begreift, daß damit für die allgemeine Biologie eine entwicklungsgeschichtliche Tatsache von höchstem Werte gewonnen war. Denn was schien der Virchowsche Satz anders zu heißen, als daß all die Milliarden und Milliarden von Zellen, welche die lebenden Organismen zusammensetzen, schließlich auf einen einzigen gemeinsamen Ursprung aus einer einzigen Zelle zurückweisen? Die physiologischen und anatomischen Voraussetzungen für eine durchaus monistische Theorie der Entwicklung der Lebewesen schienen entwickelt.

Im übrigen mußte jede Entwicklungstheorie dieses Charakters nun freilich im Gebiete der botanischen und zoologischen Systematik gefunden und durchgebildet werden. Und auf diesem Gebiete waren, gleichzeitig etwa mit dem Ausbau der Physiologie und Anatomie, in der Tat große und in manchem Betracht für evolutionistische Lehren genügende Fortschritte gemacht worden. Sehen wir hier von der Botanik zunächst ab, da pflanzliche Organismen lange Zeit der Untersuchung ihrer Variabilität, insbesondere auch in den paläozoischen Zeiten, stärkeren Widerstand entgegenstellten als tierische, so waren doch auch an sich schon die Fortschritte in der Zoologie besonders bedeutend. Da war vor allem so ziemlich die ganze Welt der Protozoen, der einzelligen Tiere, die als Protoplasmaklümpchen mit einem Kerne noch keine Organe besitzen, erschlossen worden; es war ein Gebiet, auf dem besonders der Mikroskopiker Ehrenberg tätig gewesen war, wenn auch nach ihm noch viel zu tun blieb. Da hatte noch vor der eingehenden Untersuchung der Protozoen die Lehre von den Würmern mannigfache Wandlungen durchgemacht: Rudolphi hatte seine Entozoorum historia naturalis 1808 bis 1810,

1819 seine Synopsis entozoorum erscheinen lassen, Werke, welche zuerst die genauere Einteilung der Würmer begründeten; dann war eine große Menge von Spezialuntersuchungen einzelner Arten gefolgt, bei welcher Gelegenheit auch, in den dreißiger Jahren, die Trichine von Hilton entdeckt und von Owen beschrieben worden war. Und nicht minder hatte sich die systematische Durchforschung der tierischen Lebewesen schon früh der Echinodermen angenommen, aus deren Bereich Tiedemann, ein Schüler Cuviers, vor allem die Seesterne und Seeigel untersuchte, während Cuvier selbst die Mollusken hervorragend beschrieb. Seit Cuviers Zeiten hatte man aber auch das weite Reich der Arthropoden, Spinnen, Krebse, Insekten, Tausendfüße zu gliedern und zu beherrschen begonnen, und schon mit den dreißiger Jahren etwa schien hier Ordnung geschaffen. Im Gebiete der Wirbeltiere endlich, der Säugetiere, Vögel, Amphibien, Fische, waren die systematischen Forschungen schon besonders stark in die physiologischen übergegangen, und noch früher hatte die Anatomie sich dieser Gebiete bemächtigt.

So war es denn kein Zufall, wenn sich eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung, die ihr Interesse nicht mehr der Ontogenese, dem Werden des Einzelwesens einer bestimmten Art oder des Einzelwesens mehrerer Arten, sondern bewußt der Phylogenese, der Entstehung der Arten als solcher zuwandte, zuerst von der Betrachtung der Wirbeltiere ausgegangen war.

Auf deutschem Gebiete war da schon Goethe zu nennen. Und wir wissen bereits[1], wie der Dichter, für seine Person zunächst botanischen Betrachtungen folgend und nach Analogie der für diese entwickelten Methode schließend, dem Gedanken nahetrat, sich den Schädel aus einer Reihe von Wirbeln entstanden zu denken. Ein Schafschädel, den er im Jahre 1791 auf dem Lido von Venedig fand, hatte ihn zuerst zu dieser Betrachtung veranlaßt.

Später, im Jahre 1806, ist dann Oken, unabhängig von Goethe, zu derselben Anschauung gelangt und hat eine daraufhin begründete Lehre so sehr zugespitzt, daß er behauptete, der

[1] Vgl. zum Folgenden Band VIII, 2, S. 385 ff.

ganze Mensch sei überhaupt nur ein Wirbelbein. Doch wurde schon früh klar, daß ein Schluß dieser Art, der sich alle Phylogenese vorschnell in eine einzige Ontogenese aufzulösen vermaß, die Forschung nicht fördern konnte; mühsamer als auf dem Wege bloßer Spekulation hatte man sich der Wahrheit zu nähern.

Es geschah, in den Zeiten, da in Deutschland noch die Naturphilosophie blühte, im europäischen Westen. In England hatte schon Erasmus Darwin (1731—1802), der Großvater des berühmten Charles, in seiner Zoonomia, allerdings in poetischer Form, den Gedanken ausgesprochen, daß die jetzt lebenden Arten der Organismen nicht die unveränderte Form ihrer Urureltern trügen, sondern Umwandlungen in langer Zeit erfahren hätten. Etwas später dachten dann in Frankreich Lamarck (1744—1829) und Geoffroy St. Hilaire (1772—1824) ähnlich. Von ihnen war Lamarck der weitaus Bedeutendere; ja die Gedanken seiner Philosophie zoologique scheinen nicht wenigen Forschern diejenigen Darwins an Kühnheit und Großartigkeit zu überragen. Allein in der Zeit ihres Bekanntwerdens waren es vor allem die Ideen Geoffroy St. Hilaires, die den lebhaftesten Streit erregten, indem ihnen in der französischen Akademie Cuvier mit Erfolg entgegentrat: Probleme, deren Lärm, von Frankreich herüberhallend, Goethe noch in seinen alten Tagen bewegt hat.

Der Begründer einer eingehenden Entwicklungslehre der Organismen aber wurde doch erst Charles Darwin; und höchstens Wallace ist neben ihm noch zu nennen.

Charles Darwin (1809—1882) hatte den Vorteil, sich in vier Jahren einer Weltreise (1839—1843) eine umfassende Kenntnis der anorganischen wie namentlich der organischen Natur aneignen zu können; er machte sozusagen die Entwicklung der botanischen und zoologischen Systematik, soweit sie bis gegen Ende der dreißiger Jahre gelangt war, noch einmal im Augenschein der ganzen Welt durch und überwand damit zugleich ihre Erfahrungen. Seine Reisen, daneben aber auch physiologische Studien waren nun die Voraussetzung seiner großen

Werke „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein", 1859, und über „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" vom Jahre 1871.

Was Darwin in diesen Büchern sicher bewies, war die Tatsache der Evolution. Seit seinen Darlegungen besteht kein Zweifel mehr: die heute lebenden Arten, einschließlich des Menschen, sind als solche nicht erschaffen, sondern aus anderen Arten, welche früher gelebt haben, herausentwickelt; wenn auch längst noch nicht lückenlose Reihen der Entwicklungsübergänge, so vor allem auch zum Menschen hin, gefunden worden sind.

Eine andere Frage freilich blieb und bleibt die: wie diese Entwicklung nun zu erklären sei. Darwin ging zu ihrer Beantwortung der Hauptsache nach von einer Beobachtung aus, in der er sich mit Wallace, der beinahe gleichzeitig in verwandter Richtung arbeitete, traf: von der Wahrnehmung des Kampfes ums Dasein. Die Natur, so führte er aus, erzeuge täglich und stündlich ein ungeheures Übermaß von Lebewesen, für welches die Erde keinen Raum biete. Also komme es zum Kampfe zwischen diesen Lebewesen um den Platz überhaupt und vornehmlich um den besten Platz. In diesem Kampfe seien dann wesentlich zwei Elemente entscheidend: die Anpassung und die Vererbung. Vermöge der Anpassung gelinge es auch an sich vielleicht schwächeren Individuen, gleichsam auf dem Wege einer List der Natur, ihr Dasein zu bewahren. So z. B. den Tieren, welche auf Schneefeldern ein weißes Kleid tragen, das sie vor ihren Gegnern schützt; so den Raupen und Schmetterlingen, deren Gestalt Zweigen, Blättern, Blüten ähnelt; so den Insekten mit schwachen Flügeln auf sturmumsausten Inseln, die darum nicht so leicht ins Meer geweht würden. Hier überall vollziehe sich ein Vorgang der Anpassung, indem die nicht angepaßten Individuen rasch vernichtet würden, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Bei den angepaßten Individuen aber pflege sich die Anpassung allmählich zu vererben: so daß schließlich eine Abweichung von der ersten Organisation eintrete, welche die Breite eines vollen Artunterschiedes aus-

zumachen imstande sei. Neben der generellen Anpassung und Vererbung aber kam nach Darwin innerhalb des Bereiches der einzelnen Arten auch noch ein anderes Moment in Betracht: das Recht des Stärkeren. Im Kampfe ums Dasein bleiben ganz allgemein die Stärkeren übrig; ihre Stärke vererbt und wird durch Auswahl, insbesondere durch die Zuchtwahl des Stärkeren bei der Begattung, im Daseinskampfe immer stärker: bis auch auf diesem Wege neue Arten entstehen können.

Gewalt und List also, subjektiv betrachtet, siegen im Kampfe ums Dasein; naturwissenschaftlich aufgefaßt diejenigen Qualitäten, welche Zuchtwahl und Anpassung gewährleisten; und diese Qualitäten wirken, naturwissenschaftlich betrachtet, an sich, unbewußt, unbedingt, auf dem Wege der Vererbung: zeitlos, ewig, mechanisch.

Die Lehren Darwins, und zwar nicht bloß sein Nachweis der Entwicklung an sich, sondern auch deren Begründung, wurden zunächst überwiegend mit Enthusiasmus aufgenommen. Es war wie eine letzte festeste Begründung der mechanischen Naturanschauung: schien diese durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft für die anorganische Natur ein für allemal stabiliert, so konnte es als ein fast noch größerer Triumph gelten, sie nun auch für die lebendige Natur erwiesen zu sehen. In Deutschland ist vor allem Ernst Haeckel (* 1834) zum begeisterten Anhänger Darwins geworden; er hat nicht nur die tatsächlichen Beobachtungen des Meisters durch das, übrigens schon vorher mehr als einmal ausgesprochene[1] biogenetische Grundgesetz erweitert, wonach die Entwicklungsgeschichte eines organischen Lebewesens (die Ontogenie) die kurze Wiederholung der Stammesgeschichte (der Phylogenie) ist; er hat vor allem auch in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", die im Jahre 1868 erschien, das Bild der Entwicklung der Arten selbst zu entrollen gesucht, indem er den Begriff der Vererbung viel mehr betonte als Darwin. Neben Haeckel hat dann besonders noch

[1] So von Friedrich Meckel in seinem „System der vergleichenden Anatomie" (1830). S. auch oben S. 148.

dessen Schüler Wilhelm Roux (* 1850) den Gedanken der einfachen Entwicklungsmechanik tiefer zu fundieren und durchzuarbeiten versucht: so in dem Buche über den Kampf der Teile im Organismus (1881), in welchem er Darwins Lehre wesentlich erweiterte, indem er den Begriff der funktionellen Anpassung durchführte, so in später veröffentlichten Studien wie durch das Unternehmen einer eigenen Zeitschrift für Entwicklungsmechanik (1895). Als Ziel steckte er sich dabei, „die Ursachen resp. die gestaltenden Wirkungsweisen des organischen Geschehens und ihre Wirkungsgrößen zu ermitteln und erstere möglichst weit auf die im Bereich des Anorganischen vorkommenden physikalischen und chemischen Wirkungsweisen zurückzuführen".

Auf der anderen Seite hat sich der Erklärung der entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen durch Darwin doch auch schon früh eine kräftige Kritik entgegengestellt. Sie ging einmal aus von der fortgesetzten Untersuchung der Vorgänge der Ontogenese und war hier hauptsächlich Aufgabe der Physiologie und Anatomie des Menschen wie der Pflanzen und Tiere; sie empfing aber auch wesentliche Anregungen aus allgemeineren Betrachtungen der Begriffe Anpassung, Vererbung, Zuchtwahl und verwandter Vorstellungen, und ist auf diesem Gebiete vornehmlich Sache der Philosophen und Liebhaberei der Theologen gewesen. Im geschichtlichen Zusammenhange freilich kann diese Kritik nur interessieren, insoweit in ihr neue positive Anschauungen zutage getreten sind: die Entwicklung dieser aber gehört erst der zweiten Periode des Subjektivismus an.

Für den Ausgang der ersten subjektivistischen Periode dagegen war charakteristisch, daß sich in ihr die mechanische Betrachtungsweise, wie sie eben jetzt in der Entfaltung der organischen Naturwissenschaften zu siegen schien, innerhalb der übrigen Naturwissenschaften auch für diejenige exakte Disziplin erst gänzlich systematisch entwickelte, die ihr bei weitem später als die Physik, man kann sagen erst seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts unterworfen worden war, für die Chemie.

In der Darstellung des aufkommenden Realismus haben

wir die Entwicklung der Chemie bis zu der Zeit verfolgt, da die elektrochemische Atomtheorie von Berzelius als das allgemein angenommene System gelten konnte[1]. Auf der Untersuchung vornehmlich der Salze mit ihrem binären Charakter, also auf Forschungen durchaus im Bereiche der anorganischen Chemie aufgebaut und innerhalb dieses Bereiches auf die elektrischen Erfahrungen der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eingestellt, ordnete diese Theorie die Elemente in eine nach elektrischen Prinzipien entworfene, von Elementen negativer zu Elementen positiver Elektrizität fortschreitende Reihe und sah ihre chemischen Verbindungen als nach binärer Anordnung erfolgend an. Es waren die ersten Anfänge einer klaren, in sich schon etwas bestimmteren Atomtheorie, die freilich, wie spätere Erfahrungen ergaben, nur auf einer anorganischen, ja vornehmlich nur auf einer Chemie der Salze aufgebaut werden konnten.

Nun stellte sich aber bald heraus, daß eine so einfache Lehre selbst der Mannigfaltigkeit der chemischen Erscheinungen auf anorganischem Gebiete in keiner Weise gerecht wurde. Schon bei den Sauerstoffsalzen, die mindestens drei Elemente enthalten, ergaben sich Schwierigkeiten in der binären Anordnung, und diese mehrten sich, als später Verbindungen von noch weit mehr als drei Elementen bekannt wurden. Allein Berzelius half sich da, um das binäre System aufrechtzuerhalten, anscheinend sehr einfach durch Zusammenfassung von zwei und mehr Elementen unter dem Begriffe eines sogenannten Radikals: d. h. eines „zusammengesetzten Komplexes, der sich formal wie ein Element verhält, indem er ohne Änderung seiner Zusammensetzung aus einer Verbindung in die andere übergehen kann". Und er brachte diese Ergänzungshypothese auch mit der herkömmlichen elektrochemischen Anschauung in Übereinstimmung, indem er, ganz nach dem Herkommen, einen der zusammengesetzten Bestandteile der Verbindung als positiv, den anderen als negativ ansah.

Indes da ergaben sich nun wiederum bald neue, starke und

[1] S. Bd. X S. 292 f.

steigende Schwierigkeiten. Um nur von den elektrochemischen Gegensätzen zu sprechen, so wurden diese naturgemäß um so geringfügiger und somit für eine Systembildung um so unbrauchbarer, je zusammengesetzter die Bestandteile waren: denn in dieser Zusammengesetztheit erschöpfte sich schon ein größerer Teil der ursprünglichen Polarität.

In diesem Momente, da die bestehende atomistische Theorie der Chemie der anorganischen Körper kaum noch zu genügen schien, stellte sich aber dadurch nochmals eine weitere, scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit heraus, daß sich inzwischen eine andere Chemie entwickelt hatte, die mit dem Verhalten von Salzen in wässeriger Lösung, von dem man in der elektrochemischen Zeit ursprünglich ausgegangen war, gar nichts mehr zu tun hatte, ja in der eben nichtsalzhaltige Verbindungen überwogen: die Chemie der organischen Stoffe. Würde sie sich nun wohl der herkömmlichen elektrochemischen Atomistik fügen, ja würde sie überhaupt in irgendein System mechanischer Atomistik aufgehen? Das war zunächst die wichtigste Frage der chemischen Zukunft.

Die organische Chemie entwickelte sich nun seit den zwanziger Jahren, namentlich unter der Führung von Justus Liebig (1803—1873) mit besonderer Schnelligkeit: derart, daß sie schon in den dreißiger und vierziger Jahren voll erblühte und seit den fünfziger Jahren die weitere Entfaltung der chemischen Wissenschaft auf längere Zeit fast gänzlich beherrscht hat.

Und da ergab sich nun sehr bald, daß die Verbindungen dieser neuen Disziplin weit verwickelter waren als die der bisher betriebenen anorganischen Chemie. Ja heute vermag vielleicht gar die Frage aufzutreten, ob nicht eben die Verbindungen der organischen Chemie zum großen Teile bloß umwandlungsfähige Zwischenformen darstellen, ohne daß die bisher bekannten Gesetze der chemischen Mechanik ausreichen, sie mit Erfolg auf stabile Formen zu beziehen. Indes wie dem auch sei: sicherlich kamen mit der Behandlung der organischen Verbindungen außerordentliche Gärungsmomente in die Entwicklung der chemischen Wissenschaft; und vor allem konnte es zweifelhaft erscheinen, ob die mechanisch-atomistische Theorie der Schwierigkeiten Herr zu werden vermöge.

Zunächst versuchte allerdings Berzelius auch jetzt noch einmal das von ihm nur für die anorganische Chemie aufgestellte binäre elektrochemische System selbst für die organischen Verbindungen als brauchbar, ja notwendig zu erweisen; und eine Zeitlang wurde die organische Chemie von diesem Gesichtspunkte aus wohl auch als Chemie der zusammengesetzten Radikale bezeichnet. Allein bald zeigte sich, daß fundamentale Erscheinungen der neuen Wissenschaft mit diesem Systeme unvereinbar waren.

Zunächst ergab sich eine steigende Unsicherheit für die Unterbringung von neuen Tatsachen in dem alten Formelwesen; nirgends reichte dieses mehr aus, und die Unbestimmtheit in der Definition neuer Erscheinungen infolge unzureichender Beschreibung erwies sich früh als ergiebiger Boden für gelehrten Streit. Dann aber kam es, zuerst im elektrischen Bereiche der Theorie, zu unmittelbaren, unlösbaren Widersprüchen. Da war z. B. Wasserstoff als positives, Chlor als negatives Element eingeordnet. Nun zeigte sich aber, daß sich in gewissen organischen Verbindungen Chlor und Wasserstoff gegenseitig vertreten, sich substituieren konnten! Es war eine mit den Grundaxiomen der Lehren von Berzelius unvereinbare Tatsache. Und so begann denn allmählich ein Kampf zwischen den Vertretern der alten und der neuen Richtung, in dem der Altmeister schließlich unterlag, die Organiker aber, vornweg Liebig, siegten. Nach gewonnener Schlacht aber kam es dann freilich vor allem darauf an, an Stelle der elektrochemisch-dualistischen Theorie der anorganischen Chemie von Berzelius eine neue Theorie nunmehr der organischen Chemie zu setzen. Es geschah nicht ohne starken Einfluß noch der besiegten Lehre selbst insofern, als man die ihr speziell zugrunde liegenden Tatsachen, besonders die der binären Verbindung der Salze, allzusehr zurückschob. Im übrigen aber hatte man sich für die Fundamentierung der neuen Theorie natürlich an die im Kampfe neu entwickelten Begriffe zu halten. Und da stand nun ganz im Vordergrunde der Begriff der Vertretung. Man nahm da an, daß wenn sich selbst so verschiedengeartete Elemente, wie Chlor und Wasserstoff, in gewissen Verbindungen vertreten könnten, dies mit ähnlicheren Elementen erst recht der Fall sein müßte.

Und somit müsse es möglich sein, um eine gegebene Ausgangsverbindung Abkömmlinge in nahezu unbegrenzter Zahl anzuordnen, welche alle aus jener Stammverbindung durch Vertretung (Substitution) gewisser Elemente entstehen müßten. Es war eine Richtung des Denkens, die gleichsam an Stelle des künstlichen chemisch-mechanischen Systems von Berzelius ein System von natürlich-organischen chemischen Typen setzen wollte, so wie im Bereiche der Organismen die natürlichen Systeme an Stelle der Linnéschen Einteilung getreten waren.

In der Bildung dieser Typen aber begann man, wie es auf dem Boden der organischen Chemie in der Tat am nächsten lag, mit dem Einfachsten, mit dem Kohlenwasserstoffe, als einer Stammverbindung, indem man die Familie dadurch zu bilden versuchte, daß man die Wasserstoffatome der Verbindung durch andere Elemente ersetzte. Dann schritt man zur Bildung anderer Typen fort; nach Dumas, der 1839 eine erste Typenlehre entwickelte, übrigens auch zum ersten Male absolut deutlich aussprach, daß für die chemischen Äußerungen einer Verbindung in erster Linie Zahl und Anordnung der Atome, nicht aber deren spezifische Natur maßgebend sei, haben sich auf diesem Gebiete insbesondere Laurent und dessen Schüler Karl Gerhardt (1816—1856), ein Elsässer, Schüler Liebigs, verdient gemacht.

Gerhardts Theorie wurde dabei der Hauptsache nach in dem Précis de chimie organique vom Jahre 1855 abgeschlossen. Da erschienen nun alle Verbindungen, vorab die organischen, sozusagen definitiv geordnet, indem sie sämtlich mit vier Typen, nämlich Wasser, Ammoniak, Wasserstoff und Chlorwasserstoff, in Parallele gestellt wurden. Es war aber in Wahrheit doch nur ein oberflächliches unitarisches System der organischen Körper; ein sinnreicher Schematismus gleichsam; auf einen tieferen Einblick in die eigentliche (atomistische) Struktur war dabei grundsätzlich verzichtet. Aber schon vorher hatte sich noch viel allgemeiner gezeigt, daß die Typentheorie überhaupt nicht zu halten war. Man konnte in ihr am Ende jede zusammengesetztere Verbindung innerhalb jedes beliebigen Typs

unterbringen: war die elektrochemische Lehre für die Gegebenheiten der organischen Chemie zu begrenzt gewesen, so erwies sich die Typentheorie als zu unbestimmt, zu weit. Und so sah man sich denn von der Frage der Verbindung der Elemente wieder auf diese selber, und das hieß nach Lage der bisherigen Entwicklung auf die Atome als Konstituenten einer neuen Lehre, zurückgetrieben.

Auf die alte Atomtheorie und deren Prinzipien allein aber konnte man dabei doch nicht wieder eingehen; denn längst waren inzwischen selbst auf dem Gebiete der anorganischen Chemie zahlreiche Tatsachen bekannt geworden, denen diese nicht mehr gerecht wurde.

So hatte zunächst Gay-Lussac im anorganischen Bereiche schon in den ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts gefunden, daß in allen ihm bekannten Fällen, wo sich zwei oder mehr Gase chemisch verbanden oder sonst an chemischen Reaktionen teilnahmen, dies immer nach einfachen Volumenverhältnissen geschah. Hielt man damit die beiden Tatsachen aus dem Gebiete der Gastheorie zusammen, daß Gase sich nur nach Maßgabe ihrer Verbindungsgewichte vereinigen, und daß sie dies nur nach einfachen Volumenverhältnissen tun, so war sehr leicht zu dem Schlusse zu kommen, daß die Gewichte gleicher Volumen den Atomgewichten einfach proportional gesetzt werden müßten. In der Tat hatte man diesen Schluß gezogen. Allein darauf hatte sich gezeigt, daß diese Rechnung in Wirklichkeit, wenigstens für die elementaren Gase, keineswegs zutraf. Da beispielsweise Sauerstoffgas sechzehnmal dichter ist als Wasserstoffgas, so hätte geschlossen werden müssen, daß ein Atom Sauerstoff sechzehnmal schwerer wäre als ein Atom Wasserstoff. Und demgemäß hätte ein Atom Wasser aus zwei Atomen Wasserstoff und einem Atom Sauerstoff bestehen müssen. Dies war auch wirklich richtig. Allein ging man nun zum Wasserdampf über, so begannen die Schwierigkeiten. Aus einem Atom Sauerstoff und zwei Atomen Wasserstoff kann nicht mehr als ein Atom Wasser entstehen; der Wasserdampf hätte also denselben Raum einnehmen müssen wie der Sauerstoff, aus dem er entstanden ist. Er nahm aber

tatsächlich den Raum des Wasserstoffs, d. h. einen doppelt so großen Raum ein[1]. Nun hätte man annehmen können, daß ein Atom Wasser aus einem Atom Wasserstoff und einem halben Atom Sauerstoff bestünde, und die Schwierigkeit wäre behoben gewesen. Allein durfte man halbe Atome in die Hypothese einführen, da doch die Atomtheorie die Unteilbarkeit des Atomes voraussetzte?

Man half sich schließlich damit — und zwar kamen Avogadro (1776—1856) und Ampère (1775—1836) unabhängig voneinander auf die gleiche Lösung —, daß man, in dem beispielsweise angeführten Falle, doppelte Atome Sauerstoff im Sauerstoffgase annahm: dann kam je ein Sauerstoffatom auf ein Atom Wasserdampf. Und in entsprechender Weise konnte man, wie sich zeigte, durch Verdoppelung auch in allen anderen Fällen durchschlüpfen.

Was hieß das nun aber vom Standpunkte der Atomistik? Offenbar konnten jetzt die kleinsten Teilchen der Gase nicht mehr mit den Atomen identisch gesetzt werden, sondern man mußte sie in diesem Fall der elementaren Gase als aus Paaren gleicher Atome zusammengesetzt ansehen. Dabei führte sich für die kleinsten Gasteilchen allmählich der Name Molekeln oder Moleküle ein, während die kleinsten Teilchen der Elemente nach wie vor Atome genannt wurden.

Nun ist freilich leicht zu sehen, daß diese Lehre im Grunde die vollste Zersprengung zunächst der alten Atomlehre der anorganischen Chemie bedeutete. Allein da Berzelius dem mit aller Wucht seines Ansehens widersprach, so brachten es Forschungen und Bedenken, wie die soeben berührten, zunächst nur zu geringer Anerkennung. Doch mußte sich das schließlich doch ändern, je mehr die Interessen der organischen Chemie den Ausschlag gaben, und in dem vorliegenden, noch der anorganischen Chemie angehörenden Falle insbesondere, nachdem Williamson (1824 bis 1904) gezeigt hatte, daß nicht die äquivalenten Mengen, sondern vielmehr die auf gleiche Dampfvolumina bezogenen Formeln die

[1] Ostwald, Leitlinien der Chemie, 1906, S. 77.

gegenseitigen Beziehungen und Umwandlungen der chemischen Verbindungen am besten darstellen.

Noch mehr aber als auf dem anorganischen Gebiete der Chemie hatte sich inzwischen auf dem organischen die alte Atomtheorie als unhaltbar erwiesen.

Da hatte, wenn auch noch nicht voll im Bereiche der organischen Chemie, Mitscherlich schon im Jahre 1820 den Isomorphismus entdeckt. „Gewisse Kristalle, die einander in allen Einzelheiten vollständig glichen, konnten sowohl phosphorsaure als arsensaure Salze liefern, wenn man sie analysierte. Danach stellte sich also heraus, daß in den stereometrisch identischen, aber chemisch verschiedenen Körpern die gleiche atomistische Anordnung obwaltete: sind zwei Körper aus einer gleichen Anzahl von Atomen aufgebaut, einerlei, wie diese sonst beschaffen sein mögen, so ergibt sich für erstere eine übereinstimmende Kristallisation." Es war ein Ergebnis, das sich bei Annahme der alten atomistischen Hypothese kaum begreifen ließ.

Ganz mitten im Gebiete der organischen Chemie aber hatten dann zwei junge Chemiker von später größtem Rufe, Liebig und Wöhler (1800—1882), unabhängig voneinander für zwei ganz verschiedene Stoffe, die sich ihnen bei der Ableitung von Knallquecksilber und Blutlaugensalz ergeben hatten, nach der herkömmlichen Lehre genau dieselbe Formel gefunden; und diese hatte sich auch bei Nachprüfung und bei gegenseitiger persönlicher Aussprache der beiden jungen Gelehrten als stichhaltig erwiesen.

Schien da nicht ein im Grunde kaum zu verwindender Schlag gegen die bestehende Atomtheorie geführt? Berzelius, der das eigentümliche Zusammenfallen zuerst bemerkt hatte, wußte gleichwohl auch jetzt noch Rat. Vom Standpunkte seiner inzwischen fortgebildeten Theorie aus gab er die Erklärung, es handle sich in der Tat um ganz die gleiche Atomverbindung: also bleibe nur die Annahme übrig, daß die Atome in beiden Fällen — und ebenso in später häufig nachgewiesenen verwandten Fällen — „auf verschiedene Weise zusammengelegt" seien. Und man stimmte ihm darin zu; insbesondere äußerte

sich auch Dumas bald unabhängig von Berzelius in derselben Weise. Damit war denn der Grundgedanke jener Lehre von der Isomerie für Stoffe von gleicher Zusammensetzung und verschiedenen Eigenschaften gefunden, die heute noch einen der Bestandteile der Schulchemie bildet.

Zugleich aber hatte man nunmehr, an der Kritik der alten Atomtheorie gewonnen und doch auf deren Grundbegriff, dem Atom, anscheinend wiederum aufgebaut, zwei Elemente einer neuen Lehre zur Verfügung: einmal nämlich die Auffassung, daß die Atome, als kleinste Teilchen der Elemente, unter gewissen Umständen in kleinsten Teilchen der Gase, den Molekeln, beschlossen wären; und dann die Auffassung, daß dieselben Atome in gewissen Fällen dazu beitrügen, durch verschiedene Art der Lagerung die Verschiedenheit solcher Stoffe zu konstituieren, die der Zusammensetzung nach gleich waren.

Ließ sich nun von diesen Gegebenheiten her nicht recht wohl eine neue Atomtheorie aufstellen, die auch den Tatsachen der organischen Chemie gerecht wurde? In der Tat hat sich in diesem Zusammenhange im Laufe der fünfziger Jahre, fertig um etwa 1858, in den Arbeiten von Kekulé, Couper und Butlerow die sogenannte Strukturtheorie als neue mechanische Hauptlehre der Chemie entwickelt.

Notwendig war für ihre Durchbildung vor allem, daß ein Faktor ausgemittelt wurde, nach welchem sich, sowohl in der organischen wie in der anorganischen Chemie, die beschriebenen Lagerungs- und Zusammenschichtungsverhältnisse regelten. Dabei lag es nahe, diesen Faktor zunächst auf dem Gebiete der alten Gerhardtschen Substitutionstheorie zu suchen; und Kekulé hat das getan, indem er zu dem Zwecke die Typen Gerhardts durch solche noch weit verwickelterer Natur erweiterte, während Kolbe schon über die Schablone Gerhardts hinauszudringen suchte, indem er eine neue Interpretation des Wesens organischer Verbindungen gab, die in dem Satze gipfelte, daß die organischen Körper durchweg Abkömmlinge anorganischer Verbindungen seien (1857).

Die schließliche Klärung kam indes von einem Begriffe

her, der auch von Kolbe nicht herangezogen oder weiter durchgearbeitet wurde, obwohl sein Besonderes war, daß er sich schon auf dem Gebiete der anorganischen Chemie bilden ließ und auch längst gebildet hatte. Hat man zwei verschiedene Grundstoffe a und b, so kann sich ein Atom a mit einer bestimmten Anzahl von Atomen des Elementes b zu einem neuen Körper verbinden: es besitzt in dieser Hinsicht, wie Williamson es schon 1851 ausgedrückt hatte, eine gewisse Sättigungsfähigkeit. Hatte man diese Tatsache längst gekannt, so kam man doch erst jetzt darauf, die sogenannte Valenz wirklich auszumitteln, d. h. die Zahlen festzustellen, welche das Zusammentreten eines Elementes mit Atomen anderer Elemente zu einer neuen Verbindung regeln: und damit einen Faktor zu gewinnen, von dem aus eine systematische Einsicht in die Molekular- und Lagerungsverhältnisse der Atome erreicht werden konnte. Gleichwohl machten die Versuche, auf diesem Gebiete vorzudringen, nicht besondere Fortschritte, bis Kekulé den Kohlenstoff in dieser Hinsicht untersuchte. Er fand ihn, den für die organische Chemie grundlegenden Stoff, vieratomig. Wie auch der Stoff beschaffen sein mag, der sich mit Kohlenstoff verbindet: addiert man die Anzahl der Atome dieses Stoffes, welche zu einem einzigen Atome Kohlenstoff hinzutreten, stets kommt die Zahl 4 heraus. Damit war die Grundlage einer neuen atomistischen Systematik der organischen Chemie, ja der Chemie überhaupt, gewonnen. Denn nachdem die Valenzen des Kohlenstoffes gefunden waren, ließen sich auch die anderen Valenzen leichter aufstellen. Standen aber die Valenzen fest, so ließen sich durch sie Typen bilden, welche nicht mehr der Vieldeutigkeit der alten Typen der Theorie Gerhardts und Laurents unterlagen. Dabei war der oberste Grundsatz der, daß eine gegebene Verbindung so vielen verschiedenen Typen angehörte, als Wertigkeiten von den in ihr enthaltenen Elementen betätigt wurden: oder noch allgemeiner, daß sie allen Typen aufwärts bis zu dem des höchstwertigen Elementes angehörte, das sie enthält.

Die auf Grund dieser Vorstellungen durchgebildete Lehre pflegt man als Strukturtheorie zu bezeichnen; sie hat auf der

ersten Stufe ihrer Entwicklung ihren besten, wenn auch unvollendeten Ausdruck in dem chemischen Lehrbuche Kekulés gefunden.

Mit alledem trat nunmehr die bisher immer wieder zurückgestellte Frage nach der Verkettung der einzelnen Atome für die organische und die anorganische Chemie in gleicher Weise hervor; die Lehrmeinung von der prinzipiellen Verschiedenheit organischer und anorganischer Verbindungen, wie sie immer noch auf der Annahme einer gewissen Lebenskraft bei den Äußerungen der chemischen Verwandtschaft beruht hatte, schien damit endgültig zu schwinden: und ein rein mechanisches System aller chemischen Verbindungen war die anscheinend konsequente Folge. Und was mehr war: dies neue System einer mechanischen Atomistik ließ den Zusammenhang mit der verwickelten und mühseligen Evolution der älteren chemischen Wissenschaft nicht fallen, sondern nahm vielmehr deren bewährte Errungenschaften in sich auf: denn es ersetzte zunächst die alte Substitutionslehre ganz; es erlaubte weiterhin ein überraschend zutreffendes Bild der inzwischen bekannt gewordenen Tatsachen der Isomerie zu geben, und es inkorporierte sich endlich völlig die Errungenschaften der Molekulartheorie.

Und so schien denn alles zum besten bestellt und in einer zwar komplizierten, aber die bekannten Tatsachen zunächst beherrschenden Theorie der Sieg der Atomistik besiegelt.

Freilich: wie weitere Erfahrungen vornehmlich seit dem Schluß des 19. Jahrhunderts ergaben: es schien nur so. Es fanden sich später neue Tatsachen, die namentlich bei dem einfachen Begriffe einer festen Valenz zu verbleiben nicht gestatteten. Und indem sich damit die Frage nach der Struktur der Atome überaus verwickelte und insbesondere die Frage der Umlagerung von kleinsten Teilchen von Bedeutung wurde, traten atomistische Theorien auf, deren logischer Unterbau an denjenigen viel früherer Zeiten erinnerte. Was jetzt die proteusartige Iso-, Meta- und Tautomerie war, das war für die Physik um 1700 die Kapillarität gewesen; und auch die Analogien zu den Haken, Zangen und Borsten der Korpuskeln des 17. und 18. Jahr-

hunderts fehlten in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht. Man hat dann freilich den Schwierigkeiten, die sich immer mehr häuften, durch eine stereometrische Anordnung der kleinsten Teilchen im unendlichen Raume zu begegnen gesucht. So entstand, wesentlich durch van t'Hoff seit 1874 begründet, die besondere Disziplin der Stereochemie, deren wichtigster selbständiger Vertreter in Deutschland Wislicenus (1835—1902) gewesen ist, und die sich noch heute einer glücklichen Fortbildung durch Hantzsch (* 1857) erfreut.

Daß indessen mit dieser Lehre eine letzte Lösung gegeben sei, ist nicht wahrscheinlich. Bezeichnend ist, daß schon Wislicenus nicht ohne Voraussetzung besonderer, Richtung gebender Affinitätsenergien auskommen zu können glaubte. Anderen schien die auffallende Erscheinung der Tautomerie auf einen Schwingungszustand der Atome hinzuweisen. Und so ergab sich denn die Notwendigkeit immer dringlicher, Bewegungshypothesen zu Hilfe zu nehmen: eine Fortbildungsrichtung, die, wenn durchgeführt, am Ende die Überführung der chemischen Wissenschaft in eine ganz neue Periode ihrer Entwicklung bedeuten würde.

Blickt man indes auf die Lage der chemischen Wissenschaft gegen Schluß der ersten Periode des Subjektivismus zurück, so ging ihre Theorie gegen Ende der fünfziger und in den sechziger Jahren anscheinend einer völlig klaren Entwicklung in der Durchbildung einer quantitativ charakterisierten Atomtheorie entgegen: und so schien es, als sei auch auf diesem Gebiete wie auf dem der Physik und der organischen Naturwissenschaften ein gewisser Abschluß der Zeiten gekommen. Und hier wie dort kennzeichnete dieser sich durch eine Anzahl ganz allgemein entwicklungsgeschichtlich wichtiger Eigenschaften, deren Ganzes auf das philosophische wie das geisteswissenschaftliche Denken schon deshalb großen Einfluß üben mußte, weil es das klarste und fortgeschrittenste wissenschaftliche Denken überhaupt darstellte.

Wie die anorganische Naturwissenschaft der zwanziger bis siebziger Jahre, so hatten jetzt auch die organischen Disziplinen und die Biologie dieser Zeit ein Prinzip des Starren, Statischen, wohl Genetischen, aber nicht Evolutionistischen in sich entwickelt.

Auf dem Gebiete der anorganischen Naturwissenschaften ist diese Erscheinung aus der Natur des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft leicht anschaulich zu machen und zu erklären: nach ihm erscheinen alle physikalischen Vorgänge im Grunde als Ausgleiche hin zu einem letzten Gleichgewichtszustande der Kraft; und nicht ohne Grund haben scharfsichtige Vertreter der rein mechanisch-naturwissenschaftlichen Anschauung dieser Zeit darum einen solchen Gleichgewichtszustand als das Ende aller Dinge vorausgesagt.

Aber auch die Organismen und ihr Leben wurden durch die Lehren Darwins, insbesondere durch seine Theorie der Anpassung und Vererbung, im Grunde statischen Gesetzen unterworfen; ihre Evolution ist nur scheinbar, denn sie steht unter dem Drucke unwandelbarer statischer Gesetze, die tiefste qualitative Änderungen ausschließen; und völlig konsequent hat ein junger Vertreter des reinen Darwinismus darum seine Aufgabe darin gesucht[1], alle Lebensvorgänge auf physikalische und chemische Agentien, und das heißt schließlich auf den statischen Ausdruck des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft zurückzuführen.

Danach besteht denn kein Zweifel, daß der Entwicklungsgedanke der mechanischen Naturwissenschaften der ausgehenden ersten Periode des Subjektivismus streng von den Anfängen eines ganz anderen Entwicklungsgedankens in der zweiten Periode zu scheiden ist: jener ist nur transformatorischer Natur, dieser erst ist wirklich evolutionistisch; jener kennt ewige Gesetze außerhalb und jenseits des Ganges der Entwicklung, diesem sind die Gesetze der Entwicklung selbst letztes Recht und letzte Ordnung, gegenüber deren Immanenz ein Jenseitiges nicht gegeben ist.

Man sieht leicht, wie sich diesem Gegensatze nun auch die Entwicklung der Chemie bis zum Ausgange der ersten Periode des Subjektivismus einordnete. Jede Atomistik ist im Grunde eine statische Theorie, denn sie handelt nur von Ausgleichsbewegungen, mithin Gleichgewichtsstörungen nur quantitativ

[1] Wilhelm Roux; s. oben S. 157.

charakterisierter kleinster Teilchen; jedes Element des eigentlichen Evolutionismus fehlt ihr. Nun hatte aber gerade diese atomistische Theorie gegen das Ende der ersten subjektivistischen Periode gesiegt, indem es ihr gelungen war, die organische Chemie sich anscheinend völlig und für immer einzuordnen.

Im ganzen ist nach alledem die imposante Einheit der naturwissenschaftlichen Anschauungen in den fünfziger bis siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht zu verkennen. Durchaus hatte die mechanische Naturwissenschaft gesiegt; in jeder Hinsicht war ein statischer Grundton der Betrachtung, und demgemäß zwar ein gewisser Historismus, aber nur der äußeren Vorgangsformen, nicht dagegen ein wirklicher Evolutionismus, eine Theorie der inneren Fortentwicklung, zur Geltung gelangt. Es war eine Lehre, der die Welt der Erscheinungen schließlich immer in irgendeiner Weise aus einem gestörten Gleichgewichtszustande der Materie hervorgegangen war und bestimmt schien, in einen solchen Gleichgewichtszustand wieder zurückzukehren: eine Lehre, deren tiefe Unterströmung die Philosopheme Schopenhauers und Hartmanns, der Modedenker dieser Zeit, gleichmäßig befruchtete. Und es war eine mächtige Lehre. Es sind die Jahre des sogenannten naturwissenschaftlichen Zeitalters, die Jahre der Philosophie der Naturforscher und der naturwissenschaftlichen Versuche der Philosophen, die Jahre zugleich des ersten hohen Aufschwungs der modernen Technik und damit der Entwicklung des wissenschaftlichen Fermentes in der modernen Volkswirtschaft, im Wirtschaftsleben der Unternehmung.

* * *

2. Sollte nun dieser ganze Vorstellungskomplex nicht auch auf die Entwicklung der Geisteswissenschaften eingewirkt haben?

Die Fortbildung der geisteswissenschaftlichen Disziplinen erschien seit den dreißiger Jahren fast noch mehr als vorher an das Schicksal der Geschichtswissenschaft geknüpft. Aber dabei kam im Grunde nicht so sehr der zentrale Charakter der Geschichtswissenschaft als der Disziplin des Evolutionismus in Betracht, wie vielmehr die Tatsache, daß die übrigen Wissenschaften des

Geisteslebens dem allgemeinen Aufschwunge der Weltanschauung des Subjektivismus zu Zeiten der Romantik kaum genügend oder wenigstens nicht selbständig genug hatten folgen können.

Es ist ein Verlauf, der besonders aus der Geschichte der alten angewandten Geisteswissenschaften, der Theologie und der Jurisprudenz, deutlich hervorleuchtet. Die Theologie war fast historisch geworden, soweit sie nicht, wie namentlich im Bereiche des Katholizismus, nach dem Absterben einiger Versuche, modern zu sein, mittelalterliches Denken neu zu beleben versuchte. Allein in der Atmosphäre historischer Betrachtung war sie alsbald einem ausgesprochenen Hegelianismus verfallen, von dem sich auch so bedeutende Köpfe, wie Baur in Tübingen, erst in späterer Zeit losmachten, und zwar unter dem Einflusse einer realistischen Geschichtswissenschaft, von der wir bald hören werden.

Trostloser aber sah es noch in den weiten Gebieten der Jurisprudenz aus. Eine Rechtswissenschaft, die enge Fühlung mit dem Leben hält, wird vor allem von der wissenschaftlichen Bewältigung des Charakters des geltenden öffentlichen Rechts abhängig sein. Und so bedarf es zu ihrer Blüte der Höhezeit eines bestimmten, klar ausgesprochenen Staatslebens. Wer aber würde nun diese Vorbedingung in dem Deutschland der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben erfüllt sehen wollen? So schleppte man als Fermente juristischer Ideenbildung Restbestände früherer Anschauungswelten geduldig fort. Da galt in konservativ-klerikalen Kreisen im Grunde noch immer das alte Natur- und Vernunftrecht, das die scholastischen Aristoteliker, vornweg der heilige Thomas, begründet hatten, und das dann von den Jahrhunderten des humanistischen Naturrechts bis in die neueren Zeiten hinein gefristet worden war: ist es doch selbst heute vom Klerikalismus noch nicht aufgegeben und beherrscht noch, etwa in dem Systeme des Jesuiten Cathrein, die katholische Rechts- und Moralphilosophie der Gegenwart. Aber auch auf freierer und protestantischer Seite hatte man, wenn nicht die Theorie, so doch die Methode der humanistischen Lehre vom Staate noch keineswegs verlassen. Es war, sehr

begreiflich bei ihrer Entstehung im Zeitalter des Absolutismus, eine zivilistische Methode: und so ergab sich die wunderlich verkehrte Welt, daß für die Staatstheorie, deren Methode ihrerseits das bürgerliche Recht hätte befruchten sollen, vielmehr die privatrechtliche Methode zur Erschließung weiterer Errungenschaften eingespannt wurde. Natürlich war damit dem Verständnisse des Staates als eines gesellschaftlichen Organismus und damit dem Verständnisse des subjektivistischen Staates überhaupt Tor und Tür verschlossen: und nichts vielleicht hat die Entwicklung eines gesunden politischen Sinnes in der Nation mehr beeinträchtigt als die zivilistisch-juristische Erziehung der Denkweise gerade großer Teile ihrer führenden Schichten. Ja noch heute dauert diese verderbliche Einwirkung teilweise fort, wenn auch die Entwicklung der vergleichenden historischen und soziologischen Wissenschaften allmählich zu einer Betrachtung zu zwingen weiß, in der an Stelle äußerlicher Auffassung der Staatsformen eine tiefere Untersuchung des Wesens und der Wesensunterschiede der Staatsorganisationen dringlich wird.

Wie stark aber noch in den vierziger und selbst fünfziger Jahren der Einfluß der zivilistischen Methode auf das öffentliche Recht und die Versuche sogar einer mehr organischen Betrachtung des Staatslebens war, zeigt vielleicht nichts besser als der Umstand, daß in der deutschen Nationalökonomie bis in diese Zeiten hinein das Evangelium Adam Smiths gegolten hat: eines ökonomischen Liberalismus, der sehr wohl als eine abgezweigte Blüteerscheinung der Naturrechtstheorie gefaßt werden kann und erst von den sechziger Jahren ab den ganz anders gearteten Anschauungen der historischen deutschen Schule eines Roscher, Knies, Schmoller gewichen ist.

Es sind Zusammenhänge, deren Wirkung auf die Entwicklung der inneren Politik man nicht gering anschlagen darf: wie die Theorien jeder in sich abgeschlossenen Wissenschaft haben sie das Leben stark beeinflußt und müssen für den traurigen Ausgang der achtundvierziger Einheitsbewegung ebenso mitverantwortlich gemacht werden wie für den liberalen Formalismus der neuen Verfassungen, insbesondere für die mit Rück-

sicht auf die allgemeinen subjektivistischen Tendenzen ungenügende Lösung der Frage der Volksvertretung.

Wie aber die dogmatische Jurisprudenz auf diesem Gebiete des öffentlichen Lebens schadete, so hatte auf einem anderen, kaum minder wichtigen, ja noch von den Generationen der Jahre 1800 und 1820 als weit wichtiger angesehenen Gebiete inzwischen eine die wissenschaftliche Entwicklung schädigende Dogmatisierung stattgefunden.

Wir erinnern uns der außerordentlichen Bedeutung, die der emporkommende wie der blühende Subjektivismus der ersten Periode der Erziehung zuschrieb. Dabei hatte sich denn, während die Erziehungsfrage für die Elementarschulen durch Pestalozzi und seine Schüler in zeitgemäßer und rein nationaler Weise gelöst wurde, für die Mittelschulen eine Kombination nationaler und klassizistischer Forderungen ergeben, aus der das Gymnasium des 19. Jahrhunderts als die eigentliche Schule der führenden Volksschichten hervorgegangen war.

Es war von vornherein eine bedenkliche Lösung. Denn nicht nur, daß kirchliche und klassizistische Tendenzen in ihrer unvermeidlichen Gegenwirkung das letzte Lehrziel unklar erscheinen lassen mußten und zu den wunderlichsten Versöhnungsversuchen zwischen Plato und Jesus, zwischen Heidentum und Christentum führten: schlimmer war vielleicht, daß die Notwendigkeit des Erwerbs eingehender Kenntnisse einer fremden Kultur von vornherein den unterrichtlichen Charakter der Mittelschule gegenüber dem erziehlichen zu stark hervorhob.

Indes wie dem sei: anerkannt muß werden, daß die neue Mittelschule mit allem pädagogischen Enthusiasmus auch noch der zwanziger bis vierziger Jahre durchgebildet wurde und eben in dieser Entstehungsweise das Kleinod hoher idealer Gesinnung der Lehrenden und demzufolge auch der Lernenden barg.

Am vollendetsten und jedenfalls am energischsten wurde das neue System wohl in Preußen durchgeführt. Hier war, wie wir schon wissen[1], bereits seit den letzten Jahrzehnten des

[1] S. Bd. VIII S. 300.

18. Jahrhunderts mit der Begründung des Oberschulkollegiums und der Einführung des Abiturientenexamens, dann mit der weiteren Durchbildung vornehmlich der Zentral- und Aufsichtsbehörden des Staates in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts am früheſten der Grundstein zur Organisation eines besseren Mittelschulwesens gelegt worden. Und durchgreifend wurde das neue System dadurch gestaltet, daß gleichzeitig viele alte bürgerliche Lateinschulen aufgehoben wurden — es waren um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch etwa vierhundert vorhanden gewesen —: ein Vorgang, der zugleich eine Verengerung der höchsten nationalen Bildungskreise, und zwar vornehmlich auf das Bürgertum der größeren Städte zur Folge hatte. Die innere Organisation des neuen Gymnasiums aber war doch vornehmlich erst der Zeit nach 1806 und nach 1815 vorbehalten geblieben. Denn erst jetzt ergingen umfassende Verordnungen über die Lehrerprüfungen und wurde der Lehrplan von 1816 ausgearbeitet, worauf Johannes Schulze (1786—1869), seit 1818 Rat im Ministerium Altenstein, die neue Ordnung eingehend befestigte: und erst mit dem Rundschreiben vom 24. Oktober 1837 konnte das System als im ganzen abgeschlossen gelten.

Es war zu einer Zeit, da auch andere Staaten längst in die gleiche Bewegung eingetreten waren, da diese überhaupt als ganz selbstverständlich und notwendig begriffen zu werden begann; selbst die radikalsten Lehrerversammlungen der vierziger Jahre haben nichts mehr als die Vollendung des Gymnasialsystemes gefordert. Für die mittel- und süddeutschen Länder wurde dabei Sachsen, das klassische Land der reformatorischen Schulentwicklung, noch einmal vorbildlich; vornehmlich von den alten Fürstenschulen, darunter auch dem inzwischen preußisch gewordenen Schulpforta, ging hier eine Bewegung aus, die in gesunder Reaktion gegen die intellektualistischen Gefahren des Klassizismus nicht so sehr zum Wissen wie wenigstens zum Können zu erziehen und auf diesem Wege auch charakterbildend zu wirken suchte; gestützt wurde sie durch den großen Einfluß Gottfried Hermanns, der an der Universität Leipzig als Philologe pädagogisch etwa noch in dem alten Sinne der Gesner

und Heyne wirkte. Von Hermann ist dann Friedrich Thiersch ausgegangen, seit dem Ende der zwanziger Jahre der Reformator des bayerischen Schulwesens. Ungefähr gleichzeitig aber vollzog sich unter Kohlrausch, einem preußischen Schulmann, eine verwandte Entwicklung in Hannover, während Württemberg, wo das Schulwesen eigenartiger geordnet ist, und Baden erst im Verlaufe der dreißiger Jahre folgten. Am spätesten endlich drang, eines der vielen Zeichen absterbenden deutschen Interesses und Berufes, die Bewegung nach Österreich. Erst im März 1848 wurde hier, unter der Einwirkung der Revolution, ein Unterrichtsministerium gegründet; dann verfaßten Exner und der von Preußen her berufene Hermann Bonitz einen Entwurf für die Organisation der Gymnasien und Realschulen, der, 1849 veröffentlicht, im wesentlichen die klassizistischen Anforderungen Preußens einführte, daneben aber auch dem Unterrichte in den Naturwissenschaften einigen Raum ließ.

Mit den fünfziger Jahren, darf man sagen, stieg so Entwicklung und Einfluß des Gymnasiums in deutschen Landen allenthalben auf eine höchste Höhe; und noch trat die Realschule mit ihm nur wenig in Wettbewerb. Was später erfolgte: mindestens für das Deutsche Reich gemeinsame Festlegung des Ziels und der Ausdehnung der Kurse aller höheren Lehranstalten und Ausbildung eines an den Mittelschulunterricht anknüpfenden überaus verwickelten Berechtigungswesens, zumal für den Einjährigendienst im Heere: das kann historisch nur als eine bedenkliche Fortentwicklung unter gut bekannten und tausendmal wiederkehrenden, typischen Zeichen geschichtlichen Verfalles verstanden werden.

Indes noch bevor dieser Verfall eintrat, hatte die Entwicklung des Gymnasialwesens schon eine lähmende Wirkung auf die Fortbildung der philologischen Wissenschaften ausgeübt. Gewiß wurde davon an erster Stelle nur die klassische Philologie betroffen: allein da die zeitlich nach ihr entwickelten Zweige der deutschen, romanischen, indischen und anderer Philologien, ja bis zu einem gewissen Grade sogar die neuen Disziplinen der Linguistik zunächst noch unter ihrem Einflusse verharrten, so

traf das Mißgeschick auch diese Wissenschaften wenigstens teilweise mit. Dabei handelte es sich um einen nur schwer zu beseitigenden und tatsächlich auch erst im jüngsten Verlaufe der zweiten Periode des Subjektivismus gelösten Zusammenhang.

Das junge Emporblühen der klassischen Philologie hatte darin seinen entscheidenden Ausdruck gefunden, daß diese Philologie zur Altertumswissenschaft, zur umfassenden Geschichte der antiken Völker erweitert worden war: es war, wenn auch in verschiedener Fassung, das gemeinsame Programm der Friedrich August Wolf, Welcker, Ottfried Müller gewesen. Ließ sich nun aber ein energisches Fortschreiten auf dieser Bahn mit der Stellung vereinigen, die dem klassischen Altertum im Gymnasium angewiesen wurde? Jeder Schulstoff empfängt innerhalb eines wesentlich intellektualistisch aufgebauten Unterrichtswesens an sich allmählich und unweigerlich eine dogmatische Prägung: denn er muß unbedingt angeeignet werden und erfordert darum autoritäre Geltung. Diese Stellung aber fiel dem klassischen Altertum in dem Gymnasium der dreißiger bis fünfziger und sechziger Jahre um so eher zu, als dieses eine mit den Lehren, insbesondere auch den Offenbarungslehren — also geschichtlichen Stoffen — des Christentums parallele Stellung erhielt: ganz unvermeidbar erschien also seine Dogmatisierung.

Dogmatisierung eines historischen Stoffes? ... wird man in diesem Augenblicke fragen. Es ist klar, wie damit, daß sie eintrat, der wissenschaftlich-historische Charakter der klassischen Altertumswissenschaft mindestens im Lehrbetrieb der Gymnasien unheilbar geschädigt wurde; und bald haben sich die Folgen davon denn auch im inneren Verfalle der Gymnasien geäußert. Allein die Konsequenzen griffen weiter. Da der Betrieb der philologischen Wissenschaft an den Universitäten unter der Entwicklung des Gymnasiums zur einzigen oder wenigstens zur vornehmlich privilegierten Mittelschule den Charakter eines angewandten Wissenschaftsbetriebes, also ein polytechnisches Wesen anzunehmen drohte, so färbte selbstverständlich die gymnasiale Auffassung auf die universitäre ab: und der historische Charakter der Altertumswissenschaft erschien durch aufsteigende dogmatische

Gelüste je länger je stärker beeinträchtigt. Dies um so mehr, als das Vorurteil von der ganz ausnahmsweisen Stellung der alten, insbesondere der griechischen Geschichte im Verlaufe der Entwicklung der Menschheit auch in der Geschichtsphilosophie noch keineswegs ausgestorben war.

Es ist der Verlauf, innerhalb dessen der klassischen Philologie die Führung der Geisteswissenschaften zum guten Teile verloren gegangen ist, so sehr sie sich auch wenigstens das strengere Wesen ihrer Methode im einzelnen zu bewahren suchte und vielfach auch bewahrt hat.

Die Hegemonie in den Geisteswissenschaften aber ging unter den geschilderten Umständen, freilich zugleich innersten Tendenzen des subjektivistischen Zeitalters überhaupt folgend, an die Geschichtswissenschaft im Sinne einer allgemeinsten Disziplin über.

Hier hatte nun die verklingende Romantik und der beginnende Realismus die hohe Erscheinung Rankes in seinen besten Jahren gesehen[1]. Worauf beruhte sie im Grunde?

Man kann, nach gewissen Phasen der aufsteigenden Jahrzehnte der ersten subjektivistischen Periode, zwei Stufen in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft der neueren Zeiten unterscheiden: in Sturm und Drang und reinem Klassizismus wurden Herder und Niebuhr schöpferisch; der rationalisierende Klassizismus und die Romantik brachten die geschichtlichen Anschauungen Kants und die nicht zum geringsten Teile historische Ideenlehre der Identitätsphilosophie. Herder erfaßte all die unbewußten Vorgänge des seelischen Lebens, wie sie der einzelne kennt, und wie sie die Tiefen der menschheitlichen Entwicklung ausmachen, unter dem Gedanken des Volksgeistes: es war die erste, radikalste, grundlegendste historische Anschauung des neuen Zeitalters, wenn sie auch zunächst nur ahnungsreich und darum unklar und stückweise, zerrissen und nebelhaft ergriffen wurde. Weit sicherer, aber auf viel begrenzterem Boden stellte sich Niebuhr auf dieselbe Grundlage. Er hat seine geschichtliche

[1] S. dazu Bd. X S. 329 f.

Stellung selbst mit den Worten charakterisiert[1]: „Seitdem die kritische Behandlung der Historie und des Altertums erwacht ist, wird es immer mehr erkannt, daß auch das fleißigste Studium der Quellen kein Licht und keine Wahrheit gewähren kann, wenn der Leser nicht den Standpunkt faßt, von wo, und die Media kennt, wodurch der Schriftsteller sah, dessen Berichte er vernimmt." Es war, wie bei Herder für das Ganze der geschichtlichen Anschauung, so bei Niebuhr für die Quellenkunde und die Ausbeutung der Quellen die Anerkennung des sozialpsychologischen, kulturgeschichtlichen Standpunkts: nur durch die Umwelt werden Menschen und Überlieferungen verständlich. Und wiederum einmal zeigte sich, daß eine neue Geschichtsauffassung sich immer nur auf einer neuen und tieferen Ergründung und Interpretation der Quellen aufbauen kann und auferbaut. Während Herders Anregungen als Ganzes mehr verflossen, als daß sie, wenigstens alsbald und in den Generationen unmittelbar nach ihrer Verlautbarung, die Geschichtswissenschaft sichtlich und entscheidend beeinflußt hätten, brachte es die neue Betrachtungsweise der Quellen durch Niebuhr, wenn auch langsam, so doch schließlich unbedingt zu durchgreifender Herrschaft. Und mochte und mag dabei für so manchen Forscher das Wort Goethes gelten: „Der gemeine Wissenschaftler hält alles für überlieferbar und fühlt nicht, daß die Niedrigkeit seiner Ansichten ihn sogar das eigentlich Überlieferbare nicht fassen läßt": für Ranke war es das erste große Ereignis seiner wissenschaftlichen Entwicklung, daß er sich durchaus der Niebuhrschen Methode und im allgemeinen doch auch der Anschauungsweise Herders bemächtigte.

Inzwischen waren aber auch die Einflüsse Kants und der Identitätsphilosophie ins Leben getreten. Kant hatte, von Problemen der praktischen Philosophie her, vor allem aus der Ethik und der Politik, den Staat ganz in den Vordergrund des historischen Interesses geschoben, so sehr er dessen Notwendigkeit für den einstigen Abschluß der Zeiten ver-

[1] Kleine Schriften I S. 132.

meinte; Schelling und andere hatten die Ideenlehre entwickelt als eine Theorie des unmittelbaren Einflusses Gottes, des Absoluten, auf die großen und größten Zusammenhänge der Geschichte.

Ranke hat auch unter dem Einfluß dieser Anschauungen, sei es direkt, sei es indirekt gestanden: sie waren ihm, wie sie getreuer Ausdruck der sozialen Psyche seiner Entwicklungsjahre waren, so Lebensluft seiner ganzen Persönlichkeit hinein bis in sein höchstes Alter.

Waren sie nun aber eigentlich wissenschaftlicher und das heißt intellektueller Natur? Man wird es schwerlich behaupten. Aber eines steht fest: sie gaben dem historischen Denken in der Betrachtung des Staates einen festen Kern und in der Ideenlehre die Möglichkeit weitester phantasievoller Entfaltung. Welche unvergleichliche Kombination für einen Historiker, der zudem durch Niebuhrs Methode sicher der Perzeption und „Penetration" der Einzelheiten der Überlieferung zugeführt und für deren subjektivistisches Verständnis gestählt wurde! Man behauptet wohl immer wieder, die Historie sei keine Wissenschaft. Und man tut recht daran. Sie ist weit mehr. Jede bloße Begriffsbildung zerreißt das Leben der Dinge und vergröbert die Wirklichkeit: sie ist ein brutaler Vorgang intellektueller Eroberung der Welt: und so sind alle Wissenschaften, die sich nur der Begriffsbildung bedienen, im Grunde eben deshalb Phantasiebildungen, ausgeweidete, ihres eigentlichen Daseins beraubte Wirklichkeit. Die Geschichte gehört nicht zu diesen Wissenschaften. Auch sie kennt eine Begriffsbildung zur Beherrschung ihrer ungeheuren Stoffe. Aber nicht eigentlich dem bloß Praktischen zugewandt, benutzt sie das Netz dieser Begriffe nur zum Einfangen der gröbsten, aber freilich auch wichtigsten Ereignisse und Zusammenhänge, um sich im einzelnen nachschaffend einer Tätigkeit hinzugeben, die der intuitiven Schöpfung des Poeten verwandt ist und eine unmittelbare, wahrste Wiedergabe der Tatsachen beabsichtigt: eine wahrere, mehr unmittelbare, als sie dem rein wissenschaftlich-begrifflichen Denken jemals erreichbar ist. Ist nun dies die besondere, im höchsten be-

gnadete Stellung vor allem der Geschichtschreibung, so begreift man, was es für einen wahren Geschichtschreiber von der Phantasiestärke Rankes bedeuten mußte, wenn ihm in Staat und Idee zugleich sichere und weite Anhaltspunkte einer begrifflichen historischen Auffassung zur Verfügung gestellt wurden. Er sah seine Einbildungskraft im Nahen wie im Fernen dressiert; er fühlte sich wohl in selbsterrichteter Schranke; und er schuf in diesem Bereiche durch die Tage eines langen Lebens hin Unsterbliches.

Aber konnte diese Gunst der Umstände fortwähren, als die Entwicklung der Wissenschaften in die Periode des Realismus eintrat?

Wir sehen, wie sich die Linien der bisher festen theoretisch-methodischen Gängelbänder wie die weiten Flächen der Grundanschauungen alsbald verkürzen. Was wollten Freytag und Riehl neben Herder besagen? Beide betrieben Kulturgeschichte im Grunde antiquarisch; das einzelne gewann bei ihnen an Leben bis zu dem Gedanken Freytags, in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit vor allem doch die Quellen selbst reden zu lassen: die großen Perspektiven verschwanden. Für Riehl gar ist es charakteristisch, daß er es als Dichter nie zu einem größeren Romane, also dem Versuche der gesamtpsychischen Schilderung einer Zeit, sondern nur zu Novellen, an sich gewiß sehr artigen Kabinettsbildern, gebracht hat. Und so verkriecht sich die kulturgeschichtliche Forschung überhaupt unter dem Vorgeben der Exaktheit ins Kleine, in Folklore und Quellenedition, ohne zu sehen, daß sie dadurch gedankenlos und antiquarisch wird; bedenklich nahen sich die Beziehungen zum Kunstgewerbe und zum Bric-à-brac-Handel, und eine Schilderung in Fresko beginnt als unmoralisch zu gelten. Aber selbst die scharfen und einfachen Errungenschaften der Quellenmethode Niebuhrs werden nicht festgehalten. Die „Historische Zeitschrift" das Hauptorgan der neuen realistischen Geschichtswissenschaft, kann einem langen Streite zwischen Zeller und Ritschl, einem in Gegensatz zur Tübinger Schule geratenden Jünger Baurs, über das Wunder in der Geschichte, insbesondere in der christlichen Offenbarungs-

geschichte, Raum geben; und Ritschl trägt zur Rettung des Wunders allerlei Sophistikationen eines wunderlichen Intellektes vor.

Ließ sich da denken, daß die Ideenlehre in ihrer alten Wucht und Erhabenheit erhalten blieb? Stark betonte man jetzt das Einseitige, Supranaturalistische, wohl gar auch von Schelling oder Hegel Abhängige ihres Charakters, ohne ihre die Intuition stark anregenden Eigenschaften, ja auch nur die streng methodologische Seite ihres Wesens, die höhere Zusammenfassung einer niedrigeren Begriffswelt, genügend zu würdigen. Und so geriet die Ideenlehre allmählich ins Hintertreffen. Zunächst ging dabei natürlich ihr transzendenter Charakter verloren. Man konnte darin noch einen historischen Gewinn sehen. Denn transzendent gedacht bewegten sich die Ideen nur zu leicht ganz über dem Kreise des rein Menschlichen, ohne mit ihm in ständige Verbindung zu geraten: und erschien mithin menschliches Tun nur zu oft als schemenhaft und seiner eigentlichen, ihm innewohnenden Bedeutung entkleidet. Indem man also statt dessen die Immanenz erklärte, nicht aber zugleich einer monistischen Weltanschauung zustrebte oder anhing, lag es nahe, daß der Gebrauch der Idee ins Spielerische entartete.

So hat Giesebrecht wohl von dem „Leben großer Nationen" gesprochen, „in denen die Gedanken Gottes sich *gleichsam* verkörpern" [1]. Es ist klar, daß mit Analogievorstellungen dieser Art wissenschaftlicher Ernst nicht verträglich ist. Ging man nun aber zur vollen Immanenz der Idee über, so geriet man fast unbedingt so sehr unter die Wucht einer einzigen leitenden Tendenz, da nunmehr die heitere Freiheit transzendenter Annahmen abgestreift war, daß sich das historische Verständnis im höchsten Grade verengte und einseitiger Rigorismus Platz griff. Es ist der Fehler, den die meisten Geschichtswerke des Realismus, die sich der Ideenlehre bedienen, aufweisen: und zwar nicht bloß in der Blütezeit des Realismus, in den fünf-

[1] Historische Zeitschrift I, 8.

ziger und sechziger Jahren, sondern erst recht in den Jahrzehnten seines Verfalles bis hin zur Gegenwart.

Doch ist nicht zu verkennen, daß die zunehmende Vorstellung von der Immanenz der Ideen da, wo die Konsequenzen nicht bis zu Ende gedacht oder gefühlt wurden, auch glückliche Folgen hatte. Es war eine vielfach anmutige Vermenschlichung der Ideenwelt, trat man den Einzelheiten nahe und näher und mit ihnen vor allem dem Einzelmenschen; ein schöner Heldenkultus blühte empor, um später aus Quellen des Seelenlebens der zweiten subjektivistischen Periode noch satter gespeist zu werden; und die Geschichte erschien wiederum, nach altem pragmatischem Rezept, fast als eine Schöpfung nicht so sehr Gottes wie menschlicher Halbgötter.

War es da weiter verwunderlich, wenn nun auch der Kult des Willens begann, und wenn man in der Geschichte vor allem nur die besonders aufdringlichen Willensäußerungen in Krieg und Frieden, in Staatslenkung und in Führung auswärtiger Angelegenheiten, nicht dagegen die stillere Tätigkeit des Denkers und Künstlers sah? Eine neue Periode halb rationalistischer politischer Geschichte stand, rein aus den nächsten Voraussetzungen der Wissenschaftsgeschichte selbst heraus, in Aussicht.

Wie aber mußte diese Entwicklungstendenz gleichzeitig durch die Vorgänge im heimatlichen Staatsleben gefördert werden! Es ist die Zeit, da der Ruf nach Einheit und Freiheit immer lauter erklang, da man in den Taten der Väter suchte — und fand, was die Zukunft den Enkeln bescheren sollte. So war es nicht Staatengeschichte schlechtweg, sondern nationale Staatengeschichte, was gefördert wurde; und eine Periode begann, in welcher Geschichtschreibung und Politik, Tagesinteressen und Versenkung in die Vergangenheit ein engstes, für die rein historischen Interessen freilich verhängnisvolles Bündnis schlossen.

Dabei glaubte man allerdings, wenigstens anfangs, Nationales und Universales verschmelzen zu können, indem man annahm, daß eben aus der Versenkung in das Nationale erst die tiefere Erfassung des Universalen hervorgehen werde. Von

diesem Gesichtspunkte aus war im Grunde selbst Niebuhrs Römische Geschichte (1811) schon geschrieben worden; er hatte den Männern nicht ferngestanden, die in den zwanziger Jahren für die Ausgabe der deutschen Geschichtsquellen in den Monumenta Germaniae das Geleitswort Sanctus amor patriae dat animum gefunden hatten. Und ward nicht auch dies Wort im Grunde einer Anschauung der zugleich patriotischen und kosmopolitischen Romantik verdankt? Aber die Zeit kam, da die universalen Gesichtspunkte so gut wie völlig hinwegfielen.

Man erlebte so Unerhörtes und Unglaubliches im Zusammensturze alter vergessener und abgelebter Ordnungen, daß schon der Vergleich mit einer gänzlich anders gearteten, bloß nationalen Vergangenheit genug der Schulung historischen Sinnes zu ergeben schien; im Grunde war man von dem Gefühle drohender Gefahren und Glückszufälle einer hehren Zukunft beherrscht und modelte unwillkürlich immer mehr nach ihm auch die Betrachtung des Vergangenen. Dadurch gewann denn allerdings die Darstellung der deutschen Geschichte viel an Glanz und innerem, wenn auch teilweise erborgtem Leben. Und schon in den dreißiger Jahren wandte sich ihr vor allem und ihr leidenschaftlich das Interesse der Nation zu; die Historiker an den Universitäten wurden rückwärts gewandte Propheten und vorwärts schauende Politiker; ihren Vorlesungen strömte zu, was vaterländisch fühlte, und ihre Werke fanden weiteste Verbreitung. Das galt schon von den Angehörigen einer früheren Generation, soweit sie noch schufen. „Wenige Lehrer der Geschichte haben einen dankbareren Zuhörerkreis gehabt als Luden in Jena, und selten ist ein Buch mit größerer Sehnsucht erwartet worden als seine Geschichte des deutschen Volkes[1].“ Wie sehr aber jubelte man gar den eigentlichen Vertretern des Neuen zu! Da fand man jene sittliche Wärme, die Staatsmänner und Diplomaten vermissen ließen; da zerstreute die Wiedererweckung der glänzenden Gestalten der hohen deutschen Kaiserzeit das Mißtrauen in die eigene Kraft; da sah man nun endlich die realen Kräfte wirken,

[1] Zwölf Bände, bis 1237; erschienen 1825—1837.

nachdem man kühn das Reich der Ideen zu verlassen gewagt hatte; und da vermochte man sich, wenn auch zunächst nur in Gedanken, nun tatsächlich dazu vorzubereiten, einer großen Geschichte eine nicht minder gewaltige Fortsetzung folgen zu lassen.

Mit diesem Verlaufe von Strebungen und Ideen hing es zusammen, daß die Geschichtschreibung des Realismus, die sich nun voll entfaltete, wesentlich den Kreisen angehörte, die Einheit und Freiheit erstrebten. Gewiß hat es auch in dieser Zeit eine Historie des Partikularismus und eines anderen als vaterländischen Zielen zugewendeten Konservatismus und Klerikalismus gegeben. Im ganzen aber überwog durchaus das nationale und liberale Interesse.

Als frühester Führer zu dieser neuen Konzeption der Geschichte kann Dahlmann (1785—1860) bezeichnet werden. Gewiß war er noch stark von Friedrich August Wolf bestimmt, und seine Geschichte Dänemarks wie seine kleinen weitverbreiteten Bücher über die englische und die französische Revolution gehörten nicht eigentlich der vaterländischen Geschichte an. Allein der Titel hatte hier weniger zu besagen als der Inhalt und vor allem der Gehalt an Gedanken: wirksam haben alle diese Bände Liberalismus und Einheitsgedanken verbreitet. Aber erst die Tatsache, daß Dahlmann zugleich ein System der Politik geschrieben hat, vervollständigt ganz das Bild des Mannes als geschichtlichen Autors: denn schwer ist es zu sagen, ob nicht in seinen historischen Werken schon das eigentlich politische Interesse völlig überwog. Neben Dahlmann waren Häusser und Droysen frühe Vertreter der neuen Richtung; Häusser von Schlosser und dessen ethischem Rigorismus ausgehend und darum bald ins Politische gewendet, der Verfasser einer noch heute ergreifenden Geschichte vor allem der Freiheitskriege; Droysen zunächst Philologe und auf dem Gebiete des klassischen Altertums tätig, daneben stark von Hegel angeregt, dann aber, seit 1848, im hohen Grade Politiker und als solcher der Verfasser einer kleindeutschen Geschichte der preußischen Politik. Die Höhe der Entwicklung aber bezeichnet Heinrich von Sybel. Stets von allgemeineren Interessen getragen und

eng nur im Vergleiche zu dem weiten Ideenkreise seines Lehrers Ranke hat er die deutsche Urzeit mit dem Buche über die Entstehung des deutschen Königtums (1844) in der ihm genehmen Richtung des Betrachtens durchstreift, in diesen Anfängen äußerlich in Wettbewerb mit Georg Waitz, dem antiquarischen Verfassungshistoriker der Schule; ist darauf mit der Geschichte des ersten Kreuzzuges dem Mittelalter in einem seiner glühendsten und charakteristischsten Ausbrüche nahegetreten: und hat sich schließlich über die Geschichte des französischen Revolutionszeitalters (1853 ff.) der Gegenwart der deutschen Entwicklung zugewendet, um ihr als Historiker und Politiker zugleich zu dienen. Ursprünglich wenig erfreulich in der Form und in ihr selbst Giesebrecht, dem Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit, unterlegen, hat er sich schließlich in nie rastendem Drange nach stilistischer Vervollkommnung zu einem der anmutigsten Erzähler des 19. Jahrhunderts entwickelt; und vor allem das Werk seines Alters, die Geschichte der Gründung des neuen Deutschen Reiches, wird als ein hervorragendes Denkmal dieser in hochentwickelten Kulturen immer seltener werdenden Kunst noch auf lange fortleben. Der Benjamin der Schule aber war Heinrich von Treitschke. In seinen Werken, vor allem in seiner Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert (1879 ff.) ist noch einmal, freilich im Extrem, zusammengefaßt, was an ihr groß war und liebenswert: die scharfe Betonung des staatlichen Momentes, wenn auch nun schon gegengewogen durch unvermittelt eingeschobene kulturgeschichtliche Partien, die leidenschaftliche Begeisterung des Patrioten der liberalen und preußischen Einheitsbewegung, und die Heroldssprache eines Mannes aus den sächsisch-thüringischen Gegenden, aus der slawisch-deutschen Agitationsstätte Luthers.

Mit dem Eintritte der zweiten Periode des Subjektivismus und mit der Erfüllung der Einheitsidee der Nation, insoweit sie die Gründung des Deutschen Reiches mit sich brachte, ist der Glanz der Historisch-politischen Schule verblaßt. „Fragt man," so hat von Sybel einmal geschrieben, „was die erfreulichen Erscheinungen der deutschen Geschichtschreibung seit

1848 von ihren Vorgängern unterscheidet, so wird man bald inne, daß die charakteristischen Merkmale nicht in dem Kreise des wissenschaftlichen und gelehrten Apparates liegen. Die kritische Methode ist noch dieselbe, wie sie von Niebuhr und Ranke gelehrt worden; die Grundbegriffe der Kulturgeschichte werden noch in gleichem Sinne gehandhabt, wie sie Eichhorn und Savigny vor vierzig Jahren feststellten. Das Neue liegt durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate." Eine im Bereiche der Punkte, die zur Sprache gebracht werden, richtige Charakteristik: enthält sie doch in der Kennzeichnung der romantischen Kulturgeschichtschreibung nur durch zwei Rechts- und Verfassungshistoriker selbst die vollste, weil unbewußte Bewegung allein auf den Staat hin; und hat doch ein so wohlwollender und feiner Beobachter wie Herman Grimm später finden können, daß die Rhetorik der Schriften von Treitschkes nicht so sehr an Katheder- deutsch wie an Tribünendeutsch erinnere.

Sehr natürlich aber trat eine Richtung von der Einseitigkeit, wie sie soeben festgestellt worden ist, auch bald unter die Verfallszeichen dieser Einseitigkeit. Selbst in der pragmatischen Zeit der Geschichtschreibung hatte ein großer Gelehrter wie Mascov äußern können: „dignum est candore historiae et libertate saeculi nostri, seriem rerum gestarum sine odio, sine amore eruere"[1]. Im Jahre 1866 aber wurde in der „Historischen Zeitschrift" bekannt[2]: „Wir verstehen kaum mehr, was unsere Vorfahren die Geschichtschreibung sine ira et studio nannten; wir kennen ihn kaum mehr, den stillen, ganz auf sein Studierzimmer beschränkten Gelehrten . . . Ja, wir vermissen wohl die Seele der Geschichtschreibung, wo nichts vom Hauche der Gegenwart, nichts vom vaterländischen Gefühle uns anweht." Man wird auch heute die politische Bedeutung der diesen Worten zugrunde liegenden Konstellation nicht verkennen; und in der Geschichte der Einheitsbewegung

[1] Comment. sub Heinr. IV et V, Praefatio (1748).
[2] 15, 351.

der Nation wird die Politisch-historische Schule stets mit Ehren genannt werden. Allein zwanzig Jahre darauf, 1886, konnte Lorenz doch eins der mit ihrem Emporkommen für die wissenschaftliche Entwicklung verbundenen und selbst bei streng unparteiischem Betriebe einer reinen Staatengeschichte unvermeidlichen Verfallszeichen schon deutlich angeben: „Die Gefahr, welche in der strengen Festhaltung des staatsgeschichtlichen Standpunktes für den Geschichtsforscher immer lag und liegen wird, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß er leicht in ein allzu äußerliches Wesen gerät und die Erscheinungen, welche in der Form der Staatsaktion vor sich gehen, allzuwenig tief und ohne jede Ahnung innerer Notwendigkeit erfaßt." Und andere sahen um dieselbe Zeit bereits von der politisch-historischen Schule weder historische Gattungsbegriffe noch wissenschaftliche Hypothesen von zwingender Neuheit gefunden: wie denn die Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Geschichte und Politik von Ranke über Maurenbrecher und über diesen hinaus bis Treitschke in der Tat wesentlich Neues nicht gebracht haben.

Mit diesen Bemerkungen aber wird weiter schon an eine Wesensseite der Politisch-historischen Schule gestreift, die sie, im Verhältnis zu den Zeiten des Frühsubjektivismus und der Romantik, überhaupt zu früher Unfruchtbarkeit verdammt hat. Schon 1858 wird für sie die zunächst äußerliche Beobachtung gemacht, „die wissenschaftliche Bewegung setze sich vornehmlich durch monographische Bearbeitungen" fort[2]; und in der Tat hat sich die Produktion der Schule schon früh wesentlich in Monographien und Biographien verloren. Dadurch wurde aber die historische Betrachtung an sich langsam kurzatmiger, sie verlor die großen Werte und weiten Begriffe aus den Augen; und sie entbehrte schließlich jeder weiteren Perspektive bis zu dem Grade, daß sie selbst ihre eigensten Tendenzen schädigte. „Ich bin der Ansicht, daß die vorwiegend staatsrechtliche und abstrakte Behandlung der Geschichte neben der ausschließlichen

[1] Geschichtswissensch. 1, 40.
[2] Hist. Zeitschr. 1, 16.

Richtung auf die literarisch-kritischen Handgriffe den gesunden historischen Sinn in der deutschen Nation tötet. Die doktrinären Parteien unseres heutigen Parlamentarismus sind die Produkte dieser mangelhaften historischen Heranbildung": — so hat 1886 Lorenz getadelt[1]. Darüber hinaus aber darf man heute sagen, daß die immer stärkere Verkürzung des wissenschaftlichen Horizontes eine Weiterentwicklung der geschichtlichen Studien allmählich überhaupt auszuschließen drohte: denn da die Geschichtswissenschaft die spezifische Wissenschaft vom Verlaufe der Dinge in der Zeit ist, so begreift sich, daß eine Schule, deren Forschungen sich schließlich in stetig verkürzten Zeiträumen bewegten, nicht in der Lage war, die größeren Probleme dieser Wissenschaft auch nur aufzustellen, geschweige denn zu lösen.

Im allgemeinen aber riß die führende Stellung der politischen Geschichte in den vierziger bis achtziger Jahren zunächst auch die anderen Zweige der Geschichtsforschung zum großen Teile mit sich; und so verflachten auch diese; in den Gebieten der Geschichte der Phantasietätigkeit zum Beispiel, in der Kunstgeschichte und in der Geschichte der Dichtung, ja sogar in der der Musik zeigte sich eine oberflächlich ästhetisierende Betrachtung und eine Vorliebe für das Biographische bis hin zu anekdotischen Neigungen. Vor allem aber ging mit der Verkürzung des weiten Blickes der eigentlich evolutionistische Instinkt, die große Errungenschaft des Frühsubjektivismus und der Romantik, verloren. Ähnlich wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wurde er bestenfalls durch eine genetische Betrachtungsweise ersetzt, die wohl die nächstbenachbarten Geschehnisse noch durch Kausal- oder Motivenreihen zu verknüpfen suchte, sich aber jedes weiteren Vergleiches und Auffassungsversuches begab. Ja was anfangs nicht zu vermeidende Verfallserscheinung war, wurde am Ende gar als Errungenschaft gepriesen: und das Persönlich-Individuelle erschien als das eigentlich Lebendige der Geschichte. Es war ein Standpunkt, der natürlich nicht minder, wie die Verkürzung

[1] A. a. O. S. V.

des historischen Horizontes, die Geschichtswissenschaft an sich, auflöste: denn liegt in dem Persönlich-Individuellen der Schlüssel zur Gesamtentwicklung, so muß Geschichtswissenschaft in der unbegrifflichen, absolut vollständigen Repristination des Geschehenen bestehen: in einem Ding, das selbstverständlich unmöglich ist. Und so begreift sich wohl, daß in die letzten Vertreter der Schule doch eine Empfindung dieser Lage leise einzog und mit ihm Versinken in Pessimismus. „Wir graben und graben, wie die Lemuren gruben, als sie auf Faustens Geheiß die Kanäle zogen, um ihm von neuem Land zu gewinnen; aber Mephisto war ihr Werkführer, und sie gruben dem Meister das Grab.“ [1]

[1] Lenz, Deutsche Rundschau 1897 S. 355 ff.

II.

Die Entwicklung der Geisteswissenschaften und im Grunde auch der Naturwissenschaften in den Zeiten des Realismus zeigt lehrreich, wohin eine wissenschaftliche Bewegung führt, die nur rational-intellektuelle Kräfte heranzieht und es unternimmt, der Hypothese wie der phantasievollen Intuition engste Grenzen zu setzen. Das Ergebnis wird immer Materialismus und Pessimismus sein und war es im vorliegenden Falle doppelt, da sich die intellektualistische Verknöcherung als Rationalisierung der schöpferischen Eingebungen früherer Phasen der ersten subjektivistischen Periode einstellte.

Da aber eben in solchem Zusammenhange die Wissenschaften während dieser Jahrzehnte geistig führten, so versteht sich, daß ihr Wesen und ihre Haltung auf die anderen Gebiete seelischen Lebens nicht bloß abfärbte, sondern sogar bis zu einem gewissen Grade entscheidend einwirkte. Von dieser Einwirkung aber wurde an erster Stelle und besonders schwer natürlich dasjenige Gebiet betroffen, das der Intellektualisierung der Kultur innerlich am wenigsten zuneigt, das Gebiet der Phantasietätigkeit. Wie einschneidend gerade hier der Einfluß der wissenschaftlichen Bewegung war, läßt sich am einfachsten aus der Tatsache ersehen, daß es nicht bloß gelegentliche, zerstreute und aus Einzelheiten hervorgehende Wirkungen des Intellektualismus waren, welche in dieses Gebiet eindrangen, sondern daß ständig und zentral das Kernhafte des Intellektualismus einwirkte. Dieses Kernhafte aber war gegeben in jener historischen Anschauung der Dinge in Natur und Geist, die schon wiederholt als genetisch bezeichnet worden ist: in einer Anschauung, die nur die nächsten Zusammenhänge sah, und der daher auf natur-

wissenschaftlichem Gebiete physikalische und chemische Erscheinungen als völlig dem Begriffe der Zeit entrückt und also als ungeschichtlich, und der auf historischem Gebiete nur die kleinen individuellen Vorgänge als wesentlich und darum als geschichtlich erschienen. Ausscheidung daher aller wahrhaft großen Naturvorgänge, in denen sich physikalische und chemische Verläufe als historisch bedingt erweisen, in den Bereichen der Phantasie und im Kreise der historischen Ereignisse Ablenkung dieser selben Phantasie auf das Äußerliche der isolierten Aktion, auf historisch-antiquarische und schließlich vielfach wohl gar nur kunstgewerbliche Interessen: das wurde zur Signatur der Zeit.

Konnten dabei die einzelnen Zweige der Phantasietätigkeit wahrhaft gedeihen? Die Musik versagte von vornherein; die großen musikalischen Meister dieser Jahre, vornweg Richard Wagner, gehören mit ihrem Innersten schon ganz den Entwicklungsanfängen der zweiten subjektivistischen Periode an. Fast ebenso stark verlor die Dichtung, die schon durch die Sprache, ein für sie und die Wissenschaft gleichmäßig vorhandenes Ausdrucksmittel, immer stark an die wissenschaftliche Bewegung gefesselt erscheint. Am wenigsten wurde noch die bildende Kunst betroffen. Und doch war, wie wir alsbald sehen werden, auch auf ihrem Gebiete die Einwirkung schon stark genug; und wo sie sich nicht in einem Inhalt und Form fast gleich stark ergreifenden Historismus kundgab, da führte sie wenigstens zu einer Erschlaffung der nationalen Phantasiestärke, die fremden Einflüssen den Eintritt in die deutsche Kunstübung erleichterte, wenn nicht überhaupt erst eröffnet hat.

1. Gewiß blühte dabei in dem Deutschland der vierziger und fünfziger Jahre zunächst noch manches von der Kunst der Romantik und des Klassizismus fort. So selbst in der am raschesten fortschreitenden, weil führenden Kunst, in der Malerei. Da ist zum Beispiel ein Teil der Werke Genellis erst in den sechziger Jahren erschienen: selbst damals also hatte der Klassizismus noch seine Verehrer. Diese Jahre brachten aber auch recht eigentlich erst die volkstümliche Verbreitung der Schöpfungen

der Romantiker Moritz von Schwind und Ludwig Richter. Und keineswegs handelte es sich dabei nur um populäre Strömungen; auch die Ästhetik und die ganz von ihr beeinflußte Kunstgeschichte hielt noch zumeist am Alten fest.

Da konnte denn wenigstens ein Zweig der Malerei, freilich derjenige, für den die Entwicklung einer realistischen Kunst, insofern sie auf einseitigen Kolorismus hinauslief, am wenigsten Fortschritte zu bringen hatte, die Freskomalerei, tatsächlich noch fast bis über den Abschluß der ersten Periode des Subjektivismus hinaus den Zusammenhang mit dem alten Kartonstil festhalten. In dieser Verbindung zeigen zum Beispiel noch die Malereien Geselschaps (1835—98) in der Ruhmeshalle zu Berlin ganz die alten, bei diesem Meister freilich auch durch die innere Verwandtschaft mit Cornelius begründeten Zusammenhänge mit Klassizismus und Romantik; und eine andere Gruppe zumeist jüngerer Meister, Peter Janssen (1829—91) etwa mit seinen Krefelder Rathausmalereien (1873), Arthur Kampf, Fritz Röber, vor allem Hermann Prell (* 1854) mit den Wandmalereien im Berliner Architektenhause (1878), im Palazzo Caffarelli der Deutschen Botschaft zu Rom (1899) und im Ständehause zu Dresden (1907), ist zwar von dieser Grundlage zugunsten stärkerer koloristischer Wirkungen abgerückt, hielt indes in Kompositionsweise und Betonung des gedanklichen Inhalts für die Konzeption der Hauptsache nach doch noch mit der alten Kunst Fühlung. In der Tat brachte es schon die Stellung der Wandmalerei zur Architektur, solange diese nicht zu einem wirklich neuen Stile überging, mit sich, daß sich die Formengebung im Umriß und mit ihr wenigstens sehr leicht auch die alte Kompositionsart aufdrängte. Zudem war diese Malerei die Kunst der konservativen Mäzene, der Kirche, der Fürsten, allenfalls noch der führenden städtischen Geschlechter.

Genau den entgegengesetzten, mithin einen dem allgemeinen Fortschritte des Seelenlebens sich unmittelbar anschmiegenden Verlauf nahm dagegen je länger je mehr das leichte Volk der reproduzierenden Künste, des Holzschnittes, der Lithographie, des Kupferstiches, der Radierung. Sehr begreiflich: denn, wie

wir schon früher gesehen haben[1], waren sie fast schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts, ja vereinzelt schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, demokratische Offenbarungen, recht eigentlich die Kunst des aufstrebenden Teils der Nation, des Bürgertums. In diesem Zusammenhange wirkten sie nun aber nicht eigentlich als reinste anschauliche Schöpfungen: selbst vom Kupferstich ließe sich das nicht sagen und noch viel weniger von der Radierung oder gar von der Lithographie und dem Holzschnitt. Denn die Zeichnung, die ihnen schließlich allen zugrunde liegt, die Kunst des Griffels, ist nicht nur ein Hilfsmittel zur Wiedergabe bloßer Anschauung, sondern zugleich ein halb vergeistigtes, sozusagen ein wenig intellektualisiertes Werkzeug, das den Inhalt stark zu betonen pflegt. Man begreift daher, wie gerade dieser ihr Charakter in Zeiten wirken mußte, in denen der Intellektualismus zu führen begann. Ihre eben in diesem Sinne noch immer zunehmende Wichtigkeit bezeichnete recht eigentlich die am weitesten vorwärts führenden Pfade der demokratischen Kunst der Revolution und der ausgehenden ersten Periode des Subjektivismus. Und so trat denn ihre Brauchbarkeit für besondere Zwecke einer stark gegenständlichen Phantasie, insbesondere für die Übertreibung, immer mehr in den Vordergrund: und die Karikatur wurde zum besonderen Kennzeichen dieser Entwicklung.

Die europäische Karikatur der Neuzeit hat freilich ihre Geburtsstätte nicht in Deutschland gehabt. Wie sich der atlantische Westen seit dem 16. und 17. Jahrhundert ganz allgemein früher und rascher entwickelt hat als die Länder der Mitte, so sind England und Frankreich zu Wiegen auch dieser Kunst geworden. In England knüpften Männer wie Rowlandson und Cruikshank mit ihrer klobigen Satire noch unmittelbar an Hogarth an[2]. Abgemessener, feiner, nationaler wurde dann die neue Kunst in dem 1841 gegründeten Punch gehandhabt; da arbeitete neben Cruikshank John Leech, und seine einfache,

[1] Bd. X S. 262 f.

[2] S. dazu Bd. VIII, 2, 262 f.

zartere Natürlichkeit ist später nie wieder, weder von dem wesentlich der Darstellung der feinen Gesellschaft zugewandten George du Maurier, noch von dem unübertroffen sicheren Zeichner Charles Keene, dem von Menzel so vielfach Bewunderten, erreicht worden.

Beinahe gleichzeitig, seit mindestens dem Beginne des 19. Jahrhunderts, hatte sich die Karikatur aber auch in Frankreich zu einer besonderen Kunst entwickelt, wenngleich das „Journal pour rire", das 1856 den Titel „Journal amusant" annahm, erst 1848 begründet worden ist.

Auf deutschem Boden ist die Entwicklung nicht bloß später angebrochen, sie war auch, bis auf die neuesten Zeiten, weniger reich: abgesehen von der Rückständigkeit der allgemeinen psychischen Voraussetzungen fehlte der große Zug einer nationalen Politik, fehlte noch mehr der einheitliche Ton einer augenscheinlich nationalen Gesellschaft, um sie zu entbinden. Am ehesten und frühesten hätte ihr noch die geistige Gesellschaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts brauchbare Vorwürfe liefern können. Aber Chodowiecki[1], wenn man ihn in diesem Zusammenhange nennen will, hat keinen Nachfolger gehabt; und die volkstümliche Kunst vor allem des Kupfers und des Holzschnittes begnügte sich mit der einfachen Wiedergabe des Lebens der Gegenwart, wie sie etwa ein Klein und Erhard in Nürnberg, wie sie später auf der Grundlage sächsischer Volkssitten, nun freilich mit einem starken idealistischen Einschuß von Gemüt, Treuherzigkeit und Frische, Ludwig Richter geübt hat. Als aber diese Kunst mit der gemachten und suffisanten Art Pletschs verfiel, da begannen die schönen Zeiten der Karikatur, als des vollsten demokratischen Ausdruckes einer Griffelkunst des Realismus; und die netten Bildchen Hendschels wie die geistlosen Zeichnungen von Allers waren nur noch matte Nachzügler der alten objektiv-gegenständlichen Manier.

Zur Tat ging dabei die Disposition zur Karikatur vor allem durch 1848 über. Vorher hatte es in Deutschland nur

[1] S. Bd. VIII a. a. O.

Einzelblätter von Karikaturen gegeben; nun nahmen die seit 1844 erscheinenden „Fliegenden Blätter", damals auch noch politischen Inhalts, sowie die „Münchener Bilderbogen", nahm auch der seit 1848 erscheinende „Kladderadatsch" mächtigen Aufschwung. Vertraten sie süddeutschen und norddeutschen Humor, und stand dabei der „Kladderadatsch" künstlerisch im Hintertreffen, während die „Fliegenden Blätter" einen ganzen Stab von Künstlern zeitigten, darunter Meister von der Höhe Oberländers, so übertraf sie doch alle, namentlich auch als Vertreter wichtiger Zeittendenzen, ein niederdeutscher, echt sächsischer Meister, der zugleich in Oberdeutschland zu Hause war: Wilhelm Busch (geboren 1832 zu Wiedensahl im Hannoverschen, gestorben 1907 in Mechtshausen am Harz — lange Zeit in München ansässig; erste Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter" 1859). Für Busch ist vor allem die Verbindung von Wort und Zeichnung charakteristisch. Beide greifen oft so ineinander, daß eines ohne das andere unverständlich ist. Dabei überwiegt aber als Ausdrucksmittel die Zeichnung: sie gibt die feineren Schattierungen der Komik; sie unterstreicht das Typische, und nicht selten geht die satirische und humoristische Wirkung des Ganzen der Darstellung eben daraus hervor, daß sie dem erzählenden Worte vorgreift. Ja noch mehr: die Zeichnung bestimmt auch den inneren Charakter des Wortes; wie dieses, betont sie im Grunde doch nur das Wesentliche und holt dies urzeitlich vor allem durch energische Ausführung der Bewegungsmotive heraus. Es ist ein Zusammenhang, der wohl zu einer wunderlichen Parallele zwischen Busch und einem anderen gleichzeitigen Enthusiasten des Gesamtkunstwerks, Richard Wagner, führen könnte. Und folgen wir, in diesem Zusammenhange vielleicht nicht ohne ein gewisses Recht, einen Augenblick dem Grotesken dieser Zusammenstellung, so wird sie uns doch am Ende ganz ernstlich über die Grenzen der Kunst Buschs wie vielleicht der Satire überhaupt belehren. Während für Wagner nichts wichtiger ist als der Gesamtaufbau, während bei ihm in der Einzelaufführung Längen oft nicht vermieden werden, wie sie freilich einer in der Zeit verlaufenden Kunst

wie der Musik nahe liegen: lebt Busch ganz in der Einzelszene; die Gesamtdisposition seiner Erzählungen ist mit Ausnahme vielleicht von „Max und Moritz" schwach; um so sicherer aber erfaßt er, indem er von allen Vorteilen einer simultanen Kunst Gebrauch macht, die springenden Momente. Dieser Umstand bestimmt dann aber auch wieder die Wichtigkeit des Inhalts; Wagner sucht in sehnsuchtsvollen Reizen ewige Werte und verkörpert sie in romantischen und urzeitlichen Stoffen, die er dem Seelenleben neuerer Zeiten anbildet; Busch lebt der gegenwärtigsten Gegenwart, ist ein scharfer Anhänger bestimmter politischer und geistiger Tendenzen seiner Zeit und ewig jung nur da, wo er Momentbilder jeglicher Zeit, Tierzeichnungen, Schlafdarstellungen, Prügelszenen hinwirft.

Eins aber zeigte seine Kunst wie die der Karikaturisten der fünfziger bis siebziger Jahre überhaupt: gewaltig war in diesen Zeiten des Realismus die Zeichnung schon fast bis hin zum Impressionismus entfaltet worden — während ihr gegenüber noch immer die alte Kunst der Wandmalerei altväterisch fortwährte.

Zwischen diesen beiden Strömungen extremer Art aber verlief nun die Entwicklung der eigentlich hohen repräsentativen Kunst des Realismus, die Malerei vornehmlich in Öl, die Tafelmalerei.

Der Weg, der auf diesem Gebiete eingeschlagen wurde, führte zu einem immer stärkeren Kolorismus hin: aber einem Kolorismus, der wesentlich in der Entwicklung des großen Historienbildes erreicht wurde. Es war eine Bewegung, die schließlich nicht ohne fremde Hilfe in Fluß kam, wenn sie auch nicht eigentlich von ihr abhing: Frankreich und das Vlamentum Belgiens, bis zu einem gewissen Grade auch England, wurden hier zu Lehrern des Fortschritts.

Wie die Karikatur, so hatte sich auch Kolorismus und Historienbild im Grunde am frühesten in England ein- und zusammengefunden; insbesondere waren neben die englischen Koloristen noch im 18. Jahrhundert große amerikanische Historienmaler getreten, die, getragen von den republikanischen und

revolutionären Stimmungen des neuen Kontinents, alsbald die Darstellung der Massen in geschichtlicher Aktion versuchten und damit nicht selten auch schon das Kolossalgemälde schufen: so hat West den Tod des Generals Wolfe in der Schlacht von Quebec gemalt, ein Bild, das 1768 bei der Eröffnung der Royal Academy das größte Aufsehen erregte; so besitzt man von Copley, der 1775 nach England übersiedelte, Darstellungen von Ereignissen der damals jüngsten Vergangenheit in einem nüchternen, klaren Vortrag, ohne statuarische Haltung von Staatsmännern und Feldherren, ohne Genien, ohne römisches Kostüm und antikisierende Waffen.

Es war eine neue Kunst, die auch in Frankreich, namentlich ihrem Inhalte nach, bald bekannt wurde. Im übrigen hatte die französische Kunst gegenüber der deutschen schon um 1800 den Vorteil eines weit stärkeren Kolorismus. Als David damals den „Raub der Sabinerinnen" malte, bewegte er sich noch immer in den blühenden Farben etwa eines Mengs, die die deutsche Malerei bereits seit mehr als einer Generation verloren hatte: so frisch und so lange hielt die Farbenwelt des Rokokos bei unseren westlichen Nachbarn vor.

Auf diese Art versteht es sich, daß Frankreich eine Kartonkunst im Sinne der deutschen Frühromantik nie kennen gelernt hat; vielmehr entfaltete sich hier der Kolorismus der Romantik unmittelbar aus der noch blühenden Palette des Rokokos; und so waren nach Proudhon und Gros schon Géricault und Delacroix gewaltige Koloristen: über die zarten Pastelltöne der Schäferwelt des 18. Jahrhunderts hinaus ließen sie, wenn auch in neuem Geiste, den kräftig duftenden Farbenstrauß etwa eines Rubens wiederum erblühen. Zugleich aber lernten sie die englische Entwicklung kennen; Géricault hat 1820, Delacroix 1825 London besucht. Und was sie hier sahen, war nicht bloß die Farbenwelt des englischen Frühsubjektivismus, sondern zugleich auch das fortentwickelte Historienbild des 18. Jahrhunderts, wie es die Amerikaner geschaffen hatten und wie es in England namentlich William Etty glänzend zu vertreten wußte.

Eigneten sie sich aber den neuen Inhalt und die neue Form über die eigene Vergangenheit hinaus nur aus der Fremde an? Die französische Entwicklung führte in diesem Momente selbst zu Historie und Kolorismus. Denn die zwanziger Jahre waren es, in denen, neben allem Aufschwunge einer romantischen Dichtung, auch die romantische Geschichtschreibung der Franzosen emporkam. Und so erstaunt es nicht weiter, fünf Jahre nach dem Erscheinen von Guizots „Geschichte der englischen Revolution", 1831, über Géricault und Delacroix hinaus Delaroche mit Bildern aus dem Leben Cromwells und Karls I. als ersten großen Werken der neuen Kombination auftreten zu sehen. Und von da an gingen dann französische Geschichtswissenschaft und französische Malerei auf lange Zeit zusammen; und indem sich die Materien der Geschichtsforschung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erweiterten, beherrschte das Historienbild einen nicht minder wachsenden Kreis von Tatsachen: bis es, in den dekadenten Jahren des zweiten Kaiserreichs, Schauderszenen und in Leichenkult schwelgende Stoffe bevorzugte, in denen Nero und die Inquisition, Greuel der Merowingerzeit und die Märtyrer abstoßender Askesen des Mittelalters eine widerwärtige Rolle spielten.

Ehe aber dieser Verfall eintrat, mit dem eine wollüstige Ausbeutung der inzwischen erschlossenen Farbenwelt Hand in Hand ging und den Beweis lieferte, daß an der Seine wie am Rhein ein ideenloser Realismus schließlich auch in der Kunst zu sittlicher Verderbnis geneigt macht, hatte die französische Bewegung, bereits seit den dreißiger Jahren, die vlämisch-germanische Kunst Belgiens wie so oft schon früher eingehend befruchten helfen.

Die vlämische Kunst hatte noch gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts von den Überlieferungen der großen Vergangenheit gelebt, der Zeit, da die St. Lukasgilde von Antwerpen die angesehenste Malergenossenschaft Europas gewesen war. So malte zum Beispiel Herreyns, seit 1800 Direktor der Antwerpener Akademie, noch wie ein verspäteter Jordaens. Doch

wuchsen daneben schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer stärker französische Einflüsse heran; und schließlich, besonders nachdem David seinen Aufenthalt in Belgien genommen hatte, siegte der französische Klassizismus in dem Maße, daß selbst Rubens in Verachtung geriet. Und so malten denn die Künstler der ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts, ein Paelinck, van Hensselaere, Odevaere, Duvivier u. a., ganz überwiegend gräzisierende Menschen in französischer Pose.

Allein mit dem Eindringen romantischer Tendenzen fand diese Kunst ein jähes Ende. Der junge Wappers kam und erneuerte die großen Überlieferungen der Lukasgilde; sein Bild „Der Bürgermeister van der Werff von Leiden bietet bei der Belagerung der Stadt 1576 den ausgehungerten Bürgern seinen eigenen Körper zur Nahrung an" erschien nach Inhalt wie malerischer Auffassung gleichsam als eine Offenbarung, zumal es 1830 an die Öffentlichkeit trat, in einer Zeit revolutionärer Erregung, da jede Erinnerung an die große niederländische Vergangenheit besonders ans Herz griff. Aber wie noch ganz anders begeisterte dann seine malerisch von den französischen Romantikern wie von den alten Vlamen gleich stark beeinflußte „Szene aus der belgischen Revolution von 1830", die, ein „Jubelhymnus auf das Erreichte, ein Klagegesang um die Opfer", 1834 zur Ausstellung kam. Durch Wappers war das neue vlämische Historienbild in beträchtlicher koloristischer Durchbildung gleichsam mit einem Schlage geschaffen. Doch erhob sich neben ihm bald de Keyser mit seiner Darstellung der Sporenschlacht von Kortrijk (1836), die ihm die Bestellungen der Schlachten von Worringen, Seneffe und Nieuwpoort von der belgischen und holländischen Regierung eintrug; und bald darauf machten auch Gallait, Bièfve und Slingeneyer mit ihren Kolossalbildern Aufsehen. Gallaits „Abdankung Karls V." maß zwanzig Fuß: eine auch dem Formate nach große Historienmalerei war inauguriert, und ihre Blütezeit hat bis etwa 1848 gedauert. Dabei war diese Malerei aber zugleich eine Malerei der vlämischen Renaissance und der Farbenfreudigkeit dieser Periode und eine Malerei starker Einwirkungen des französischen

koloristischen Historismus, wie ihn nunmehr namentlich Delaroche vertrat.

Es war ein Aufschwung, der bei dem Umstande, daß das innere Deutschland den künstlerischen Zusammenhang mit Flandern niemals ganz aufgegeben hatte, bald auch am Rhein bekannt wurde. Bei weitem tiefer und weiter aber griff auf deutschem Boden die Wirkung, welche die Hauptbilder Gallaits und Bièfves, „Abdankung Karls V." und „Kompromiß des niederländischen Adels", ausübten, als sie seit dem Jahre 1842 in den wichtigsten deutschen Kunststädten — in Berlin neben dem „Christus in der Vorhölle" von Cornelius — zur Ausstellung gelangten.

Bis dahin waren Originalschöpfungen der neueren französischen und vlämischen Malerei in Deutschland überhaupt kaum gesehen worden, so sehr man durch übertreibende Berichte Heinrich Heines über den Pariser Salon auf sie aufmerksam geworden war. Jetzt schaute man diese Werke der Vlamen: und erreicht schien in ihnen, wonach man sich selber sehnte. Kolorismus vor allem, das war es, worauf man hinaus wollte; und das Wort König Ludwigs von Bayern „Der Maler muß malen können" wurde eine Zeitlang zum Feldgeschrei. Kolorismus aber besonders auf dem Gebiete, dem aller höherer geistiger Intellektualismus zudrängte, im Reich der Historie und des Historienbildes: und damit ein Kolorismus, den man sich uneingestanden auch selbst immer historisch, als einen Kolorismus also der alten Meister, anfangs namentlich der Vlamen, später vornehmlich auch der Venetianer, dachte.

Da aber die äußeren Anregungen in dieser Richtung aus dem Westen kamen, so war es natürlich, daß sie vor allem bei den Malern am Rhein, den Düsseldorfern, Aufnahme fanden. Das galt zunächst von dem in Düsseldorf arbeitenden Halbamerikaner Emanuel Leutze, dessen „Übergang Wellingtons über den Delaware" noch heute jedem Bürger der Union teuer ist, und der wohl von vornherein auch in Kenntnis wenigstens von Stichen der Bilder Wests und Copleys geschaffen hat. Das galt noch mehr von dem Düsseldorfer Lessing. Denn

Lessing sah sich jetzt nicht bloß gefördert, sondern gleichsam auch gerechtfertigt auf dem Wege, den er für das Historienbild bereits betreten hatte; und er schuf nun ganz den Vlamen analog zwar historisch, aber zugleich hinein in die Tagesereignisse und den Kampf der öffentlichen Meinung. Bilder wie sein „Huß vor dem Konzil" (1847) und sein „Huß auf dem Scheiterhaufen" (1850) sollten nicht bloß Kunstwerke sein; sie nahmen auch Partei gegen den Klerikalismus und damit zugleich, wie die Dinge nunmehr lagen, gegen die Frömmigkeit und schließlich das ganze System der Nazarener; das Bild von 1850 wurde von einem Fanatiker zerschnitten; als das Bild von 1847 in Frankfurt a. M. gekauft wurde, legte Veit sein Amt als Museumsdirektor nieder, während der katholisch gewordene Schadow schon längst auf jeden Verkehr mit dem Maler der Reformationsgeschichte verzichtet hatte. Es war ein neuer, unbändiger, intellektualistisch-politischer Geist, der, ein künstlerisch fremdes Element, doch an die Geschichtschreibung der Historisch-politischen Schule in ihrem Verhältnis zur Geschichtswissenschaft erinnernd, jetzt in die Historienmalerei einzog; und er war von nun ab auf lange nicht mehr gänzlich zu bannen.

Auf dem eigentlich technischen, dem malerischen und koloristischen Gebiete aber konnte man sich einstweilen, gegenüber dem gewaltigen Vorsprung der Kunst jenseits der Westgrenze, nur dadurch helfen, daß man ziemlich voraussetzungslos bei Vlamen und bei Franzosen in die Schule ging, und daß man bald auch mehr als bisher bei den lang verpönten farbenreichen Alten, bei Rubens und seiner Schule, zu lernen begann. Und so führte sich denn schon in den vierziger Jahren das Wallfahren deutscher Maler nach Brüssel, Antwerpen, Paris, in die Werkstätten von Gallait, von Wappers, von Delaroche ein. In den fünfziger Jahren aber wurde der Hauptlehrer der deutschen Maler der übrigens auch von Franzosen viel aufgesuchte Thomas Couture, den man in seinem Kolossalbild „Römer in der Verfallszeit" vom Jahre 1847, das jetzt im Louvre hängt, von vorteilhafter Seite kennen lernt. Bezeichnend für ihn war, daß er den starken Kolorismus der französischen Romantik

mit den gemäßigteren Anforderungen des Historismus an Pose und „Typik", d. h. Verblasenheit der Charakteristik, zu verbinden wußte. Und merkwürdig blieb, daß schließlich vor allem Norddeutsche, junge Leute aus Berlin besonders, dem Orte der künstlerischen Tätigkeit von Cornelius, den Weg nach Westen zogen: so erschienen in Paris seit Beginn der fünfziger Jahre und von da an bis zum Kriege von 1870 u. a. Julius Schrader, Becker, Knaus, Steffeck, Gustav Richter, Henneberg, Gentz, Anton von Werner, Paul Meyerheim, und auch religiöse Maler, wie Plockhorst und Spangenberg, wanderten die gleiche Straße.

Ist nun aus diesen Zusammenhängen eine neue große wahrhaft deutsche Malerei hervorgegangen? Es hätte nur der Fall sein können, wenn man den französisch-vlämischen Kolorismus nicht bloß sich angeeignet, sondern auch übertroffen hätte. Aber dazu erwiesen sich die jungen deutschen Maler noch keineswegs als fähig.

Zunächst waren sie noch weit entfernt davon, die leitenden Tendenzen der Gedankenmalerei der Nazarener und Klassizisten gänzlich abgeschüttelt zu haben: ja gerade die große Historienkunst erschien ihnen noch vor allem als Darstellung bestimmter, diesmal zwar nicht unanschaulich philosophischer oder dogmatischer, wohl aber anschaulich-historischer Ideen. Solche Ideen und damit ein erster Ursprung des Schaffens nicht aus der sinnlich-augenfälligen Anschauung, sondern aus der Vernunft her wurde aber auch noch vom Publikum verlangt: sowohl von dem alten fürstlichen und kirchlichen Mäzenat, dem diese Forderung von alters her familiär war, wie auch von der spärlich heranwachsenden bürgerlichen Gönnerschaft, die zu bloß künstlerischem Schauen noch kaum erzogen war und vor allem dem Inhalt des Bildes nachging. Wie hätte da nun, unter dem Drucke dieses Zustandes, ein frischer, voraussetzungsloser, vornehmlich nationaler Kolorismus emporbrechen sollen? Im Grunde blieb man bei der von den belgischen und französischen Akademikern geübten Malweise: modellierte den Raum, den ein gedanklich arrangierter Inhalt füllen sollte, mitsamt den darin gegebenen Figuren in einem gleichmäßig dunkeln, bald

mehr bald minder warmen Tone, zumeist Braun, durch und beließ die Farbe wesentlich nur für die Lichtseite. Es war eine im Grunde aus der Technik der Rubens und Rembrandt abgeleitete konventionelle Monochromie, deren Wirkung eigentlich nur dekorativ sein konnte.

Unter diesen Umständen bedurfte es, um einen wahrhaften deutschen Kolorismus zu entwickeln, mochte auch er vorderhand wieder noch konventionelle und historische Züge aufweisen, vor allem einer mehr eingeborenen Schulung. Und da bezeichnet es denn die geschichtliche Stellung der seit Mitte der fünfziger Jahre wieder emporkommenden Münchener Akademie, daß sie den Schritt zu einer solchen Schulung am entschiedensten getan hat. Zu Hilfe kam ihr dabei, daß in dieser Zeit schon eine etwas volkstümlichere Auffassung der Kunst erwacht war, daß man die Kunstübung nicht mehr als eine auf das Vergnügen weniger ausschließlicher Kreise gerichtete Tätigkeit, sondern als eine notwendige Lebensäußerung der Nationen anzusehen begann und demgemäß alte Kunst überhaupt mehr zu schätzen, aus ihren Verstecken herauszuholen und eingehend zu betrachten anfing. Ein solches Studium, das, wenn die Betrachtung irgendeiner gewordenen Kunst überhaupt, noch am ehesten neue Züge auslösen mußte, war aber in München bei dem großen Reichtum der dort aufgehäuften Galerieschätze besonders leicht möglich. Dazu kam zugunsten der bayerischen Hauptstadt ein Weiteres, vielleicht noch Wichtigeres. In München fand sich um diese Zeit ein Lehrer ein, der die Möglichkeiten neuer Auffassung, die in den geschilderten Verhältnissen lagen, zur Wirklichkeit zu formen verstand, Piloty (1826—86). Piloty, der auch mit den Errungenschaften der westlichen Malerei bekannt war, war kein Künstler von großer Originalität; seine Historienbilder, die „Gründung der Liga" (1854), „Seni vor Wallensteins Leiche" (1855), „Kolumbus Land erblickend", „Galilei im Gefängnis" und andere hinab bis zum „Triumph des Germanikus" (1873) sind theatralisch und in manchem matter Abklatsch der venetianischen Malerei guter Zeiten. Aber er war ein guter Techniker; er beobachtete die Natur auf bestimmte Lichtwirkungen

hin; und indem er die damit auftauchenden Probleme bei den Niederländern und auch bei gewissen Italienern, Correggio z. B., gelöst glaubte, wies er seine Schüler unmittelbar an diese Alten. Und mehr: als großer Lehrer war er nicht einseitig. Er ließ den verschiedensten Individualitäten seiner Schüler ihren Lauf und half ihnen den Weg finden, indem er sie kongenialen Meistern der Vergangenheit nahebrachte, ohne deshalb zu verwerfen, was sie Gutes aus Eigenem und aus einer intensiven Betrachtung der malerischen Gegenwart hinzufügten.

Damit wurde denn, zunächst für die Münchener Kunst, bald aber auch über deren engere Kreise hinaus ein verhältnismäßig schon freierer Anschluß der Malerei an die Malschulen und großen Künstler der Vergangenheit gewonnen, die die letzte und höchste Etappe des Vordringens zu jener Welt hin eingenommen hatten, die vom künstlerischen Auge der Gegenwart gesehen zu werden begann: über die Zeiten der klassizistisch-romantischen Umrißmalerei hinweg knüpfte man an die Perioden der Vergangenheit an, in denen man Ton fand, in denen bereits das Problem bestimmter Licht- und Schattenwirkungen studiert erschien. Und daraufhin ergab sich denn eine ungemein rege Tätigkeit: der feste Boden eines höheren Kolorismus war gewonnen. Zunächst freilich im Bereiche nur der Historienmalerei; doch auch die anderen Gebiete der Malkunst wandten sich allmählich den neuen Zielen zu.

Freilich: auch dieser neue Boden begrenzte doch noch immer das künstlerische Auge; nur zu leicht hielt er es ab vom Studium der reinen Natur; nur eine Steigerung der verhältnismäßig noch geringen künstlerischen Durchbildung innerhalb der von der alten Malerei namentlich des 16. und 17. Jahrhunderts durchlaufenen Entwicklungsstufen von den ersten Anfängen der Lichtwiedergabe bis zum Ausdruck gebundener Lichtführung ließ sich erzielen: künstlerische Regungen, die über dieses klar und sorgsam, aber auch eng begrenzte Programm hinausgingen, wurden eher geschädigt als gefördert: und so bildete diese Entwicklung, wie sie durch eine Übertragung sozusagen des Historismus vom Inhaltlichen des Bildes auf dessen anschauliche Kon-

zeption und Technik charakterisiert wurde, eine letzte, wenn auch vielleicht freieste Grundlage einer doch immer noch die Vergangenheit wiederholenden und darum auch vom rein malerischen Standpunkte aus historisch begrenzten Kunst.

Stand nun aber eine solche Kunstübung im Mittelpunkte der gesamten Entwicklung, so begreift es sich, wie sehr sie die Fortbildung derjenigen Gebiete der Malerei aufhalten, ja verhindern mußte, in denen es sich am leichtesten zu Entdeckungen und freien Fortschritten nur an der Hand der Natur gelangen ließ. Diese Gebiete waren vornehmlich die der Landschaftsmalerei und des größeren, in weitere Räume verlegten Sittenbildes, bis zu einem gewissen Grade auch noch die des Porträts.

In der Landschaft war man aus jener ersten Periode des schüchternen Düsseldorfer Kolorismus, die wir früher kennen gelernt haben [1], rasch herausgetreten und hatte sich umfassenderen Problemen des Lichts, der Luft, der Farbe genähert. Vorwärtstreibend hatte sich dabei vornehmlich auch der Einfluß erwiesen, der von den nordischen Künstlern ausging, die im dritten und vierten Jahrzehnt von Norwegen, Kopenhagen, Hamburg aus im inneren Deutschland einwirkten: von Dahl in Dresden, Morgenstern in München, Gurlitt in Düsseldorf. Sie hatten, wie der Schlesier Lessing, der in Düsseldorf groß geworden war, von der Romantik abgeführt hinein in ein energisches realistisches Studium der Natur. Durch Gurlitt war dann Andreas Achenbach angeregt worden; 1839 war er nach Norwegen gegangen und hatte die fremde Natur seinem technischen Können unterzwungen, ein ganzer Realist, kühl und der Wiedergabe des objektiven Stimmungsgehaltes noch fern, aber geschickt in der Wahl der Motive, auf bildmäßige Wirkung ausgehend, und darum freilich bald schablonenmäßig und Kopist eigener Produkte. Von Achenbach aber gingen dann starke Wirkungen auf jüngere Norweger aus, so auf Knud Baade, der seit 1842 in München arbeitete, und auf

[1] S. Bd. X S. 276.

Hans Gude, den „Calame des Nordens", der 1841 nach Düsseldorf gekommen war.

In München war der am schärfsten vorwärtsschreitende Schüler Morgensterns Eduard Schleich gewesen. Bei ihm traten schon leise Übergänge zu der späteren Landschaft der freien Luft hervor. Das Wesentliche seiner Kunst aber war das Studium der wallenden und wechselnden Elemente der Landschaft, wenn auch noch nicht im völlig natürlichen Lichte: der Wolkengebilde, der Regendünste und des Nebels, der feinen Schwaden des Sonnenlichts vornehmlich auf der bayerischen Hochebene. So waren ihm Herbst- und Regen-, auch Mondscheinlandschaften Gegenstände der liebsten Einkehr; und leise näherte er sich den Problemen, die in Frankreich die Meister von Barbizon, nur in ganz anderem Umfang bewegten.

Diese schönen Anfänge einer realistischen Landschaftskunst, die sehr bald zu den Problemen des Impressionismus hätten führen müssen, wurden aber unter dem lähmenden Einflusse der Historienmalerei, wie sie noch an erster Stelle die Kunst der Alten nachahmte, bald nicht mehr fortgebildet: an ihrer Stelle kam eine Landschaftsmalerei auf, die eine Behandlung der Landschaft nach Analogie des Historienbildes versuchte. Gewiß gab es dabei Künstler, die dennoch weiterstrebten; bei dem Berliner Blechen blitzt gelegentlich etwas wie Freiluft hindurch; und Jüngere wie Wenglein oder Baisch oder von Bochmann durchschnitten wohl auch die engen Zirkel der regulären historischen Braunmalerei. Im ganzen aber sahen die Meister dieser Entwicklungsphase die Natur doch vornehmlich noch durch die Augen der alten Holländer, Hobbemas etwa oder Ruisdaels oder Cuyps; das Studium nach deren nachgedunkelten Bildern ist jedenfalls nirgends verkennbar. Darum gewann der braune Ton die Oberhand, gingen die Wandlungen der Jahreszeiten, Tage und Stunden der Landschaft in einer gleichmäßigen koloristischen Auffassung und in dem Streben nach bildmäßiger Wirkung verloren. Ja im Grunde fühlten sich diese Meister noch mehr zur Form hingezogen als zur Farbe; und so fehlte noch die Einstellung des Bildes auf ein be-

bestimmtes Licht, so lebte nichts in der Luft, und die Gegenstände standen in einem toten Fluidum, gleich den Reflexen alter Hölzer in trüb faulendem Wasser. Auf diesen Grundlagen aber baute sich dann ein sogenannter stilvoller Realismus von schöner Farbengebung auf, eine Salonkunst, die nicht eigentlich fortschritt, aber, was erreicht war, auf die Wiedergabe neuer Gegenden und Momente übertrug: so eroberte Douzette die Landschaft der untergehenden Sonne und des Mondscheins, Eschke gewisse Momente des Meereswebens, Oswald Achenbach die italienische Landschaft der Mittag- und Abendstimmung vornehmlich am Golf von Neapel, Bellermann den tropischen Urwald.

Es war ein für deutsche Verhältnisse weites Ausgreifen, wie es die Zunahme der Verkehrsmittel ermöglichte. Es sah wie eine erneute Auflage der Panoramenmalerei aus dem Beginn des Jahrhunderts aus, wenn auch auf höherer Stufe; ein Fortschritt aus Eigenstem aber zu höherer Entwicklung blieb aus.

Nach München drang wohl schon etwas ein von der weiteren Durchbildung der Landschaft durch die Franzosen und von der Schule von Barbizon; Adolf Lier war von Dupré beeinflußt, Fröhlicher von Rousseau. Allein man verarbeitete diese Einflüsse nicht ernst, und noch weniger ging man klar auf eigener Bahn. Selbst Lier, der Führer dieser Gruppe von Landschaftern, verband die französischen Einflüsse nur in seiner Jugend mit den Anregungen, die von dem älteren Schleich herüberkamen; später wurde er konventionell, und die „schöne" Form trat auch bei ihm an die Stelle der Wirklichkeit.

Ähnlich, wenn auch nicht gleich klar, war die Entwicklung im Sittenbild, das um die Wende des dritten und vierten Jahrzehnts so verheißungsvoll eingesetzt und schon bei den Düsseldorfern so beträchtliche Förderung erfahren hatte. Gewiß ging man auch auf diesem Gebiete über die ältere Malerei hinaus, die zumeist Bauernmalerei gewesen war und grob ironisiert oder grob idealisiert hatte. Wenn man aber zunächst wenigstens inhaltlich realistischer zu werden versuchte, so

gelang selbst auch dies kaum den Besten: zumeist schien dennoch der malende Städter hindurch, so verstandesgemäß bei Knaus, durch eine Schicht von Gemüt und Temperament bei Vautier: und unbewußt, fast gänzlich objektiv war eigentlich nur Defregger und darum der stilvollste und größte unter den Genannten. Noch weniger aber gelang der eigentlich künstlerische, technische Realismus. Man ging wohl aufs Land und machte realistische Skizzen von Einzelheiten und Einzelfiguren. Aber dann kam der Einfluß der Alten und der Historienmalerei. In der Werkstatt wurden die Details zusammenkomponiert und erhielten altmeisterlichen Ton. Und auch wo man anders arbeitete, waren doch realistische Detailskizze und werkstattliche Komposition des Ganzen gleich unausbleibliche Bestandteile des Verfahrens.

Im übrigen wurde der Inhalt des Sittenbildes allerdings viel mannigfaltiger: neben die Bauernmalerei trat das bürgerliche Genre und das Genre der verschiedenen Berufsarten: bis eine außerordentliche Differenzierung der stofflichen Gebiete erreicht war. In gewissem Sinne der typische Vertreter und technisch gewiß der Hauptmeister dieser neuen Sittenmalerei war dabei Louis Knaus, von Düsseldorf ausgehend, aber früh an den Niederländern gebildet, dann, seit 1852, acht Jahre lang in Paris: ein feiner Kolorist von vornehmem Gesamtton; später in dem ihm kongenialen Berlin von ein wenig aufdringlicher Tendenz, zuspitzender Schärfe und berechnender Komik; am natürlichsten vielleicht in seinen Kinderbildern, wenngleich auch hier noch gelegentlich etwas von hahnebüchener Charakteristik durchbricht. Neben Knaus kann Vautier nicht als Kolorist, sondern nur als koloristischer Zeichner gelten. Aber er ist unmittelbar, gemütsfrisch, träumerisch, feinfühlig für die Empfindungen von Gestalten, die ihm innerlich nahestehen, und auch das Kleine intim durchdringend. Defregger endlich, 1835 geboren, bekannt seit 1869, war der letzte der großen Genremaler dieser Periode. Technisch hinter Knaus wie Vautier zurückbleibend, hart, trocken und ängstlich in der Farbe, aber innerlich noch gesünder als selbst Vautier, steht er mit dem Herzen auf seiten der Bauern, die er malt: man sieht, daß er bis zum fünfzehnten Jahre

selbst das Vieh seines Vaters auf den Hängen des Ederhofes, mitten im Tiroler Hochgebirge, geweidet, daß er selbst auf dem Hofe gewaltet hat. Er ist der Rosegger der bildenden Künste.

Neben diesen Meistern aber gab es eine ganze Anzahl kleinerer Genremaler, die bald diese, bald jene Art des Sittenbildes mehr oder minder ausschließlich pflegten; und die Bewegung drang noch über Deutschland hinaus vornehmlich in die skandinavischen Länder. In der Tat entsprach sie dem, was das Bürgertum der Zeit inhaltlich verlangte: und war das Ideal vor allem der seit Ende der zwanziger Jahre begründeten, nun immer zahlreicher auftretenden Kunstvereine, die allmählich in die Rolle eines philiströsen Mäzenats hineinwuchsen.

Noch weniger erfreulich indes als das Schicksal des Sittenbildes war der Verlauf der Bildnismalerei. In den Jahrzehnten der Kartonkunst und auch noch des jungen Realismus hatte sie überhaupt nicht als volle Kunst gegolten. Dann aber hatten sich die polygraphischen Künste vor allem auf ihr Gebiet geworfen: zuerst die Lithographie, darauf, immer stärker vordringend, auch die vornehmlich mechanische Kunst der Daguerreotypie und des Photographierens; es waren Porträtverfahren, die dem mittleren Bürger genügten. Übrigblieb darum für die Kunst eigentlich nur noch das vornehme Porträt. Hier aber ließ sich im allgemeinen Rahmen des geltenden Kolorismus allerdings Großes leisten: denn dieser war, wie die niederländische Malerei bereits des 17. Jahrhunderts gezeigt hatte, ein schon sehr hoch stehendes Mittel der Wiedergabe gerade für das Bildnis.

Der größte Meister des Porträts, wie er aus diesem Zusammenhange hervorging, war Lenbach. Lenbach ist in seiner Jugendzeit in Bildern, die nicht Bildnisse sind, gewissen Entwicklungsrichtungen der späteren impressionistischen Kunst überraschend nahegekommen; als Porträtmaler aber schuf er von vornherein mit den Mitteln und in der Malweise der Alten. Aber raffinierter und kenntnisreicher als irgendein Zeitgenosse

wandte er diese Mittel überaus geschickt an und zwang ihnen durch geistreiche Kombinationen neue, freilich in der Natur schwerlich zu beobachtende, zumeist gelblich-bräunlich-goldige Wirkungen ab. Doch war bei der Art, wie gerade er das Bildnis faßte, der Charakter der angewandten Darstellungsmittel, insbesondere auch ihr Verhältnis zu den impressionistischen Problemen der zweiten Periode des Subjektivismus verhältnismäßig gleichgültig. Denn Lenbach malte überhaupt eigentlich nur die Augenpartie, also einen kleinen Teil des Kopfes, wirklich eingehend; schon die anderen Teile des Kopfes erscheinen, wenigstens in den Bildern seiner reifsten Zeit, fast nur noch angelegt, und das übrige gar ist nur skizziert, und zwar in neutralen Tönen, damit die Unvollendung weniger auffalle. Weiterhin war der Meister selbst eine starke Persönlichkeit, und diese tritt darum in allen seinen Bildern hervor: nur der Eindruck ist wiedergegeben, den der Maler von der dargestellten Person empfunden hat. So weiß denn Lenbach mit leeren Gesichtern wenig anzufangen; seine Bildnisse von Kindern und blühenden schönen Frauen, namentlich aus der späteren Zeit, zeigen Manier und vages Gepinsel. Ältere Frauenköpfe dagegen und erfahrungsreiche Männergesichter sind seine eigentlichste Domäne. Hier herrscht er unbedingt und gibt mit Sicherheit und außerordentlichem Treffen des Stimmungsvollen den Typ der Persönlichkeit wieder, der ihm aus den Einzelmomenten seines Verkehrs mit dieser hervortritt. Bei solchen — wie man will: Reduktionen oder Konzentrationen der Aufgabe des Bildnismalers spielen denn die Fragen größerer Raumvertiefung und bestimmterer Belichtung eine untergeordnetere Rolle. Zugleich aber ergibt sich aus alledem das eigentliche Wesen der Malerei Lenbachs: sie ist inhaltlich höchst fortgeschritten, höchst subjektiv: sie gibt sich bei aller altmeisterlichen Technik gleichsam als ein gedanklicher Impressionismus. Lenbach ragte damit von den großen Meistern der fünfziger Jahre entwicklungsgeschichtlich am weitesten nach vorwärts und vermochte mit fast vollem Erfolge die technischen Voraussetzungen zu überleben, auf deren Grund er zu schaffen begonnen hatte.

Diese Voraussetzungen aber, die letzten der ersten Periode des Subjektivismus, veralteten inzwischen immer mehr infolge von Vorgängen auf demselben engeren Gebiete, innerhalb dessen sie sich vornehmlich gebildet hatten: sie verloren vor allem in der Historienmalerei an Wert und Geltung.

Gewiß sah in der guten Zeit dieser Malerei, von der Mitte der fünfziger bis zur Mitte der sechziger Jahre, die „Idee" nicht mehr in dem Grade aus dem Bilde heraus wie noch bei Kaulbach oder gar Cornelius. Das Abstrakte war mehr hinter den bunten Schein verlegt; der eigentliche Vorgang gelangte zur Darstellung. Aber er war doch noch nicht in der freien Art etwa eines Menzel oder auch eines Meissonier veranschaulicht: in jener Natürlichkeit, welche die Historienmalerei in späteren, um vieles realistischeren Zeiten erreichte, die ihre Vorwürfe zunächst auch gern jüngeren geschichtlichen Perioden, dem Zeitalter Friedrichs des Großen oder Napoleons, entnahmen. Er war noch komponiert: nach gewissen, von einer Ästhetik, die die Kunst noch beherrschte, für ewig gehaltenen Gesetzen drapiert, ausstaffiert und arrangiert. Und für das, was bei diesem sehr bewußten Verfahren herauskam, hatte die Ästhetik der Zeit auch eine bestimmte charakteristische Bezeichnung: im Gegensatze zu dem früheren „reinen Idealismus" wurde von Realidealismus gesprochen.

Da wurde denn zunächst mit einem bestimmten Raume gerechnet, innerhalb dessen eine gewisse Summe von Ideen zur Verkörperung zu gelangen hätten; und in diesem Raume wurden darauf, in einem bestimmten Rahmen, eine gewisse Anzahl von Personen untergebracht. Dabei entbehrte die Darstellung dann schließlich des Ungezwungenen und gleichsam Einsamen der Natur; einem Photographenarrangement vielmehr näherte sie sich in der Komposition oder erinnerte an Theater und wohlgestellte lebende Bilder, wenn sie nicht gar gleichsam mehrere solcher, auf einen Raum zusammengeschobener Bilder enthielt, wie namentlich die großen Maschinen Pilotys. Diese gemachte Anordnung reflektierte dann naturgemäß auch auf die Modelle: sie alle posierten. Zudem aber: wie sollten diese armen Teufel,

in deren Wiedergabe nun endlich ein stärkerer Realismus hätte zur Geltung gelangen können, sich jetzt rasch in wenig Stunden in die Rolle von würdevollen Königen und trutzigen Feldherren, von lebensfrohen Künstlern und grübelnden Gelehrten, von intriganten Maitressen und edlen Fürstinnen hineinfinden, die ihnen vermöge ihres äußeren Kostüms auferlegt wurde! Es erging ihnen wie den armseligen Figuranten des Theaters; nicht mit dem Anstand von Helden und Primadonnen, sondern nur zu oft mit der berufsmäßigen Grazie von Choristen und Choristinnen agierten sie. Der Maler aber wurde in diesem ganzen Wesen schließlich nur zu leicht selbst zum Regisseur und Theatergarderobier, zum Kostüm-, Gerät- und Waffenmeister; und bald sah er darum diese Requisite nicht mehr mit den leuchtenden Augen des Romantikers an, sondern mit dem Kennerblicke des Antiquars und Gelehrten. Auf diesem Gebiete vor allem mußte daher jetzt, wenn nicht das Gemüt, so doch der Verstand befriedigt werden; es mußte alles echt sein und genau nach alten Vorlagen. Natürlich ging aber mit dieser Wandlung langsam auch noch die ursprüngliche relative Wahrheit der Komposition verloren. Nicht so sehr lebende Atelierbilder großen Geschmacks und energischen Zugs wurden noch geschaffen wie vielmehr Bühnenszenen eines ungebildeten Personals von Statisten. Und damit schlummerten denn die höheren künstlerischen Eigenschaften, Phantasie und schöpferische Sehkraft, gewaltsam selbst da ein, wo sie der Anlage nach vorhanden gewesen waren: und leere Schönheit und bunte Schminke, faule Phrase und ein geräuschvolles Nichts von Farben bezeichneten nicht selten den Ausgang. Um aber dennoch Gemüt und Anschauungskraft der Kunstfreunde zu treffen, wirkte man nunmehr durch immer sentimentaleren oder grausigeren, auf alle Fälle pathetischeren und mannigfacheren Inhalt. Schon Piloty malte aus alter, mittelalterlicher und neuerer deutscher, englischer und französischer Geschichte. Andere gingen darüber noch hinaus und suchten zugleich immer raffiniertere Vorwürfe, nachdem die einfachen großen Ereignisse erledigt zu sein schienen: assyrische Opfer, Molochszenen, christliche Martyrien, Feme, Inquisition und

Hexenwahn wurden beliebt. Es war das Ende der ganzen Richtung. Gewiß ging es dabei in Deutschland, gegenüber den entsprechenden Zeiten in Frankreich, noch immer im ganzen gemäßigt her. Das Wort, das Taine von der französischen Kunst, zunächst der Dichtung dieser Zeit sprach: Depuis dix ans une nuance de brutalité complète l'élégance fand im allgemeinen auf die deutsche Kunst noch keine Anwendung. Andrerseits aber war der technische Stillstand, der durch diese Wendung herbeigeführt wurde, in Deutschland größer. Noch einmal hatte am Ende das Stoffliche den Fortschritt im Können gelähmt, ja gleichsam aufgesaugt.

Doch schien in dieser traurigen Neigung zum Verfalle immerhin noch von einer anderen Seite her ein Rettungsstrahl aufzuleuchten. Von der Malerei der großen Maschinen hatte sich inzwischen ein dem Inhalte nach begrenzteres Gebiet abgezweigt, auf dem sich einmal die Aufnahme des Könnens der alten Meister viel stärker, wie man glaubte sagen zu dürfen fast restlos vollzog, und das zugleich, weil intensiverer Arbeit im einzelnen zugänglich, zu allerlei neuen Experimenten Raum ließ, ja aufforderte. Es war das Gebiet des historischen Genres, der kulturgeschichtlichen Parallele zu den dröhnenden Darstellungen der Staatsaktionen. Hier konnte man ins Intime arbeiten; ja, Ruhe, Stille, Eingehen auf die innere Wahrheit des Stoffes und damit auch der Farbe erschienen als eine der ersten Voraussetzungen des Erfolgs.

Auf diesem Gebiete hatten nun wiederum, wie in der großen Historienmalerei, die Niederländer die Initiative ergriffen. In Belgien hatte Hendrik Leys (1815—1869) diese Richtung zuerst mit vollem Erfolge eingeschlagen. Von Rembrandt und Pieter de Hoogh ausgehend hatte er schon im Jahre 1845 sein erstes großes Werk, die „Hochzeit im 17. Jahrhundert", geschaffen; und in den ersten fünfziger Jahren stand er auf der Höhe einer frühesten künstlerischen Vollendung. Dann lernte er auf einer Reise in Deutschland Dürer und Cranach schätzen und wandte sich zugleich dem Studium der älteren Niederländer des 15. Jahrhunderts zu: womit er denn um die Mitte der fünfziger

Jahre eine neue Periode seiner Kunst eröffnete, die inhaltlich namentlich der Reformation nachging, in der Malerei aber auf dem energischen Studium der genannten Alten verharrte. Und eben in diesem Studium fand Leys eigentlich erst ganz die Eigenart seines vlämischen Stammes und seiner Heimat wieder, während die Maler der großen Historien in Belgien immer mehr oder weniger von den Franzosen abhängig geblieben waren. Darum hat ihm denn auch sein Stamm in innigster Liebe angehangen und ihn nach seinem Tode fast vergöttert. Leys hat in Belgien keinen ebenbürtigen Nachfolger gehabt. Wohl aber sind von ihm mittelbar außerordentliche Wirkungen ausgegangen. Er hatte mit seiner strikten Nachahmung der Alten so weit vom gewöhnlichen Wege abgelenkt, daß er das künstlerische Auge freimachte auch für die unmittelbare Erfassung der Natur: und er veranlaßte damit Entwicklungsvorgänge, die früh schon bis hart an die Grenze der Freiluftmalerei führten.

Im inneren Deutschland wurde, da München lange die große Historienmalerei vertrat, das historische Sittenbild anfangs mehr von der Berliner Schule gepflegt: so z. B. von Gustav Spangenberg, der sich vor allem der Reformationszeit annahm, oder von Karl Becker, der im alten Venedig zu Hause war. Aber auch später ist die Berliner Schule der Richtung des historischen Sittenbildes getreuer geblieben, wenn auch unter Wandlungen, in denen ihr besonderer Charakter sich glücklich widerspiegelte. Von jeher hatte sie etwas mehr dem Realen Zugewandtes gehabt und hatte daher weder von der Ideenmalerei der Romantik noch von der Staatsaktionenmalerei des frühen Realismus viel wissen wollen; Cornelius und Kaulbach sind in Berlin im Grunde immer Fremde geblieben; den Genius der Schule vertrat Menzel. Es ist der norddeutsche verständige, nicht selten sarkastische, im schlimmeren Falle naturalistisch-brutale Zug, der sie kennzeichnet. Und eben in seinem Sinne hat sie das historische Genre behandelt.

Ein höchst merkwürdiger Künstler aber erhob sich innerhalb dieser allgemeinen Zusammenhänge der historischen Sitten-

malerei, einsam und für sich stehend, zuerst in den sechziger Jahren mehr hervortretend, in Düsseldorf: Eduard von Gebhardt (geb. 1838). Gebhardt entwickelte in einer Richtung, der auch Spangenberg nicht fern stand, doch mit ungleich größerer Energie, aus dem historischen Sittenbild eine neue religiöse Malerei, indem er die heiligen Vorgänge in das deutsche Leben des 16. oder 15. Jahrhunderts verlegte. Und er tat dies nicht bloß äußerlich, dem Kostüme und der sichtbaren Ausstattung nach, sondern, soweit dies möglich war, auch innerlich, indem er den archaischen Zug durch eine starke und echte Note protestantischer Frömmigkeit, der Frömmigkeit Lutherscher Zeiten, adelte. Eine spezifisch protestantisch-religiöse Malerei entstand auf diese Weise und fand wenigstens in einzelnen Meistern Fortbildung.

Im übrigen aber wurde entwicklungsgeschichtlich, und das heißt in erster Linie formal-technisch betrachtet, das historische Sittenbild in Deutschland schließlich nicht in Berlin oder Düsseldorf seiner höchsten Vollendung zugeführt, sondern in München. Von Bedeutung für diesen Verlauf war eine bereits vor 1870 namentlich in Süddeutschland und Österreich einsetzende, dann aber durch die Ereignisse von 1870 und 1871 ganz unerwartet geförderte Bewegung auf einen der deutschen Vergangenheit zu entnehmenden, sogenannten altdeutschen Renaissancestil. Es war die Zeit, da mit den Büchern von Thausing über Dürer und Woltmann über Holbein die Periode dieser Meister kunstgeschichtlich zum ersten Male mehr erschlossen wurde, da auch kunstgewerblich eine Renaissancebewegung begann, da der Münchener Gedon deren Neigungen und Absichten in höherer künstlerischer Vollendung auf die Dekoration, ja die Architektur im allgemeinen zu übertragen suchte. Im Zusammenhang mit diesen Vorgängen fand nun in München eine ungemeine koloristische Vertiefung in die malerischen Voraussetzungen der alten deutschen Kunst von der Renaissance bis schließlich zum Absterben der Vlamen und Holländer statt; und das Jahr 1876 mit der großen Münchener Kunstgewerbeausstellung bezeichnete ungefähr die höchste Stärke dieser

Strömung. Ihr genügte nun aber auf malerischem Gebiete keineswegs mehr der Historismus Pilotys. Was die Diez, Harburger, Claus Meyer, Fritz August Kaulbach nunmehr anstrebten, war ein weit anderes: die Farben- und Lichtraffinements vor allem der alten Kleinmeister suchten sie nachzuahmen. Natürlich wurden sie auf diesem Wege zu Genußmenschen einer zarten künstlichen Farbengebung; und insofern waren sie noch nach rückwärts gerichtet. Allein ihr Standpunkt wies sie doch zugleich auch nach vorwärts, insofern sie das Hauptgewicht immer mehr auf die bloße malerisch-künstlerische Erscheinung der Bilder und nicht mehr auf deren Inhalt, ja zum Teil auch nicht mehr auf deren Zusammenhang mit der Kunst der Alten legten. Es war ein Umstand, der natürlich geeignet war, sie über sich selbst hinaus in eine ganz neue Entwicklungszeit der Malerei zu führen, die Zeit des Impressionismus und der Kunst der zweiten subjektivistischen Periode überhaupt, wie sie einen entwicklungsgeschichtlich ganz wesentlichen Fortschritt in der technischen Wiedergabe der Erscheinungswelt bedeutete.

Den ganzen Eindruck dessen aber, was den Übergang sowohl zur älteren großen Historienmalerei, wie weiter zu den freien Farbenraffinements der historischen Sittenmalerei und damit das volle Durchlaufen der Zeiten des Realismus bis zu deren Ende technisch bedeutete, und damit wiederum die volle Übersicht über die entwicklungsgeschichtliche Stellung der letzten Zeiten der ersten subjektivistischen Periode zu dem Realismus der dreißiger und vierziger Jahre und dem Können des Klassizismus und der Romantik gewährten doch erst zwei Meister, die beide Süddeutschland angehörten, und deren einer von Böhmen ausging, um in München zu wirken, während der andere in München in der Lehre war, um auf der Höhe seiner Kunst vornehmlich in Wien zu schaffen: Max und Makart.

Erst Makart erreichte jene Höhe des Kolorismus, zu der im günstigsten Falle die ältere große Historienmalerei vordringen konnte, und erst Max erlaubte einen ziemlich selbständigen Einblick in die möglichen Freiheiten des geschichtlichen Genres.

Makart ist nicht ohne Vorgänger gewesen. Schon seinen

unglücklichen Gegner, Anselm Feuerbach, kann man mit einem Teile seines Wesens unter sie rechnen: als Schüler Coutures und noch lange danach als Kopist Tizians und Bewunderer Bordones und Paolo Veroneses hat er einem glänzenden Kolorismus gehuldigt.

Noch mehr ein Vorläufer und Parallelgenie zu Makart war in gewissem Sinne Viktor Müller (geb. 1829). Auch er war gleich Feuerbach und dem koloristisch ebenfalls hochstehenden Henneberg ein Schüler Coutures; später hat er in Frankfurt gelebt, seit 1865 aber dauernd in München, wo er in den letzen Jahren seines Lebens mit Hans Thoma befreundet war. Müller war ein Maler von südlicher Glut und wilder Romantik, etwas von Delacroix spiegelt sich in ihm wider; und auch dem Inhalte seiner Bilder nach hat er noch eine Neigung zum Romantischen: Illustrationen zu Shakespeare und zu Goethe, Märchenbilder, freie Erfindungen, in denen Waldnymphen eine Rolle spielen, sind ihm beliebte Objekte. Aber sein Farbensinn ist doch schon der des Realismus; und wer weiß, ob er nicht noch über Makart hinausgegangen sein würde, wäre er nicht früh schon, mit zweiundvierzig Jahren, 1871 gestorben.

Makart wurde 1840 geboren und starb auch verhältnismäßig früh, 1884. In den Jahren seiner reifen Kunst lebte er, in Wien seßhaft, recht eigentlich am Orte seiner Bestimmung: welch einen Hintergrund bot für einen leidenschaftlichen Kolorismus die farbenfrische Kaiserstadt mit ihrer wohllebigen Luft, ihrem heiteren Daseinsgenusse, ihren Frauen, ihrer Vorliebe für das Dekorative, für Glanz und Schimmer und alle süßen Täuschungen der Luft und des Lichtes!

Auf Makart hat aus der Welt der Erscheinungen fast ausschließlich der farbige Reiz gewirkt; die Form war ihm fast gleichgültig und noch gleichgültiger die Art des Gegenstandes, von dem die Reize ausgingen: er hat vor halb fertigen Farbenkompositionen noch nicht gewußt, welchen stofflichen Inhalt sie einmal bekommen sollten. Das unterscheidet ihn von den alten Vorbildern, den Venetianern oder den Vlamen, insbesondere auch von Rubens, den er so viel studiert hat; er sieht die Farbe

nicht inhaltlich mehr umgrenzt, ganz anders wie sie verliert er auch den linearen Umriß: man wittert schon Übergänge zum malerischen Impressionismus. Sehr natürlich daher, daß diejenigen seiner Bilder, die im gewöhnlichen Sinne des Wortes etwas vorstellen sollen, eigentlich die schwächsten sind: so die großen Repräsentationsbilder „Catarina Cornaro" oder der „Einzug Karls V. in Antwerpen". Ganz in sein Element tritt Makart dagegen da, wo er bloße farbige Allegorien geben kann, wie in der „Abundantia", und am vollendetsten wird er, wo er innerhalb des Dekorativen die Reize des von Reflexlichtern belebten nackten Frauenkörpers schillern lassen darf, wie in seinen Darstellungen des Frühlings und Sommers oder im Bacchusfest oder in der Jagd der Diana. Da erreicht er in der Durchflechtung der Töne koloristische Gesamtwirkungen, die bis dahin unerhört waren, die narkotisierend wirken wie ein ekstatisches Gedicht.

Denn der Meister des malerischen Lebensgenusses: das eigentlich war Makart. Auf diesen war sein eigenes Leben gestimmt; er tönt wieder aus seinen Werken. Jedes seiner Bilder hat eigentlich denselben Inhalt; es ist eine Poesie des Farbenrausches, zusammengesetzt im Grunde aus wollüstig verführenden Farbenharmonien, in denen ein leuchtendes Rot und der Gegensatz eines metallisch glänzenden Blaugrüns zu warmem gelblichem Braun eine entscheidende Rolle spielen, und nur nebensächlich aus einer bunten Ansammlung von Weiberkörpern und von Fruchtgehängen bestehend, von schillernden Wandschirmen und spiegelnden Wasserflächen, von reflexreichen Marmorarchitekturen und gleißenden Pfauen, von Brokaten und Seidengeweben und schillerndem Herbstlaub. Denn das, was wir von all diesen schönen Dingen erhalten, ist nur die Farbe, das äußere Dasein, das Animalische: die Männergesichter scheinen den Modejournalen entnommen und die Frauen tragen Puppenköpfe: kaum eine Spur einer Poesie des Seelischen taucht empor.

Und mehr noch: selbst auch nur zu zeichnen weiß dieser Meister nicht: wie oft vergreift er sich in den Proportionen,

welche Fehler finden sich gegen die Perspektive! Und noch einmal mehr: auch malen kann er in gewissem Sinne nicht, nämlich nicht abmalen; wie weißkreidig ist der Fleischton hier und dort wie rosenrot! Aber das alles war auch nicht Makarts Sache. Er wollte nur dekorieren, der Gobelinton war ihm eben recht. Und er dekorierte in der äußersten, mit wunderbarer Hand ausgespielten Palette des historischen Realismus, und er komponierte seine Dekorationen nach farbigen Harmonien und Kombinationen innerhalb der für die Darstellung des großen Historienbildes geltenden Gesetze.

Makart hat mit dieser Kunst nicht ganz allein gestanden. In Deutschland kann man Ferdinand Keller (geb. 1842) bis zu einem gewissen Grade seinen Nachfolger nennen, in Frankreich entsprach ihm etwa Baudry, der Dekorateur der großen Oper, deren unendlich ausgedehnte Malereien 1874 vollendet wurden.

Und wie diese Meister an die große Historienmalerei anschlossen, indem sie ihren Inhalt vielfach ins Dekorative auflösten und demgemäß vor allem bei einer faszinierenden Durchbildung ihrer Palette verweilten, so läßt sich von Max sagen, daß er der historischen Sittenmalerei im Grunde ihren Inhalt genommen und ihre Palette zu einer Stimmungsmalerei modernsten Charakters verwendet habe.

Gabriel Max (geb. 1840, seit 1863 in München) nutzte in seinen der Kirchengeschichte entnommenen oder unmittelbar religiösen Bildern, wie in der Märtyrerin von 1867 oder in der Darstellung der Madonna, die Wucht der malerischen Stimmung geraden Weges dazu aus, den religiösen Geheimnissen den Charakter des nervös Überreizten, Somnambulen zu geben. Und auch in anderen Malereien blieb er der Maler der gebrochenen Empfindungen, wie sie nunmehr die Reizsamkeit der beginnenden zweiten Periode des Subjektivismus auszulösen begann: des Heiter-Sentimentalen, des Hysterisch-Schwärmerischen, des Süß-Schmerzlichen, des Peinlich-Berückenden, Ahnungsvoll-Grausigen, Gespenstisch-Verzückten. Dabei war es das Besondere seiner Kunst, daß er diese Stimmungen in die raffiniert vornehmen und delikaten Farbenakkorde

einer Palette zu fügen wußte, die, vom einfach melancholischen Kolorismus bis zu wahrhaften Verwesungstönen, noch den Zeiten des Historienbildes und insbesondere des historischen Sittenbildes angehörte.

Mit der Kunst von Max und Makart und ihrer Nachfolger und Nachahmer sind wir an den Grenzen des malerischen Realismus der ausgehenden ersten subjektivistischen Periode angelangt: ja diese Grenzen zeigen sich, hier in der Technik, dort in den Inhalten fast schon überschritten: und unentwirrbar mischen sich in der Tätigkeit dieser Spätlinge einer verfallenden Kunst konservative und vorwärtsdrängende Elemente.

Überblicken wir aber jetzt, von den letzten Ufern der gewaltigen Periode, die mit Empfindsamkeit und Sturm und Drang eingeleitet wurde und über Klassizismus und Romantik verlief, noch einmal die Entwicklung der Malerei in der Zeit des Realismus, so können wir in ihrem Verlaufe im Grunde zwei Tendenzen wahrnehmen. Einmal nämlich beherrscht sie der Drang, die Ausdrucksmittel der Kunst, die, verglichen mit den vorhergehenden Zeiten, in der großen Kunst wenigstens des Klassizismus und der Romantik stark zurückgegangen waren, wieder voll zu entfalten und womöglich zu übertreffen. Zweitens aber wird in ihr die für den Inhalt bisher vielfach maßgebende Ästhetik, überhaupt der ideologische Grundton der Zeit abgelöst durch den Historismus: durch eine zwar noch nicht real-gegenwärtige, wohl aber dieser sich annähernde Betrachtung der Welt. Einheitlich wirken dabei diese beiden Tendenzen dadurch, daß sie bis zu einem gewissen Grade die Möglichkeit gegenseitiger Vermischung zeigen: das Streben nach besseren, der Natur, wie man sie in dieser Zeit sieht, näher kommenden Ausdrucksmitteln knüpft immer und immer wieder an das an, was die alten Meister des 17. und 18. Jahrhunderts, ja teilweise bereits früherer Jahrhunderte schon erreicht zu haben schienen, wenn sich auch mit ihrer Nachahmung steigend neue Errungenschaften verknüpfen: und dadurch erhält der Historismus auch auf die Form und somit die eigentliche malerische Entwicklung beträchtlichen Einfluß.

Unter dieser Konstellation hat dann der malerische Realismus des 19. Jahrhunderts eine ganze Anzahl von Entwicklungsstufen passiert. Begann er, in den zwanziger Jahren, mit einer Zeit mehr selbständig aus der Gegenwart emporblühenden Lebens der Form in modernen Inhalten, im Porträt, im Militärbild, in der Bauernmalerei und in der Landschaft, so brachte die Kunst der Schadowschen Schule einen Ausgleich dieser neuen Tendenzen mit einem primitiven Historismus. Es war der Zusammenhang, aus dem dann um das Jahr 1840 die ersten großen selbständigen Leistungen des Realismus ausstrahlten: die Landschaft der Schleich und der Morgenstern, das erste Aufsteigen der großen Meister der Griffelkunst, die vollendete Kunst schon eines echt deutschen Historienbildes: Rethel. Aber von neuem und stärker nahten die Einflüsse des Historismus, nun auch vermischt mit Einwirkungen des Auslandes, wenngleich anfangs zumeist nur des stammverwandten Flanderns. Da entstand denn die Kunst vornehmlich der fünfziger Jahre und ganz zentral in ihr das volle Historienbild; bis sich neben ihm, bald mehr Träger des koloristischen Fortschrittes, das historische Sittenbild entwickelte. Es war eine Kunst, die, auch auf die anderen Gebiete der Malerei übertragen, eine letzte Höhe des Realismus bedeutete: denn jenseits von ihr lag das Siegesfeld einer ganz neuen, wenn auch in vereinzelten Erscheinungen schon längst vorbereiteten Kunst, der Kunst des Impressionismus. Über sie hinaus gab es daher, in der letzten Phase des Realismus, nur noch eine Verfallskunst raffinierten Charakters, wenn auch in ihr schon einige Züge des impressionistischen Neuen emportauchten.

Kürzer als die Darstellung der Geschichte der Malerei kann sich die Erzählung der Entwicklung der Baukunst, des Kunstgewerbes und der Bildnerei fassen. Denn keine dieser Künste war so beweglich wie die Malerei und gab daher den leisesten Zügen der allgemeinen seelischen Entwicklung so elastisch Ausdruck, wie sehr sie sich auch alle dem Ganzen dieser Entwicklung mit der gleichen Bestimmtheit unterwarfen. Die Folge war, daß bei ihnen ältere Tendenzen vielfach länger noch als in

der Malerei vorhielten, daß der charakteristische Ausdruck des eigentlich Realistischen geringer war, daß sie mit ihren Ausläufern weiter in die zweite Periode des Subjektivismus hineinreichten: und daß sie schließlich nach deren voller Entfaltung um so gründlicher und fast unter den Erscheinungen eines Bruches von einer neuen Kunst, der Kunst der Gegenwart, verdrängt wurden.

Am deutlichsten tritt dieser Verlauf in der Baukunst hervor und reflektiert daher auch von hier in manchem speziell architektonischen Zuge auf Kunstgewerbe und Plastik.

Bezeichnend für die Entwicklung der Baukunst ist zunächst, daß sich verhältnismäßig noch überaus lange die klassizistische Antike und die romantische Gotik erhielten, wenn auch in abgewandelten Formen. So ist im klassizistischen Stile monumental wie in kleineren Anlagen noch bis in die sechziger Jahre hinein gebaut worden; erst 1863 wurde in Wien der Grundstein zu Hansens Parlamentshaus gelegt[1], und in Berlin sind noch um 1870 Villen in der Bauweise Schinkels entstanden. Freilich wurde dabei der Charakter des Stiles immer malerischer durchgebildet in dem Sinne, daß die strenge Gerüstbildung hinwegfiel und das Wesen eines Wandstils stetig stärker hervortrat. Indem dies aber geschah, wurde zugleich der Eindruck der Bauten immer mehr dekorativ. Denn während alle Gerüststile, und unter ihnen ganz besonders die Gotik, an Strukturelementen so reich sind, daß sie eigentlich Dekoration kaum noch erfordern, um gefällig zu wirken, verfügen Wandstile — und unter ihnen z. B. die Renaissance — nicht über einen solchen Überfluß und bedürfen daher noch besonders dekorierender Elemente, mögen diese nun in starken Schattenwirkungen der Wände eines bewegten Grundrisses oder aber, wie in der Geschichte der Renaissance namentlich seit den Zeiten der Hochrenaissance, in der Formenwelt einer eigens entwickelten architektonischen Dekoration gefunden werden.

In dem Zuge zum Malerischen aber, der klassizistische und

[1] S. Bd. VIII, 2, 632 f.

gotische Bauten des 19. Jahrhunderts allmählich immer mehr erfüllte, kündigte sich recht eigentlich der Sieg eines schon zum Koloristischen der Malerei fortschreitenden künstlerischen Auges, der Sieg des künstlerischen Geschmackes des Realismus an.

Besonders deutlich läßt sich diese Entwicklung in der Geschichte der Gotik etwa der dreißiger bis achtziger Jahre verfolgen, während die Zahl der klassizistischen Gebäude dieser Zeit doch schon zu gering ist, um mit Sicherheit die Durchführung eines allgemeinen Überblickes zu gestatten. Zudem erlaubte in der Gotik das stetig fortschreitende und bald recht weitgehende Verständnis der mittelalterlichen Kunst um so mehr die Befriedigung der künstlerischen Tendenzen des Realismus, als sich in der Entwicklung der spätmittelalterlichen Gotik Perioden befinden, die ähnlichen Bedürfnissen jener Zeiten schon Zugeständnisse gemacht hatten.

Am entschiedensten trat diese Entwicklung der realistischen Gotik in Wien und in Hannover und von Hannover abgeleitet in Mittel- und Norddeutschland, vor allem in Berlin hervor. In Wien wurde Friedrich von Schmidt (1825—1891) zum Träger der Bewegung. Von der Kölner Domhütte ausgehend und aus innerster Beanlagung der Süßlichkeit Zwirnerscher Gotik abhold, entwickelte er seinen reicheren und pittoreskeren Stil vor allem an der Formensprache des Wiener Stephansdomes, den er seit 1862 zu erneuern hatte, und hat dann im Wiener Rathause (1869) sein Meisterwerk geschaffen.

Von größerem Interesse indes ist die Entwicklung der hannoverschen Gotik, wie sie namentlich Konrad Wilhelm Hase verdankt wird, der seit 1848 die Kirche zu Loccum erneuert hatte und 1849 Lehrer am Hannoverschen Polytechnikum geworden war. In Hannover hatten sich reiche Reste gotischer Bauweise aus dem Mittelalter erhalten: eine Backsteintechnik mit geschickter Verwertung farbiger Klinker und blinkender Dachziegel, mit breiter Lagerung der Massen, mit Einfügung zweckdienlicher Kleingebilde in die bauliche Hauptmasse: und darum mit malerischer Wirkung der Innen- wie der Außen-

räume; eine Gotik, gleich geschickt für kirchliche wie für weltliche Zwecke. Hase nahm diesen einheimischen Stil wieder auf, um ihn unter französischen Einflüssen zu veredeln: und so entstand jene Gotik von äußerster Beweglichkeit des Grundrisses, von unregelmäßig wohnlicher Gestaltung der Innenräume, von geknicktem Dachgesims und von der Durchbildung des Daches zu einem wesentlichen Bauglied, jene Gotik der Giebel und Erker und Türme und Chörlein und Hallen, die sich auch in der Reduktion der Vertikale der deutschen Renaissance annäherte: wie sie denn auch dem modernen Villenstil von sogenanntem Renaissancecharakter zugrunde liegt: eine Gotik des rein Malerischen: ein Übergang zu den Wandstilen der Renaissance und des Barocks.

Aus ihr hat sich denn auch die moderne gotische Form des protestantischen Kirchenbaus herausgestaltet mit seinem Bestreben hin aufs Wohnlichere, auf den Versammlungsraum mehr als den Kultbau; so hat Hase ihn schon ausgebildet, und so wurde er später namentlich durch Otzen in Berlin noch weiter entwickelt.

Die Renaissance, der Stil, der unter allen historischen Stilen dem künstlerischen Auge wie auch den baulichen Bedürfnissen des Realismus am besten entgegenkam, ist im 19. Jahrhundert als eine Bauweise, die das Städtebild zu bestimmen begann, wohl zuerst in Wien gepflegt worden: in der Hauptstadt eines Landes, das enge Verbindungen mit Italien niemals abgebrochen hat. In Wien haben van der Nüll (1812 bis 1868) und Siccard von Siccardsburg (1813—1868) in diesem Stile gebaut, ehe sie durch den Einfluß Försters und Hansens verdrängt wurden. Aber auch an anderen Orten wurden seit den dreißiger und vierziger Jahren stärkere Bauversuche im Renaissancestil gemacht, so von Leins (1814—92) in Stuttgart, von Nicolai (1811—81) in Dresden, von Neureuther (1811—87) in München. Derjenige indes, der dem Stil ein neues volles Heimatsrecht schuf, war doch erst Gottfried Semper (1803—79). Semper, dem es zuerst gelang, den klassizistischen Theorien Böttichers in seinem Buche über

den Stil in den bildenden Künsten[1] eine weitherzigere Lehre gegenüberzustellen, war allerdings nicht eigentlich und aufs grundsätzlichste Renaissancearchitekt. Er ging vielmehr von der Anschauung aus, daß der Bau jeder Zeit Ausdruck des speziellen baulichen Bedürfnisses, des künstlerischen Auges und der aus dem Material hervorgehenden besonderen technischen Anforderungen sein müsse; und er hat selbst in den verschiedensten Stilen gebaut. Allein mit Recht hat er, wenn er in den Stilen der Vergangenheit Umschau hielt — und in historisch-archäologischer Richtung bewegte man sich nun doch einmal — betont, daß die Renaissance der seelischen Haltung wie auch noch den praktischen Bedürfnissen der Zeit am besten entsprach: und vor allem, er wußte aus der innigen Überzeugung von diesem Zusammenhange wie aus den Regungen einer fein empfindenden Künstlerseele heraus den alten Stil der Florentiner Renaissance in lebensvoller Umgestaltung der Gegenwart anzupassen. Dabei tat er das ohne äußerlichen Bruch mit dem Klassizismus; vielmehr vermittelte er von diesem heraus, wenn er der neuen Renaissance die Fähigkeit zuschrieb, die von den Griechen gefundenen Einzelformen sinnbildlich zu verwerten und mit der Raumkunde der alten Römer zu verbinden.

Semper war 1829 in Paris gewesen als Schüler derjenigen Architekten, die mit französischer Klarheit und Leichtigkeit die Renaissance erneuerten, Lesueurs und Labroustes. Aus ihrer Lehre her hat er dann die italienische Renaissance vor allem begriffen und, seitdem er 1834 Professor in Dresden geworden war, nach deren Bilde geschaffen: vom Jahre 1841 ab entstand als sein erstes großes Werk in diesem Sinne das später abgebrannte ältere Dresdener Hoftheater. Es war eine Renaissance, die dem aufblühenden Kolorismus, dem Sinne fürs Malerische bei aller gemessenen Vornehmheit der Formen entgegenkam; ist doch Semper selbst für die Farbigkeit der antiken Tempel theoretisch eingetreten. So gab er seinen Bauten gegenüber dem, was die Zeit, aus geringer Kenntnis der alten

[1] Vgl. Bd. VIII, 2, 634.

Denkmäler abgeleitet, für den Typ der Renaissance hielt, entschiedenere Gliederung, stärkere Gegensätze, breitere Schatten, bewegtere Flächen; und schmückte die Innenräume durch eine Farbenpracht, deren Vorbild die pompejanischen Wandmalereien und der ihm nachgeschaffene Innenschmuck Raffaels und seiner Schüler waren. Damit wurde eine Entwicklung eingeleitet, die ihren Höhepunkt erst mit den fünfziger und sechziger Jahren, in den Zeiten des blühendsten Kolorismus, erreichte; ihr wichtigstes Denkmal vielleicht, das heutige Dresdener Hoftheater, ist nach Sempers Plänen erst von 1871 ab gebaut worden.

Inzwischen aber war, nicht zum geringsten durch Sempers Einfluß, eine jüngere Generation von Renaissancearchitekten erwachsen, die nun die Formen mit noch mehr Beweglichkeit und nicht bloß nach dem als Typ angesehenen Muster weniger Bauten der höchsten Blütezeit des 15. und 16. Jahrhunderts handhabten, und unter deren Arbeit die deutsche Renaissance mit ihrer größeren Freiheit der Raumkomposition und darum stärkeren Anpassungsfähigkeit an moderne Bedürfnisse immer mehr neben die italienische Renaissance trat: vor allem das Wohnhaus der neuen Renaissance wurde ihr verdankt.

Es war eine Bewegung, die allenthalben einsetzte, in ihrem Verlaufe waren Gnauth in Stuttgart und Nürnberg, Weißbach und Giese in Dresden, Durm in Karlsruhe tätig; wesentliche Entwicklungsstätten aber wurden Wien und Berlin. In Wien trat Heinrich Ferstel (1828—83) hervor und nach ihm Karl von Hasenauer (1833—1894); sie haben jene prunkende Hochrenaissance geschaffen, die dem Wiener Sinn entsprach, auf Fremde aber nicht selten einen überladenen Eindruck macht.

Viel später als in Wien wurde die Renaissance in Berlin heimisch; und auch unter ganz anderen Bedingungen ist sie hier groß geworden. Ihre Einführung fiel erst in die bewegten sechziger und siebziger Jahre, die durch das Wort „Berlin wird Weltstadt" charakterisiert wurden. Es war eine Zeit des Drängens und Treibens; es waren die Jahre, da Berlin zur Millionen-

stadt heranwuchs, da alles gleichsam amerikanische Dimensionen und amerikanisches Wesen anzunehmen drohte. Der Baukunst wurden damit völlig neue Aufgaben gestellt: Banken, Geschäftshäuser, Gasthäuser, Privathäuser in einer bisher nicht gekannten Größe und Üppigkeit: und die Ausführung dieser Bauten fiel zumeist, entsprechend dem zum modernen Unternehmertum erwachenden Kapitalismus, Architekten anheim, die sich zu förmlichen Baufirmen entwickelt hatten: Ende und Böckmann, Kyllmann und Heyden, van der Hude und Hennicke, Kayser und von Großheim, Gropius und Schmieden usw. Die Folge war natürlich zunächst eine mehr geschäftsmäßige Auffassung des Bauens, stärkerer Wettbewerb im Kostenanschlag, skrupellosere Verwendung von Surrogaten. Doch besserte sich die künstlerische Auffassung im Laufe kurzer Zeit: den schüchternen Anfängen mit Villen und Palästen in der ersten Hälfte der sechziger Jahre, die zudem noch mit der ungestümen Kritik der verfallenden Schinkelschen Schule zu kämpfen hatten, folgte, nachdem schon 1867 das Rote Schloß von Ende und Böckmann gebaut worden war, in der Zeit nach dem Großen Kriege die Anwendung deutscher Renaissance auch schon an Geschäftshäusern, und die Bauten der Börse und der Reichsbank durch Hitzig, der großen Bankanstalten durch Ende und Böckmann, der Kaisergalerie durch Kyllmann und Heyden zeigten rasche Fortschritte zu Selbständigkeit und Größe, während man bis dahin noch von Wien gelernt hatte.

Seit dieser Zeit wurde dann die neue Renaissance auf mehrere Jahrzehnte zum eigentlichen deutschen Stil überhaupt; sie hatte den Klassizismus fast gänzlich verdrängt und die Gotik der Hauptsache nach auf gewisse Aufgaben, Kirchen oder Rathäuser oder Hallenbauten, beschränkt; was sie in dieser Zeit vermochte, bezeichnet vielleicht kein Bau besser als der Prunkpalast des Hamburger Rathauses von Bluntschli und Mylius (seit 1872).

Vom Ende der achtziger Jahre ab unterlag der Stil dabei einer immer deutlicheren Abwandlung. Man lernte größer und freier bauen; die Betonung von Licht und Schatten wurde in

der Fassadenanlage stärker; und vor allem in der Disposition der Innenräume wurden ganz neue Wirkungen und Gegensätze flutenden Lichts und beschatteter Räume durchgeführt. Das Problem der Lichtführung als wesentliches Mittel ästhetischer Wirkung drang damit vor und bald durch; man ging zu den Formen des Barocks über, und man kam von da aus denselben Folgezusammenhängen heraus, die sich im 18. Jahrhundert geltend gemacht hatten, zu der Formenwelt auch des blühenden Rokokos.

Doch vollzog sich die Entwicklung nun nicht etwa auch immer nach den für das 18. Jahrhundert geltenden Gesetzen. Neue Faktoren mischten sich ein, veränderten das Bild und führten aus dem nachahmenden Stilarchaismus zu den Anfängen einer wirklich neuen, modernen Bauweise. Diese Faktoren, wie sie die nachahmende und nachschaffende Phantasie immer mehr beengten und dem naiven, mit dem in der Gegenwart Gegebenen rechnenden Künstlersinn immer mehr Freiheit schufen, waren der Hauptsache nach: veränderte Volkswirtschaft und darum veränderte Raumbedürfnisse bei steigendem Reichtum; verändertes Material, namentlich Eisen, und darum veränderte Technik im weitesten Sinne des Wortes; endlich ein verändertes künstlerisches Auge, das auch im Innenraum einfache Klarheit und Größe und darum einfaches, stark flutendes und freies Licht suchte. Es sind die Vorgänge, die in die neue, hier nicht mehr zu behandelnde zweite Periode des Subjektivismus hinüberführen.

In der Natur der Dinge lag es, daß der Übergang von den Gerüststilen der Antike und der Gotik zu den Wandstilen der Renaissance und des Barocks zugleich das Kunstgewerbe in lebhafte Bewegung setzte: denn der Stil der Kleinkunst wird wesentlich durch das Mobiliar im weitesten Sinne, dessen Stil aber durch den der Architektur bestimmt. Dabei verlangen die Gerüststile im allgemeinen Möbel, in denen das konstruktive Element klar zutage tritt: so ist es bei dem antiken Mobiliar der Fall gewesen, so noch mehr bei dem gotischen bis zu dem Grade, daß das einzelne gotische Möbel fast zu einer Detail-

architektur des großen Stils entartete. Ein solches Gerüstmobiliar aber hat im ganzen und großen immer etwas Nüchternes, Gemessenes, nicht selten fast Unwohnliches, Unbehagliches. Das ist denn auch der Eindruck, den in ihrem Mobiliar rein erhaltene Räume aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermitteln. Erinnert man sich weiter, daß diese Zeit in Deutschland noch arm war und daß man am besten noch aus der Armut eine Tugend machte, und fügt man hinzu, daß schon die Zimmerausstattung des Rokokos in Deutschland im allgemeinen, d. h. bei den Bürgern, ärmlich gewesen war, und daß eben diese Bürger jetzt zum führenden Stand der Nation geworden waren: so begreift sich, daß das Kunstgewerbe der Zeit der Linienkunst und des Gerüststils, des Klassizismus und der Romantik wenig bedeutete.

Wie ganz anders wurde das, als die Periode der Farbenkunst und der Wandstile, vor allem der neuen Renaissance heraufkam! Jetzt wurden die schmückenden Teile gerade der Renaissance, die sich so leicht vom Bau loslösen und auf die Möbel übertragbar sind, Anlaß zu raschem Fortschritt in der Dekoration des Tischlergewerbes; und bald wurden auch die Möbel wieder nach Analogie der einzelnen Bauteile der Renaissance konstruiert: die Schränke, die Kommoden wurden gleichsam kleine Renaissancepaläste. Und was fast ebensoviel besagte: auf diesem Gebiete konnte die Phantasie der Kleinkunst ganz anders an die Vergangenheit anknüpfen wie auf dem der Gotik oder der Antike. Welche Unsumme kunstgewerblicher Gegenstände der Renaissance war in deutschen Bürgerhäusern noch aus der ersten großen Zeit des Bürgertums erhalten! So nahm das Kunstgewerbe noch früher als die große Architektur eine entschiedene Richtung auf die vaterländische Renaissance des 16. Jahrhunderts; es ist in dieser Richtung beinahe tonangebend gewesen; die Baumeister sind ihm vielfach erst gefolgt. Und indem man so den Blick rückwärts wandte auf das Kunstgewerbe noch wohl erkennbarer Zeiten und zugleich der allgemeinen historischen Strömung folgte, wurde eine Bewegung entfaltet, die mit der Samm-

lung kunstgewerblicher Schätze der Vergangenheit in besonderen Museen die Wiederentdeckung früherer Techniken und die Erweckung eines neuen Kunsthandwerks in besonderen Lehranstalten verband.

Die Anfänge des Neuen auf diesem Gebiete führen wie die anfängliche Verbreitung des Renaissancestils überhaupt nach Wien. Hier nahmen sich Eitelberger und Dumreicher dieser Dinge zuerst kunstgeschichtlich an; die Formen, die man dann, vornehmlich unter Ferstels schöpferischem Einfluß, entwickelte, waren zunächst die der italienischen Renaissance, und allzulange vielleicht wurde gerade in Wien an ihnen festgehalten. Verstärkt wurde die Bewegung durch die Erfahrungen der Weltausstellung des Jahres 1867, in der man die Höhe der technischen Leistungen anderer Nationen kennen und bewundern lernte und namentlich sah, wie sehr England eine ähnliche Leitung des Kunstgewerbes, wie man sie vorhatte, zustatten gekommen war: hier hatte Semper als politischer Flüchtling nach 1848 zusammen mit dem Prinzgemahl Albert die Begründung des South-Kensington-Museums, des ersten Kunstgewerbemuseums der abendländischen Kulturen, durchgesetzt. Zugleich aber packte man jetzt allenthalben das neue Werk an; in Wien traten Jakob von Falke und Bruno Bucher hervor, in München der Bronzegießer von Miller; in Berlin wurde 1867 ein Kunstgewerbemuseum begründet. Und bald kamen so wunderbare Werke der Dekoration, wie das Innere des Hauses des Grafen von Schack in München, 1874 von Gedon vollendet, zur Ausführung.

Inzwischen aber war die Strömung, verstärkt durch den überschäumenden Kolorismus der Zeit und vornehmlich der Pilotyschule, schon im Begriff, über die Renaissance hinaus in die üppigeren, ausladenderen Formen des Barocks zu fluten. Bezeichnete das Erscheinen von Lübkes Buch über die deutsche Renaissance im Jahre 1873 die Eroberung einer vollen Kenntnis dieses Stils, so machte im selben Jahre von Zahn den ersten Versuch, das Barock historisch zu gliedern, und hatte ein Jahr darauf Hettner sein Werk über den Zwinger herausgegeben.

Diesen gelehrten Vorarbeiten folgte dann die praktische Verwendung des Erforschten; 1880 schrieb Albert Ilg sein Büchlein über die Zukunft des Barockstils; und während Gurlitt in den achtziger Jahren dessen Geschichte wie die des Rokokos noch genauer klarlegte, zog das Barock, zunächst im Kunstgewerbe, dann auch im Baustil, und mit ihm und nach ihm hier und da auch das Rokoko, vornehmlich freilich zunächst nur in Dekoration und Kunstgewerbe, ein.

Konnte nun aber eine Zeit, wie die bisher in Kunstgewerbe, Architektur und Malerei geschilderte, der Entwicklung einer freien und großen Bildnerei besonders günstig sein? War diese etwa noch von den großen künstlerischen Kulturen des Barocks und der Renaissance auf deutschem Boden hervorgebracht worden? Und hatte der malerische Kolorismus jetzt irgendwie stärkere Beziehungen zur Plastik? Alle Künste dieser Jahre hatten sich der Hauptsache nach schließlich einer Entwicklung nach der Seite des Schmuckes zu hingegeben, allen entsprach darum auch weit mehr eine hohe Blüte dekorativer als selbständiger und hoher Bildnerei. So war denn für eine große Plastik kaum Raum; höchstens daß die Bildnerei der früheren Zeit, der klassizistischen und romantischen Linienkunst, im wesentlichen am Dasein blieb, obschon auch sie nicht besonders lebendig hervortrat, wenn sie auch allmählich eine zunehmende Neigung zuerst zum Realismus überhaupt, dann insbesondere zum Malerischen entwickelte.

Dabei war diese Plastik ihrer äußeren Formgebung nach zumeist noch eine solche des Klassizismus. Daneben hätte ja wohl auch noch eine solche der Gotik in Betracht kommen können. Allein deren gerade in der Bildnerei des 14. und 15. Jahrhunderts ins Äußerste getriebene Formensprache war der Zeit doch zu fremd, als daß sie allgemeinen Anklang und Nachbildung gefunden hätte; selbst Meister wie Schwanthaler (1802—48) blieben, soweit sie gotisierten, ziemlich vereinzelt. Wohl aber retteten sich, zumeist vermutlich durch Vermittlung gotisierender Malereien, einige abgeschwächte Einflüsse der Gotik auch in die klassizistische Richtung, wie denn in dieser bis zu ihrem

Untergange auch noch etwas von dem Anmutig-Gezierten des Rokokos zurückblieb.

Die letztere Beobachtung gilt namentlich für den eigentlichen Vater der Bildnerei dieser Zeit, für Rauch (1779 bis 1857)[1]. Erwies es sich für Rauch als notwendig, sich dem steigenden Realismus des Tages zu nähern, so wurde er leicht befangen; und nur, wo ihn der feste Sinn des Bestellers und besondere Begeisterung für die gestellte Aufgabe vorwärtstrieb, etwa in seiner Königin Luise im Tiergarten, auch in seinem Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden, hat er dann Tüchtiges geschaffen. Das Problem aber, das bei solchen Denkmälern — und namentlich seit den sechziger und siebziger Jahren wurde die Zahl der öffentlichen Denkmäler in Deutschland Legion[2] — immer wieder auftrat, war das des gegenüber den klassizistischen Anforderungen etwa noch zulässigen Realismus; und es spitzte sich äußerlich der Regel nach auf die Frage zu, ob für den Dargestellten das Zeitkostüm zulässig sei. Auf diesem Gebiete haben dann die Besteller, deren Meinung für dergleichen Arbeit nicht gleichgültig bleiben konnte, meist für den Realismus, d. h. das Zeitkostüm, entschieden; und damit drang dieses denn schließlich auch völlig durch. Indes selbst

[1] Vgl. schon Bd. VIII, 2, 639.

[2] Um 1850 gab es noch wenig öffentliche Denkmäler in Deutschland, von Goethe und Schiller z. B. je eines in Frankfurt und Stuttgart. Eben 1850 wurde das Herderdenkmal in Weimar enthüllt. Diese Gelegenheit gab Liszt (Ges. Schr.[2] 3, 2, 70—71) Gelegenheit zu folgender, für die Zeiten des Historismus bezeichnender Betrachtung: „Diese Bevorzugung eröffnet zugleich der Kunst des Bildhauers eine reiche Quelle der Inspiration. Sie gibt ihm Gelegenheit, öfter von der Sphäre des Gefühls und des Gedankens in die der Geschichte zu treten und der Verkörperung bestimmter Ideen nachzugehen. Gezwungen, nicht nur die Größe der Männer, die er den Jahrhunderten überliefern soll, genau zu kennen, sondern auch in ihr geistiges Wesen vorzudringen, bis er gleichsam den Strahl auffängt, der sich über ihre Person ergießt, den Blick mit mildem, sanftem Widerschein belebt oder auch den Konturen den Charakter gebieterisch lebendiger Bestimmtheit aufdrückt, findet der Bildhauer, um zu der Menge zu reden, eine Form, die er ihr vertraut, verständlich und teuer macht, und durch welche er sich mit ihr in unmittelbare Beziehungen setzt."

damit wurde ein gewisser äußerlicher Klassizismus noch keineswegs ausgetrieben. Denn es gelang schließlich, sogar den Hosen und Westen und Röcken einen antikischen Faltenwurf abzugewinnen: in anderer Umhüllung lebten so die alten Stilmomente, wenn auch oft schon unverstanden, fort und gaben den meisten öffentlichen Denkmälern jenes Weltabgeschiedene, das den Blick der Vorbeigehenden heutzutage eher abwehrt als auf sich lenkt.

Aus den Bahnen dieser Auffassung hat sich dann freilich allmählich Rauchs größester Schüler, Rietschel (1804—1861), mehr der Wirklichkeit zugewendet; seine besten Werke aus den fünfziger Jahren, der Lessing in Braunschweig (1853), das Goethe- und Schillerdenkmal in Weimar, enthüllt 1857, zeigen ihn auf der Höhe dieses Weges; und später sind Schaper (Goethe von 1880) und andere seinen Spuren gefolgt.

Allein daneben blieb doch immer noch der zahme Klassizismus Rauchs bestehen, und auch in größeren Denkmälern, wie Schillings Germania auf dem Niederwald (1883) und Siemerings Leipziger Siegesdenkmal (1888), herrschte er noch mit, wenn auch an beiden Denkmälern einzelnes, dort der Genius des Krieges, hier die Reiterdenkmäler Bismarcks und Moltkes, weit realistischere Züge aufweisen. Vor allem aber rettete sich der Klassizismus in die vielfachen Allegorien der Weisheit und der Tapferkeit, des Handels und der Künste, des Gerüchtes und des Ruhms und in die Genrebildchen nach antikischer Weise, die flötenden Hirten und badenden Mädchen, die ironisierten Amoretten und humoristisch behandelten Faune und all die andere philiströs-liebenswürdige Formenwelt klassizistisch-antiquarischer Phantasie. Die Schule, die hier am eifrigsten tätig war und manch braves Werk geschaffen hat, war die Dresdener unter Führung Hähnels; noch die sechziger und siebziger Jahre hat sie ganz beherrscht. Neben Hähnel (1811—91) war Schilling (geb. 1828) ihr bedeutendster Vertreter; eines seiner liebenswürdigsten und zugleich bedeutendsten Werke ist die Vierzahl der Gruppen auf der Treppe der Brühlschen Terrasse zu Dresden (1862).

Hinaus über diese ruhselige Kunst, wie sie im Schoße einer immer pedantischer betrachteten Antike glücklich war, führten erst die Meister, die entweder der Natur einzig und direkt auf den Leib gingen, wie etwa Diez in seinem Gänsedieb (Dresden 1880), oder mit energischerem Naturstudium, namentlich für das Porträt, die Anlehnung an Renaissance, Barock und Rokoko verbanden. Unter ihnen ragten der frühverstorbene Tilgner (1844—96) und der langlebige Begas (geb. 1831) hervor: ein liebenswürdiger Wiener und ein straffer Berliner, jener weichen Linien huldigend, dabei nicht eigentlich von mehr als einer allgemeinen Rokokohaltung, dieser ein energischer Kenner und Nachahmer der Alten, Michelangelos, Gianbolognas, Berninis, ein Lenbach der Plastik, schon etwa ein Jahrzehnt vor Tilgner, mit den sechziger Jahren, erfolgreich und mit immer höheren Aufträgen in seiner Kunst steigend vom Berliner Schillerdenkmal (1872) bis zu dem großen Denkmal Kaiser Wilhelms, das 1897 enthüllt wurde. An diesen größeren Werken hat Begas dann eine ganze Schule jüngerer Bildhauer herangezogen, die namentlich bei den Bildwerken der Siegesallee zu Berlin im Auftrage Kaiser Wilhelms II. beschäftigt war; und in ihr ragte damit die Periode des künstlerischen Auges der dreißiger bis siebziger Jahre noch lange in einiger Frische bis tief in schon ganz anders geartete Zeiten.

Dabei ist es kein Zufall, wenn gerade auf dem Gebiete der Plastik selbst noch mehr als auf dem der Architektur diese Periode am längsten fortwährte. Mehr wie andere Zweige der bildenden Künste ist die Plastik an die Form und durch sie an den Umriß und mit diesem an das künstlerische Auge eines Linienstils gebunden: eben darum verließ sie schon die allgemeinen Vorbedingungen künstlerischen Schaffens, wie sie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bestanden, am spätesten, nahm darum auch die Voraussetzungen des künstlerischen Auges des Realismus, das Malerische, die Stimmung — von der Farbe zu geschweigen — am spätesten auf und bewahrte diese schließlich über die Jahre des Realismus hinaus bis weit in eine Zeit hinein, die aus den all-

gemeinen künstlerischen Bedingungen des Impressionismus heraus allmählich eine ganz anders geartete Plastik entstehen sah.

* * *

2. Für den Gesamtverlauf der bildenden Künste in der Zeit des Realismus ist vielleicht nichts bezeichnender als der volle Beginn mit der Entwicklung der Historienmalerei und der Abschluß mit einer Blüte vornehmlich und fast allein des Kunstgewerbes: eine schon im Anfange von des Gedankens Bläße angekränkelte Geschichte endete in Formen, die, an den Aufgaben der hohen Kunst gemessen, das Gepräge des Äußerlichen, des Dekorativen tragen. Es war ein ähnlicher Verfall, wie ihn die Kunst des frühen Individualismus, die Kunst der van Eycks und Schongauers und Dürers und Holbeins mit den dreißiger Jahren etwa des 16. Jahrhunderts durch das Überwiegen der religiösen Interessen der Reformation erlebt hatte.

Die ideologischen Momente aber, die diesen Ausgang herbeiführten, griffen in dem einen wie dem anderen Falle weiter. Wie die Dichtung des 16. Jahrhunderts unter dem sengenden Strahl einer neuen Gottesgewißheit verdorrte, so litt in ähnlicher Weise die Literatur des 19. Jahrhunderts unter den austrocknenden Wirkungen zunehmender Wissenschaftlichkeit. Und wie diese Wissenschaftlichkeit auf dem Wege der Historienmalerei in die bildende Kunst eindrang, so verbreitete sie sich in der Literatur auf dem Wege der Romandichtung, neben der Drama und Lyrik eine immer geringere Rolle spielten: bis beide, vor allem aber die Lyrik, ins Spielerische und rein Formale übergingen, entsprechend dem kunstgewerblichen Schicksal der Baukunst und Plastik.

Um das Jahr 1840 lag ein Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Erzählungskunst. Gewiß währte die alte idyllische Erzählung einst Rousseauschen Ursprungs, wie sie zum Teil von außen durch Bernardin de St. Pierres „Paul et Virginie“ (1789) und Chateaubriands „Atala“ (1801) von neuem an-

geregt sein mochte, in den Tiefen und namentlich in der Form des transozeanischen Idyllenromans noch fort. Und auch der Gesellschaftsroman der früheren Perioden, insoweit er Gattung geworden war, der Roman der Lafontaine und Kotzebue, war nicht ausgestorben; Held dieser Schriftstellerei war jetzt der von Hauff verspottete Clauren (der preußische Hofrat Carl Heun, 1771—1854): in seinen Romanen herrschte ein widerliches Gemisch von Sentimentalität und Lüsternheit, von Reflexion und Anspornung niedriger Instinkte: kurz Unwahrhaftigkeit im einzelnen wie im ganzen, auch in der Schilderung der Charaktere und der landschaftlichen Umwelt. Allein der eigentlich romantische Roman war um diese Zeit abgestorben, und nicht minder gehörte nun der künstlerisch halb romantische, halb realistische Roman des Jungen Deutschlands schon zu den Toten. Frei schien die Bahn für eine reine Entfaltung des Realismus.

Dabei fehlte es, in einer Vorperiode etwa seit den zwanziger Jahren, nicht an Ansätzen in dieser Richtung. Da hatte Julius von Voß (1768—1838) sogar schon noch früher die militärische Skizze entwickelt, aus deren Keim sehr wohl die Kunst eines rein realistischen Militärromans hätte hervorgehen können. Allein dieser Ansatz war nicht fortentwickelt worden; der nächste Nachfolger Vossens ist eigentlich erst Hackländer (1816—1877) gewesen; und dessen Militärhumoresken, die der Hauptsache nach erst in den vierziger und anfangs der fünfziger Jahre erschienen, waren grob gezeichnet und nicht geeignet, das besondere Stoffgebiet literarisch zu empfehlen. Neben die militärische Skizze aber hatte sich früh schon auch die bäuerliche Skizze gestellt, so wie neben der realistischen Soldatenmalerei das malerische Bauerngenre aufgekommen war. Aber es war der Hauptsache nach nur in der Schweiz geschehen und hier in engster, ja fast erstickender Verbindung mit pädagogischen Tendenzen: so bereits bei Pestalozzi, noch mehr bei Zschokke (1771 bis 1848), vollendet endlich und nun freilich auch in fast unbewußter hoher, doch schon impressionistischer Kunst bei Bitzius. Daneben konnte sich allenfalls nur noch das der Schweiz in so vieler Hinsicht seelisch verwandte Niedersachsen sehen lassen;

hier gipfelten vereinzelte Versuche in Immermanns „Oberhof" (1839). Allein in den meisten dieser Produkte und selbst auch im „Oberhof" wurde ein wirklicher Realismus eigentlich doch noch nicht erreicht. Gewiß gelang es Immermann, dem zerfahrenen, problematischen, überromantischen Münchhausen in den klaren, festen Bauernnaturen Westfalens fesselnde Parallelcharaktere gegenüberzustellen, und eben in dieser Kontrastierung sieht er schärfer; aber seine Frauengestalten bleiben noch blutleer gleichsam im Bereiche einer auszehrenden idealistischen Luft und romantisch farblos. Endlich hat auch die ethnographische Schilderung und der ethnographische Roman frühem Realismus eine gewisse Unterkunft geboten: auch hier wird man wieder an die Entfaltung der Landschaftsmalerei, namentlich auch an die Durchbildung der italienischen und mittelmeerischen Vedute erinnert. In diesen Zusammenhang gehören Leopold Schefers Novellen, deren erste 1825 bis 1829 erschienen. Schefer ist vor allem im östlichen Mittelmeer, an den Küsten von Hellas und Kleinasien und auf den Ägäischen Inseln zu Hause; und während seine Charakterstudien noch weich und verschwommen bleiben, schildert er die Landschaft nicht ohne Geschick, schriftstellerisch schon auf der malerischen Entwicklungshöhe etwa eines Leopold Robert. Aber Nachfolger hat er nicht gehabt; vergebens würde man sie etwa unter den Verfassern der zahlreichen Romane aus den Jahren der griechischen Freiheitskämpfe suchen, die in Deutschland nicht wenig beliebt waren. Dagegen fand sich ein Schilderer von großer Kraft der Imagination und der Wiedergabe für ein ganz anderes, damals noch voll exotisches und doch den Deutschen verwandtschaftlich nahes Gebiet, für Nordamerika. Es war Karl Postel (Charles Sealsfield). Postel hatte von 1822 ab in Amerika gelebt, ließ sich 1832 in der Schweiz nieder und veröffentlichte nun vor allem im folgenden Jahrzehnt eine Reihe von Romanen, die das größte Aufsehen erregten. Was Postel vor allem auszeichnete, das war die Virtuosität der ethnographischen und noch mehr der landschaftlichen Schilderung. Bewältigte er die erste vor allem dadurch, daß er die verschiedenen Nationalitäten so viel als

möglich in ihrer Sprache reden ließ, womit er ihnen freilich den stärksten Duft ihrer Eigenheit wahrte, so wurde der entschiedene Wirklichkeitseindruck seiner Landschaftsschilderungen durch wenige drastische Mittel der Sprache gewonnen: hier vor allem war er von vorher unerreichter Kunst. Freilich aber erschöpfte sich sein Realismus in der Ausbildung dieser doppelten und vornehmlich der landschaftlichen Skizze; die Durchdringung der ganzen Fabel mit den starken Eigenheiten des Amerikanismus konnte schon darum nicht seine Sache sein, weil er dem amerikanischen Charakter einen idealistischen Kultus weihte; und auch in der allgemeinen Kunst der Komposition blieb er zurück. Sein Realismus war also gleichsam fragmentarisch, indem er sich nur auf Teile des Romans bezog. Mit Sealsfield ist aber der ethnographisch-geographische Roman in Deutschland nicht ausgestorben. Doch hat er, soweit er sich auf fremde Länder bezog, der literarischen Entwicklung später kaum noch neue Momente hinzugefügt. Männer wie Mügge (1806—61), Gerstäcker (1816—72) und ihre weiteren Nachfolger hielten sich der Hauptsache nach ans Stoffliche; ihre Schriften dienten mehr der belehrenden Unterhaltung als ästhetischem Genusse. Die künstlerische Fortbildung des landschaftlichen und ethnographischen Elements fiel vielmehr zum Teil den wissenschaftlichen Reisebeschreibungen, soweit die Heimat in Betracht kam, aber vor allem der Bauerngeschichte zu.

In erster Linie bezeichnend indes für die Frühzeit und Vorperiode der realistischen Erzählungskunst ist es, daß sich alsbald und von vornherein künstlerisch überwiegend neben Versuche unmittelbaren Eindringens in Natur und menschliche Gegenwart die historische Erzählung stellt. Und nicht minder bezeichnend ist, daß in dieser Entwicklung neben dem besonderen historischen Sinn sofort, fast ganz wie auf dem Gebiete der Malerei, der Einfluß fremder Kulturen wirksam wird.

Maßgebend aber war dabei in der Literatur nicht so sehr der Einfluß Frankreichs oder Flanderns wie der Englands oder richtiger Schottlands. Und hier wurde wieder fast ausschließlich die Kunst eines einzigen Mannes wichtig, die Walter Scotts.

Scott, der selber erst durch Goethes „Götz" und Webers „Sagen der Vorzeit" angeregt worden war, hatte eine neue Methode epischer Vergegenwärtigung und — wie das so häufig miteinander zusammengeht — zugleich auch eine neue Stoffabgrenzung gefunden. Über die Entwicklung seiner Methode hat Scott eine Reihe lehrreicher Selbstbekenntnisse hinterlassen. Darunter das folgende: „Ich habe mein künftiges Werk zu wiederholten Malen abgewogen, es in Bände und Kapitel eingeteilt und mich bemüht, eine Geschichte zusammenzufügen, welche sich stufenweise und anregend entwickelte, in Spannung erhielte und die Neugier reizte und zuletzt in einer ergreifenden Katastrophe endigte. Aber ich glaube, ein böser Geist setzt sich auf die Feder, wenn ich anfange zu schreiben, und lenkt sie anders, als ich will. Die Charaktere vergrößern sich unter der Hand; die Vorfälle mehren sich, die Geschichte hat einen langsameren Verlauf, während der Stoff anschwillt; mein regelrechtes Haus wird zu einem gotischen Bau, und das Werk ist geschlossen, ehe ich das Ziel erreiche, das ich mir vorgesteckt." Es sind Sätze, die sehr anschaulich die Schwierigkeit schildern, die es in den frühesten Zeiten des Realismus machte, zu einer wirklich ebenmäßig durchgeführten Komposition einer größeren Erzählung zu gelangen. Aber eben Scott hat diese Schwierigkeit zuerst überwunden. Er zuerst band die Komposition strenger an die Höhepunkte der Erzählung ganz im Gegensatze zu den willkürlichen Abschweifungen und der Häufung von Zufällen namentlich in der deutschen Romantik: und fand damit den Punkt, von dem aus sich die epische Kunst des realistischen und des modernen Romans überhaupt erst entwickeln konnte. Zugleich aber schritt er zu einer weit stärkeren Vergegenwärtigung der Vergangenheit fort, als man sie bis dahin gekannt hatte: er drang halb wissenschaftlich in die Einzelheiten der alten Jahrhunderte ein und nützte den Ertrag seiner antiquarischen Studien für seine Schilderung. Und da er hierbei erkannte, daß von dem vergangenen Seelenleben, ja von der Außenwelt der Vergangenheit in Sitte und Brauch große Bruchstücke noch in den niederen Schichten des Volkes fortlebten, so ergab er

sich dem Studium auch dieser Kreise, der Bauern, Jäger, Hirten, als einem auch für ihn wichtigen Stoffgebiet: hier streifte er die Gegenwart und kann in diesem Zusammenhange, so sehr er in jeder Hinsicht romantischer Romancier blieb, doch auch als ein Vorläufer der späteren Dorfnovelle und Bauerngeschichte gelten.

Scotts Romane erschienen in Deutschland seit 1815 in Übersetzungen; sie machten auch schon deshalb außerordentliches Aufsehen, weil sie auf keinerlei große Produktion einheimischer historischer Romane stießen; in dem mit 1820 beginnenden Jahrzehnt beherrschten sie beinahe das literarische Interesse, ja griffen in die wissenschaftliche Bewegung ein; es ist lehrreich zu sehen, wie sehr sie auf Ranke gewirkt haben. Natürlich führte dies Interesse bald zur Nachahmung. Dabei handelte es sich anfangs um eine sehr unselbständige Nachfolge; Willibald Alexis hat seinen ersten Roman „Walladmor" sogar unter Scotts Namen eingeführt. Doch bald begann ein reicher Flor freierer Nachahmung: Tiecks „Aufruhr in den Cevennen" (1826), Zschokkes „Addrich im Moos" (1826), Rehfues' „Scipio Cicala" (1832), vor allem Hauffs „Lichtenstein" (1824) gehören in diesen Zusammenhang. Aus dem Kreise der zahlreichen Romanschreiber auf diesem Gebiete — neben den Genannten sei an Rellstab, Storch und den Baron von Ungern-Sternberg erinnert — hob sich aber im Grunde doch nur einer bis zum wirklichen Wettkampf mit dem Vorbild des großen Schotten, und dieser eine, den man wohl den Rethel der Literaturgeschichte nennen darf, wurde zunächst, eben wegen seines fortgeschrittenen Wirklichkeitssinnes, von den Zeitgenossen nicht anerkannt: Willibald Alexis (Häring, aus einer Breslauer Refugiéfamilie Harenc stammend, 1798—1871). Die fruchtbarste Schaffensperiode von Alexis lag zwischen 1840 und 1856; 1840 erschien sein „Roland von Berlin", 1842 „Der falsche Waldemar", 1846 „Die Hosen des Herrn von Bredow", 1852 „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", 1854 „Isegrimm", 1856 „Dorothee". Dieser Periode voraus gehen aber zwei Frühperioden, eine erste, in der Alexis ganz nach Walter Scott schuf, und eine zweite, in der außer Scott

auch der Einfluß der Jungdeutschen so stark und unvermittelt wirksam wird, daß historische Erzählung und Schilderung in einem Romane wie „Cabanis" (1832) nur zu häufig der Reflexion das Feld räumen. Es waren Perioden, die zeigen, wie schwer es in den zwanziger und dreißiger Jahren selbst einer ausgesprochen epischen Begabung noch wurde, in realistischer Ruhe zu schildern, und insofern drücken sie der Vorperiode des realistischen Romanes in Deutschland ganz allgemein ein letztes Siegel auf.

In seinen späteren reifen Werken machte Alexis dann einen merkbaren Schritt über alle mitstrebenden Romanciers der Frühzeit hinaus in vollere Wiedergabe der Wirklichkeit. Es geschah auf einem Pfade, den man früher und gleichzeitig, aber freilich viel entschiedener, auch in England einschlug: auf dem Wege des Ergreifens des Ganzen eines großen Romans durch eingehende Genremalerei der Teile: ja durch Zusammensetzen aus diesen Teilen. Arbeitete die Phantasie in dieser Richtung, so wurde es ihr natürlich leichter, das Detail zu sehen, zu ziselieren, zu differenzieren, entschiedener der Wahrheit der Dinge auf den Leib zu rücken. Freilich ging darüber wiederum leicht die Einheit des Ganzen verloren: es sei denn, daß der Dichter die liebevolle Versenkung ins einzelne schon als nichts denn als einen Teil der notwendigen Technik begriff. So weit ist nun Alexis allerdings noch nicht gekommen. Der Regel nach blieb er im Genre stecken, das er dann freilich einem Menzel in seinen frühen Zeiten vergleichbar mit einer unerhörten Deutlichkeit der Archäologie ausmalte: und das Ganze fügte sich ihm höchstens durch ein außerhalb der Erzählung liegendes subjektives Kolorit zusammen; z. B. durch den Humor in den „Hosen des Herrn von Bredow". Er wandte aber seine Methode auch auf die Konzeption und die Schilderung der Charaktere an. Man kann sich die Folgen denken: die Charaktere blieben schließlich Kompositen, und der Phantasie des Lesers wurde es schwer, wenn nicht unmöglich gemacht, sie aus diesem Zustande in das Leben einer einheitlichen Vorstellung überzuführen. Gleichwohl leistete Alexis' Kunst schon Außerordentliches; welch

ein Abstand von dem Schematismus der Geschichtsromane vor ihm mit ihren kaum konturierten Helden, welch ein Fortschritt in der Richtung auf die großen historischen Fabulisten der fünfziger bis siebziger Jahre, hin zu einem Spielhagen etwa oder Freytag! Von Alexis führen aber auch schon starke Spuren auf die impressionistischen Frühgefilde einer besseren Bauernerzählung und einer gegenständlicheren Landschaftsschilderung; in dem Roman „Isegrimm" (1856) hat er sogar beides miteinander in glänzender Weise verbunden.

Sollte indes die Höhe eines weiter entwickelten Realismus nicht bloß vereinzelt, sondern allgemein erreicht und ständig festgehalten werden, so bedurfte es eines realistischen Aufbaues der Erzählungskunst von den Grundelementen aus: und das hieß vor allem einer realistischen Durchbildung der Skizze. Nur wenn deren Kunst voll erreicht war, konnte mit stetigerem Erfolge an eine wirksame realistische Technik für das Ganze des Romanes gedacht werden.

Die Skizze trat nun aber erst um etwa 1840 als eigene Kunstform auf, indem sie das reflektierende Feuilleton der jungdeutschen Bewegung ablöste. Es war, wie sich im Zusammenhange unserer Erzählung fast von selbst versteht, der wirkliche Anfang des eigentlichen Realismus: ein Vorgang, der mit dem gleichzeitigen stärkeren Aufblühen der Griffelkunst, insbesondere auch der Karikatur in Parallele gesetzt werden kann; in beiden Fällen handelte es sich darum, zunächst einmal das isoliert Gegenständliche des Lebens, das Leben als Einzelvorgang festzuhalten.

Entwickelt wurde die neue Form der Skizze innerhalb des Schwesternbereiches der europäischen Nationen freilich nicht zuerst in Deutschland, sondern in Paris; und mit Sicherheit können eine gar nicht große Anzahl französischer Romanciers als ihre ersten Schöpfer bezeichnet werden. In dem hastigen Treiben der einzigen kontinentalen Weltstadt der Zeit bot sich dem Schriftsteller, der auf die Kenntnis des realen Lebens ausging, eine Welt von ganz anderer Weite und auch ganz anderem Charakter dar wie in den einfachen Verhältnissen des

platten Landes und der mittleren Städte Deutschlands. Bewegten sich hier Personen und Zustände innerhalb wohlbegrenzter Wahrscheinlichkeiten, so herrschte dort gleichsam die Ausnahme, und das Leben selbst erzeugte in ungeahnten Höhen und Tiefen Vorgänge, wie sie der kühnsten Einbildungskraft eines Dichters kaum ersinnbar erschienen. War es da nicht schon genug, wenn diese neuen Wunder sachgemäß, nach eigener Erfahrung oder nach der unmittelbaren Erfahrung Nächststehender, geschildert wurden? Hier endlich, auf dem Boden neuer Tatsachen, schien man der leidigen Reflexion hoher Kulturen entbehren zu können, ohne langweilig zu werden. Zugleich aber war damit, bei dem augenscheinlichen Bedürfnis, getreu zu schildern, der Übergang zum vollen Realismus gewonnen. Denn ganz mit Recht hat Reuter später das Geheimnis der realistischen Dichtung in den simplen Worten ausgedrückt: „wenn Einer 'ne Geschichte ordentlich wedder vertellen will, dann möt Einer dor sülwst mang west sin, oder taum wenigsten möt hei se ut de Mund von de Lüd heww'n, de't wat angeiht." Und so konnte denn zunächst in Paris die Skizze, als Unterlage und Bestandteil des Kunstwerkes längerer Erzählungen, von einem Realismus ohnegleichen sein: sie bewegte sich darum noch nicht in bekannten Gleisen; sie traf dennoch das Wunderbare, Außerordentliche: ja sie traf es dann gerade erst recht. Indem nun aber solche Skizzen nach dem Leben sofort als für sich stehende kleine Kunstwerke die breite Öffentlichkeit suchten und in den Zeitungen fanden, entwickelte sich — neben dem alten räsonierenden — das beschreibende Feuilleton: ein Schritt weiter zum bloßen Naturalismus. Und alsbald stellte sich auch die Zusammenfassung solcher Skizzen, zunächst an der Hand oft recht loser Verbindungsfäden, zum Roman ein; die Anfänge lassen sich in den vierziger Jahren deutlich verfolgen; und schon Sues Romane sind im Grunde aus Feuilletonbausteinen zusammengefügt.

Es versteht sich nun, daß in Deutschland, wo verwandte seelische Einwirkungen verwandte Bedürfnisse schufen und die erstrebte realistische Skizze doch in keinem Leben einer wirklich

gewaltigen Stadt ihr Objekt fand, die Pariser Entwicklung großen Einfluß ausübte. Das um so mehr, als sich Romane und Romantechniken, als Erzeugnisse einzelner, insbesondere der führenden Gesellschaftsschichten, vornehmlich leicht von Land zu Land übertragen; denn diese Schichten, in unserem Falle die Bourgeoisie der dreißiger bis fünfziger Jahre, pflegen in jedem Lande derselben universalgeschichtlichen Entwicklungsgruppe in verwandten Formen vorhanden zu sein.

Die Einflüsse, die hier wirksam wurden, waren nun speziell die Victor Hugos, des älteren Dumas und ganz besonders Eugen Sues; hinzu kam noch von England her aus den verwandten Verhältnissen Londons die Einwirkung von Dickens. Dabei waren die französischen Dichter, ganz ähnlich wie die gleichzeitig für die deutsche Kunst so bedeutsamen französischen Maler, eigentlich noch etwas Romantiker von jener farbenreichen Schilderungsgabe des Kolorismus, den wir in der Malerei bei Géricault und namentlich Delacroix getroffen haben. Die Romantik bezog sich also bei ihnen mehr auf die äußere als die innere Form der Erzählung: und war in dieser Richtung namentlich bei Sue durch das Außerordentliche seiner Erzählungen, wie es das große Lesepublikum vor allem in den „Geheimnissen von Paris" kennen lernte, auch vom realistischen Standpunkt aus nicht selten motiviert. Anders dagegen wirkte Dickens ein. Zwar schilderte auch er wesentlich Londoner Leben und hier wiederum das der unteren Klassen. Aber diese Klassen beobachtete er nicht bloß gleichsam als Kuriositätensammler, sondern als Herzenkündiger. Und so erhält seine Aufmerksamkeit etwas Humoristisch-Gefühlsreiches an Stelle der kälteren, intellektuellen französischen Beobachtung, und seine Skizzen und Genrebilder vereinigen sich ihm aus dem inneren Interesse an den dargestellten Personen zu Romanen, deren Kompositionsschwäche die freundliche Subjektivität des Bindemittels leicht übersehen läßt.

Dickens' Hauptromane und nicht minder die Romane der Franzosen sind in Deutschland während der vierziger und fünfziger Jahre, ja noch später außerordentlich viel gelesen

worden. Aber ließ sich nun in der Tat so sehr viel von ihnen lernen?

Gewiß sind in dem einen Jahre 1844 in Nachahmung des bekannten Sueschen Romans Geheimnisse von Berlin, Hamburg, Königsberg erschienen, und nicht minder erschienen Deutsche Pickwickier von Stolle, Berliner Pickwickier von Heßlein. Aber boten die Bevölkerungen deutscher Städte die nötige Unterlage für solche Schilderungen? Höchstens Berlin hätte hier ein wenig in Betracht kommen können: blieb aber in den Darstellungen, die es fand, außerhalb seiner vier Pfähle so ziemlich unbeachtet. Und so konnte denn die deutsche Städteerzählungskunst nur an die nirgends vorhandene sogenannte „Residenzstadt" anknüpfen, deren Utopie gelegentlich sogar heute noch in unserer Literatur spukt. Doch war es natürlich, daß sie auf diese Weise nur bis zur Schilderung bloßer Typen und, entsprechend dem Charakter der meisten „Residenzstädte", namentlich zu Philistergestalten zumeist sentimentaler Observanz gelangte. In Deutschland wurden daher die entscheidenden Fortschritte der Erzählungskunst schließlich dennoch nicht an städtischen Erzählungsstoffen erreicht; sie ergaben sich vielmehr an erster Stelle ganz wo anders her, aus der Darstellung bäuerlichen Lebens.

Wenn nun aber die verwickelte Existenz großstädtischer Kreise zur Darstellung in der breiten Kunstform des Romans drängte, so ergab sich als Kunstform für die Schilderung der einfachen bäuerlichen Verhältnisse vielmehr die Novelle. Und wenn die Buntheit des Stadtlebens von vornherein zur realistischen Wiedergabe der äußeren Erscheinungswelt verlocken mußte, so traten im einfachen Bauernleben vielmehr die psychologischen Momente und daneben noch das Landschaftliche hervor: was wiederum auf novellistische Darstellung hindrängte. Schufen daher die westlichen Nationen an erster Stelle die Form des großen, äußerlich realistischen Romans, so wurde in Deutschland trotz alles fremden Einflusses schließlich doch weit mehr die Novelle zur Trägerin der künstlerischen Entwicklung. Es ist eine Bewegung, deren innerster Kern ganz mit dem Ent-

wicklungsmotiv in der Malerei übereinstimmt, insofern dieses sich vornehmlich im historischen Sittenbild aussprach: und selbst im einzelnen zeigt die Geschichte der deutschen Novelle und des deutschen historischen Sittenbildes in der Zeit des Realismus Punkte überraschender Übereinstimmung.

Von den Anfängen der Bauerngeschichte, der Keimbildung des späteren novellistischen Realismus, ist schon die Rede gewesen[1]. Wir wissen, daß sie als Genre mit angehender literarischer Überlieferung vornehmlich in der Schweiz, daneben auch in Niedersachsen-Westfalen zu Hause war, und daß sie überwiegend noch nicht ästhetischen, sondern erziehlichen Charakter hatte: so namentlich bei ihrem glänzendsten Vertreter von der Mitte der dreißiger bis zur Mitte der fünfziger Jahre, Jeremias Gotthelf.

Darauf wurde Berthold Auerbach zum Begründer und bald wichtigsten Vertreter der eigentlichen realistischen Dorfnovelle der vierziger und fünfziger Jahre. Auerbach, von jüdischen Eltern in einem Schwarzwalddorfe 1812 geboren, ursprünglich zum Rabbiner bestimmt, brachte aus Familie und Geburtsort den Sinn für die Bedeutung der Sitte, die Ehrfurcht vor dem aus langem Alter Hergekommenen mit. Das ist der Nerv seines Wesens, der ihm zu seiner besonderen realistischen Anschauung des Dorflebens verhalf. Literarisch betrachtet war er dagegen ursprünglich von den Romantikern und noch mehr von Jean Paul abhängig, ja hatte durch den letzteren sogar noch Fühlung mit der — wenn man so will — Dorfdichtung des Rokokos, dem Idyll, gewonnen: das alles, obwohl er sich schon früh, bereits im Jahre 1836, gegen die Jungdeutschen und die romantischen Elemente ihrer Reflexion wandte. Später ist denn auch der Einfluß Goethes auf ihn beträchtlich gewesen. Alle diese Elemente verbanden ihn so weit der Vergangenheit, daß er alles andere wurde als ein literarischer Revolutionär; andererseits aber schob ihn sein gestärkter Sinn

[1] S. oben S. 236.

für das Anschauliche vorwärts in einen entschiedenen, wenn auch noch primitiven Realismus.

Das, was bei dieser Mischung in seinen Dichtungen zunächst am wenigsten gewann, war die Schilderung der Charaktere, zumal ihn ein pädagogischer Zug, der auch bei ihm noch nicht fehlte, immer wieder der Schilderung von Typen zudrängte; erst in seinen späteren Werken ist er tieferen psychologischen Problemen nachgegangen und dadurch auch zu einer eingehenderen Charakterauffassung seiner Figuren gelangt. Aber auch dann noch haftete den meisten seiner Personen ein gemachter Zug des bewußt Sentimentalen an, wie es uns heutzutage scheinen will: ein süßlicher Idealismus; die harte bäuerliche Seele hat er noch wenig erkannt; der sozialpsychischen, dörflichen Grundlage seiner Personen ist er noch nicht genügend gerecht geworden. Was er dagegen schon in seinen ersten Erzählungen (1843 ff.), die viel mehr noch Geschichten als Novellen zu nennen sind, mit einer anschaulichen Entschiedenheit traf, die vorher höchstens Immermann und auch er nur ausnahmsweise erreicht hatte, das war der Realismus der Außenwelt, die Wiedergabe der Situation und auch der von Immermann fast noch ganz vernachlässigten Landschaft. Und diese Elemente waren es, die dem deutschen Lesepublikum der zweiten Hälfte der vierziger Jahre neu erschienen und — freilich in Verbindung mit dem nicht selten empfindsamen Tone — dem Dichter Anerkennung in den breitesten Schichten verschafften.

Die fünfziger und auch noch die sechziger Jahre brachten dann den Höhepunkt von Auerbachs literarisch wichtigerem Schaffen: es erschienen 1852 „Diethelm von Budenberg", 1857 „Barfüßele", 1860 „Joseph im Schnee": Werke, denen die späteren allgemeinen Zeitromane des Dichters an Erfolg nicht entfernt gleichkamen. Und Auerbach hat in ihnen auch noch eine Entwicklung von allgemeinem Interesse durchlaufen. Zu dem Realismus der Einzelzeichnung, der Skizze, fand er immer mehr einen entsprechenden Realismus der Komposition: der Stoff wurde vereinfacht und den Anforderungen eines raschen Ganges der Haupthandlung unterworfen; in den Mittelpunkt

der Erzählung trat die Entwicklungsgeschichte eines oder mehrerer Charaktere; ein leiser dramatischer Hauch erhob sich: ein Zug erschien angedeutet, der bei stärkerem Realismus der Darstellung aus der Bauernerzählung zu jenem Bauernschauspiel hätte führen müssen, das auf Auerbach Anzengruber folgen ließ.

Einstweilen aber war mit der schwäbischen Dorfgeschichte Auerbachs ein Typ realistischer Erzählungskunst gefunden, der sich in tausend Anwendungen auf die deutschen Landschaften verbreitete. Überall sproßten jetzt Dorfgeschichten empor, so — noch früher, aber keineswegs so einflußreich als Auerbachs Erzählungen — Ranks Bilder und Erzählungen „Aus dem Böhmerwald" (1842) und Moritz Hartmanns „Krieg um den Wald" (1850), so Melchior Meyrs „Erzählungen aus dem Ries" (von 1854 ab), so die schwäbischen Geschichten von Hermann Kurz und die mecklenburgischen und pommerschen von Edmund Höfer (beide etwa seit Mitte der fünfziger Jahre). Und diesen Autoren folgten später für Bayern Schmid und Ganghofer und für Österreich Silberstein: bis auf dem Boden der Südostmarken Rosegger und vor allem Anzengruber der Dorfgeschichte einen entwicklungsgeschichtlich veränderten Charakter gaben.

Mitten innen aber zwischen dieser und der vorhergehenden, durch Auerbach charakterisierten Entwicklungsstufe, doch so, daß er schon bei weitem mehr zu vollem Realismus neigte, stand Fritz Reuter. Reuter hatte den Mut und den Vorteil, für die Dorfgeschichte zum ersten Male entschieden und systematisch — gelegentlich und in Bruchstücken war es schon oft von ihm geschehen — den Dialekt zu verwenden, von den Schnaken und Schnurren der „Läuschen un Rimels" (1853—54) an bis zu den großen Werken der „Franzosentid" (1860), der „Stromtid" (1862—64) und der „Festungstid" (1863). Und was für einen Dialekt! Haben die Niederdeutschen immer als die Realisten unter den Deutschen gegolten, so hatte sich das auch im Geiste ihrer Sprache ausgedrückt; alle niederdeutschen Dialekte bieten ein unvergleichliches Sprachmaterial, um zum adäquaten Ausdruck vor allem der äußeren Erscheinungswelt zu gelangen.

Dieser Vorteil also stand Reuter zu Gebote, und er hat sich ihn nicht entgehen lassen; hoch steht seine Erzählung in dieser Richtung schon über der Art Auerbachs. Aber der Dialekt brachte ein Weiteres. Man wird dem Geiste, der Stimmung, der Seele bestimmter Gesellschaftsschichten ganz doch erst gerecht, wenn man ihre Sprache redet: denn die feinsten Schattierungen dieses Geistes gelangen eben doch nur in dieser Sprache zu Worte. Das hatte in Frankreich schon Balzac beachtet, nicht minder empfand es auf deutschem Boden schon in den dreißiger Jahren Jeremias Gotthelf, und die Impressionisten, Gerhart Hauptmann z. B., haben dann später von dieser Einsicht den reichlichsten Gebrauch gemacht. Reuter fiel in dem Augenblicke, da er sein mecklenburgisches Platt literarisch hoffähig machte, der ganze Vorteil dieses Zusammenhanges fast unter allen deutschen Dichtern der Zeit zum ersten Male völlig zu: und bei ihm deckten sich daher Stoff und Geist der Erzählung ganz anders als sonst. Überschritt er trotzdem die letzten Grenzen der Auerbachschen Periode nicht in jeder Hinsicht, so lag das an seiner Charakterzeichnung. Gewiß hat er da realistischere Figuren auf die Beine gestellt als Auerbach; aber gleichwohl liegt über vielen seiner Personen noch der idealistisch-empfindsame Firnis der allgemeinen Dorfgeschichte früherer Zeiten und bleibt seine Gesichtsweite der Hauptsache nach einem engen Kreise bestimmter Stoffe zugewandt: kein Zeitpoet, nur ein gemütlicher Haus- und Feldpoet ist er gewesen. Es ist dieselbe Note, die auch die Genremalerei dieser Zeit auszeichnet: etwas Gemachtes, Philiströses, eine Zutat von unwahrscheinlichem Edelsinn oder von wenig begrenzter Bosheit aus der unter allen Umständen ideal gefaßten Persönlichkeit des Autors, ein zu starkes Ausschlagen des Pendels nach rechts und links, ein Fehlen noch von inzwischen bekannt gewordenen, das Leben viel genauer treffenden mittleren Werten.

Im übrigen geht Reuter auch noch in einer anderen Richtung über Auerbach als Dorfgeschichtenschreiber und über den allgemeinen Typ der Dorfgeschichte hinaus. Wie später eine ganze Anzahl großer Novellisten im persönlichen Ent-

wicklungsgange von der Novelle zum Roman fortschreitet, so, um nur zwei zu nennen, Keller und Heyse, so vollzieht Reuter im allgemeinen Verlaufe der Dorfgeschichte diesen Übergang: seine größten Werke sind Romane zu nennen. Freilich ist dabei die Technik des Romans gering entwickelt; und man sieht, daß die Dorfgeschichte an erster Stelle doch eine andere Kunstform verlangte und zu fördern geeignet war, die Kunstform der Novelle.

Die Novelle ist, soweit ihre Technik zu realistischer Zeit nicht in der Dorfgeschichte wurzelt, in Deutschland romantischen Ursprungs und ihrer Entstehung in der Romantik nach nahe verwandt mit dem literarisch bearbeiteten Märchen. Und sie hat auch später diesen Ursprung niemals verleugnet; vor allem ist die Erzählung einer besonders wunderbaren Begebenheit stets ihr eigentliches Geschäft geblieben. Wenn sie aber erst seit dem Aufkommen der Dorfgeschichte und von ihr befruchtet die höchste Höhe ihrer Entwicklung erreichte, so war das nicht ohne Grund. Denn erst die Technik der Dorfgeschichte, auf die Novelle übertragen, gab dieser den nötigen Grad von Realismus, um die novellistische Erzählung ganz vom Märchen zu scheiden.

Besonders deutlich tritt dieser Zusammenhang bei dem ersten der großen Novellisten der realistischen Periode, bei Gottfried Keller hervor. Kellers „Leute von Seldwyla", 1856 erschienen, entnahmen der Dorfgeschichte das bestimmte Kolorit einer Landschaft, hier der schweizerischen, und auch die Bestimmtheit eines großen sozialpsychischen Kreises, des kleinstädtischen. Und auch in der Konzeption war jede einzelne Novelle der Dorfgeschichte nachgebildet in der läßlichen Behandlung des Details bei doch scharfem Festhalten des Fadens der Erzählung, der bei der ausgesprochen epischen Beanlagung gerade Kellers niemals verloren geht. Und nur in der Zusammenfassung einer größeren Anzahl von Novellen zu einem Zyklus, dessen breite Grundlage das Durcheinandergreifen verschiedener kleinerer gesellschaftlicher Kreise gestattet, gingen die „Leute von Seldwyla" über das Vorbild der Dorfgeschichte hinaus.

Daneben aber erinnert gerade dieser erste große Novellenkranz, der in seiner zyklischen Form eine spätere analoge, nur größere Entwicklung namentlich des Romans vorbereitet, in seinem stofflichen Charakter aufs stärkste an den romantischen Ursprung der Novelle. Denn noch halb märchenhaft erscheinen diese schalkhaften Geschichten der braven Kleinbürger, und die Dorfnovelle „Romeo und Julie" kann wenigstens ihrem ganzen Inhalte nach geradezu als romantisch bezeichnet werden. Die ungemeine Wirkung der Seldwyler Novellen aber beruht zum großen Teile eben mit darauf, daß ein halb märchenhafter Inhalt mit schon recht fortgeschrittenem Realismus der Darstellung, insbesondere auch der Personencharakteristik kontrastiert erscheint.

Auch die späteren Novellenzyklen Kellers, die „Sieben Legenden" (1872) und das „Sinngedicht" (1881) schmecken noch nach Märchen oder entbehren wenigstens gerade in ihren allgemeinsten Voraussetzungen und Zusammenhängen nicht märchenhafter Züge: und nur in den „Züricher Novellen" (1878) ist der festere Boden gegenständlicher Wirklichkeit gewonnen.

Eine andere Seite der alten romantischen Novelle hielt bei aller realistischen Technik vornehmlich der zweite große Meister der Novellistik dieser Zeit, Theodor Storm (1817 bis 1888), fest. Es lag in der Natur der Romantik, daß die Novellen ihrer Periode im hohen Grade von einem bestimmten Kolorit gefärbt waren, daß sie subjektive Stimmung besaßen. Diese Stimmung ist auf Storm übergegangen, nur daß sie nun objektiviert erscheint. Storm versteht es, vermöge der eigenartigen Stringenz seiner Erzählungsart und durch starke Betonung des Landschaftlichen Stimmungsgehalte von einer Wucht zu erzeugen, wie nur wenige unserer Dichter, z. B. etwa Grillparzer; und schon sein erstes Meisterwerk „Immensee" (1852) legt Zeugnis von dieser Begabung ab. Später hat sich der Dichter dann, ähnlich wie Keller, immer mehr den rein realistischen Forderungen der Kunst der fünfziger und sechziger Jahre anbequemt, und zwar in dem Sinne, daß er der Stimmungsmalerei psychologische Vertiefung folgen ließ.

Der hohe Meister aber der realistischen Novelle, ihr Voll-

ender als einer besonderen Kunstform, war Paul Heyse (geb. 1830). Seit einer ersten feinen Novelle „L'Arrabbiata" (1853) sind Dutzende um Dutzende seiner Novellen gefolgt in gebundener wie ungebundener Rede: und immer mehr hat der Dichter in ihnen die eigentlichen Kompositionsforderungen der Novelle: den durchsichtigen Aufbau, den raschen Gang der Erzählung, das wunderbar erscheinende, oft paradox-psychologische Problem und seine überraschende Lösung, zu erfüllen gewußt, während gleichzeitig seine wohlgebildete, schmiegsame und anmutige Sprache der Wiedergabe des realistischen Details gerecht wurde.

Nach Heyse und Storm und Keller, deren novellistische Tätigkeit um die Mitte der fünfziger Jahre begann, sind später noch große Poeten der Novelle gefolgt, und einzelne haben auch noch Technik und Komposition der Form erweitert, so vor allem Konrad Ferdinand Meyer, der Meister der Rahmenerzählung. Im ganzen aber war mit den Hauptschöpfungen der drei Meister die Höhe der Novelle des Realismus erreicht.

Inzwischen aber hatte sich schon längst auch eine volle Blüte der größeren Form der Kunsterzählung, des Romans, entfaltet. Entscheidend für ihr volles Aufbrechen waren im allgemeinen die letzten vierziger Jahre; jetzt erhob sich stärker als je bisher jener für den Roman unbedingt erforderliche Wirklichkeitssinn, der sich um 1840, in der Zeit ausgesprochensten Verfalls des jungdeutschen Romans, soweit er schon vorhanden war, von der großen erzählenden Dichtung wieder zurückgezogen hatte.

Währenddes aber hatten Franzosen und Engländer aus der großstädtischen Skizze, deren Entstehung wir kennen gelernt haben[1], längst den breiten Roman der Gegenwart und damit das Hauptstück ihrer Romandichtung im 19. Jahrhundert entfaltet. Konnte nun dieser Roman, der politische, soziale und Sittenroman, ganz ohne Einfluß auf die deutsche Entwicklung bleiben? Er mußte wirken, sobald sich auf deutschem Boden im Verlaufe eigenen Fortschreitens über den jungdeutschen

[1] S. oben S. 242 f.

Roman hinaus das Bedürfnis eines realistischen Zeitromans einstellte.

Die Anfänge eines solchen Bedürfnisses waren nun allerdings in günstigen Fällen und vereinzelt schon im Verlaufe der jungdeutschen Bewegung wahrnehmbar gewesen. Beweisend ist in dieser Hinsicht z. B. der Unterschied des ersten und des zweiten Teils des „Jungen Europas" von Laube. Der erste Teil, 1833 erschienen, hatte noch tief in Technik und künstlerischer Anschauungsweise der Romantik gesteckt; der zweite Teil dagegen, der 1837 herauskam, zeigte außer dem Einflusse von Scott doch wohl auch schon den jüngerer französischer und englischer Romandichtung und führte seiner Technik nach bereits in leisen Andeutungen zu der Art Freytags und Spielhagens hinüber. Allein die vierziger Jahre förderten diese sachten Anfänge wenig, und auch um das Jahr 1848 fielen die ersten Versuche realistischer Gegenwartsromane noch ungeschickt genug aus: und sind darum auch in der Literaturgeschichte von heute fast vergessen. Denn noch konnte man sich nur schwer von der reflexionsreichen Manier der Jungdeutschen trennen, so sehr man deren Überschwenglichkeiten zu meiden suchte; und noch immer hielt man gern eine zerrissene Komposition und eine Austapezierung der Fabel mit Geistreichigkeiten in der Weise Jean Pauls für erforderlich. In dieser Art schrieb man Romane über das Jahr 1848 und über die geistigen Strömungen, welche die Revolution vorbereitet hatten, urteilte man über deren Helden als „kleine Leute aus großer Zeit", suchte man überhaupt nicht bloß zu erzählen, sondern auch, wenngleich möglichst realistisch und objektiv, Standpunkt zu nehmen. Daß das nicht gelang, daß sozialistischen, demokratischen und liberalen Romanen konservative und orthodoxe entgegentraten, lag dann freilich in der Natur der Dinge. Wichtiger war literargeschichtlich, daß unter all diesen den Stoff betreffenden Sorgen die Kunstform vernachlässigt, mindestens nicht in bestimmter Harmonie zum Stoffe entwickelt wurde. Und das galt nicht bloß von den Anfangsversuchen während etwa der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, sondern

mindestens für Österreich noch weit länger; so zeigen z. B. die Romane Alfred Meißners (1822—1885) beziehungsweise Franz Hedrichs (1825—1895) noch bis zu den siebziger Jahren diesen Charakter.

Inzwischen war denn aber doch, in schwerem Ringen mit der Form, der große, der Gegenwartsroman der realistischen Kunst geboren worden. Die Schwierigkeiten, die es hier zu besiegen galt, lagen der Hauptsache nach in der Aufgabe, die neue Kunstform zu begrenzen und ihr im einzelnen zugleich die Technik der objektiven, realistischen Skizze dienstbar zu machen. Da wurde man sich nun allerdings früh und instinktiv des Fundamentalsatzes bewußt, daß der Gegenwartsroman ein Spiegelbild sein müsse aller der unzähligen und vielfach divergierenden Entwicklungsrichtungen, welche diese Gegenwart erfüllten. Wie aber das ungeheuere Bild dieser Tendenzen in seiner Allseitigkeit zu erfassen und auch noch künstlerisch zu bewältigen sei, das war eine weit schwierigere Frage. Die Technik der jungdeutschen Schule war darauf ausgegangen, den Verlauf einer verhältnismäßig einfachen Erzählung mit Reflexionen zu durchsetzen, deren Summe dann ein möglichst lückenloses Weltbild der Zeit liefern sollte. Kam aber auf diesem Wege dies Weltbild wirklich zustande? Im besten Falle doch nur die Darstellung einer subjektiven Weltanschauung. Aber eben dabei wollte sich der fortgeschrittene Realismus nicht mehr beruhigen; er verlangte nach einem objektiven Universalbilde der Gegenwart. Und hier war nun die erste Lösung der Aufgabe die, daß man, um eine Totalität namentlich des sozialen Bildes zu erreichen, in der Fabel sich möglichst viele Arten der Gesellschaft, möglichst viele soziale Ringe schneiden ließ, so daß in den dargestellten Personen die Eigentümlichkeit aller möglichst zur Geltung kam. Wurde dieser Weg völlig zu Ende geschritten, so vermochte man in der Tat wohl der Reflexion zu entbehren: und an ihre Stelle trat allein die Skizze, insbesondere auch die Darstellung der verschiedenen gesellschaftlichen und persönlichen Berührungen als kompositionelles Element.

Das ist etwa die Technik, deren sich Gutzkow zu bedienen suchte, als er sich um 1850, nach einem Jahrzehnt dramatischer und dramaturgischer Tätigkeit, wieder dem Roman zuwandte in der Absicht, diesen zum Gefäß und Werkzeug einer großen politischen wie religiösen und sittlichen Wiedergeburt der Zeitgenossen zu machen. Denn diesem Plane dienen im Grunde die „Ritter vom Geist" (1850—52) wie der „Zauberer von Rom" (1859—61). Aber freilich hat Gutzkow mit den beiden Romanen weder diese oberste Absicht erreicht, noch ist es ihm gelungen, die Kunstform des Romans des „Nebeneinanders" ganz zu entwickeln und auszubauen. Die gleichzeitige Entfaltung des Zustandsbildes wie des Handlungskomplexes innerhalb verschiedener Gesellschaftskreise erforderte eine Höhe des von dem Dichter einzunehmenden Standpunktes und eine Geschicklichkeit in der Leitung der von Kreis zu Kreis bestehenden Zusammenhänge, der sich der Dichter nicht gewachsen erwies. Und so verlief denn das Ganze trotz forcierter Handlung, trotz aller Kunstmittel, Vorgänge indirekt und im Reflex der Absichten und Taten Dritter zu schildern und damit die Einheit des Ganzen zu fördern, schließlich doch ins Unklare: womit denn auch der künstlerische Erfolg auf die Dauer ausblieb. Und doch hatte Gutzkow das genannte Zeitbild schon von vornherein auf zwei Romane verteilt, also auf grundsätzliche Einheit von vornherein verzichtet.

Gutzkows Erfahrungen schon in den „Rittern vom Geist", noch mehr im „Zauberer von Rom" zeigten, daß die Erfassung eines vollen Weltbildes vermöge des Romans des Nebeneinanders außergewöhnlich schwierig, ja vielleicht kaum möglich war. Der weitere Entwicklungsgang der Romanschreibung lief daher darauf hinaus, daß auf die Darstellung eines vollen Weltbildes in einem einzigen Romane verzichtet wurde, und daß nur jeweils einzelne Abschnitte dieses Bildes zur Darstellung gelangten: bis auf diesem Wege wirklich eine gewisse Höhe der Einzeltechnik und der Komposition erreicht wurde.

In diesem Sinne hat schon Auerbach geschrieben, nachdem er sich dem Zeitromane zugewandt hatte; besonders „Auf der

Höhe", das mittlere seiner drei vornehmlich hierher gehörigen Werke, 1865 erschienen, zeigt den Aufbau sich schneidender und zugleich kontrastierender Gesellschaftskreise nur des höfischen und des bäuerlichen Lebens. Allein es läßt sich nicht sagen, daß er die neue Form künstlerisch mit dem vollen, für sie notwendigen Leben erfüllt hätte. Die Stärke seiner Phantasie reichte selbst für diesen engeren Rahmen nicht aus; in seinem ersten Roman „Neues Leben" (1851) hatte er gar noch ganz in der Art der Jungdeutschen reflektiert, und in dem letzten „Das Landhaus am Rhein" (1869) gelangte er, obgleich realistischer, doch nicht zu eindringlich plastischer Zeichnung der Charaktere. Das, was Auerbach an der völligen Beherrschung der großen Romanform hinderte, war wohl der starke ethische, oft fast ins Didaktische entartende Zug seiner Natur: er forderte immer und immer wieder zur Reflexion auf, und er unterband bei dem allgemeinen Wohlwollen, mit dem der Dichter alles, Figuren und Zustände übergoß, die Ausgestaltung der Einzelheiten im Sinne der realistischen Skizze.

Zum eigentlichen Helden des neuen Romans wurde erst Gustav Freytag (1816—1895). Von Freytags großen Romanen gehören zwei in diesen Zusammenhang, „Soll und Haben" (1855) und „Die verlorene Handschrift" (1864). Gleichmäßig in dem einen wie dem anderen wird die Form des Nebeneinanders mit der angeborenen Mäßigung eines starken Kraftgefühls angewendet. Je drei Gesellschaftskreise treten in beiden Romanen zueinander in ein Geflecht von Beziehungen: in „Soll und Haben" der solide christliche Kaufmannsstand, das jüdische Wuchertum und ein leichtsinniger, das Leben genießender Adel; in der „Verlorenen Handschrift" eine Hofgesellschaft, das Gelehrtentum einer Universität und ländlich-agrarische Kreise. Dabei sieht man, wie sich die sozialen Schichten beider Romane gegenseitig zu einem, wenn auch immer noch unvollständigen Gesamtbild deutscher Gesellschaft und deutscher Kultur in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ergänzen: in dieser Hinsicht stehen sie so zueinander wie die beiden Romane Gutzkows aus dem Jahrzehnt von 1850—60. Weit

mehr aber als Gutzkow wurde Freytag Herr der inneren Ökonomie seiner Romane. Da blieb nichts im Zweifel oder im Halbdunkel; mit feinem künstlerischen Takte zeigen sich die Massen gegeneinander abgewogen und in reinster Deutlichkeit zur Darstellung gebracht. Und innerhalb des Rahmens der Komposition reiht sich Bild an Bild und Skizze an Skizze, besonders lebenskräftig und mit zartem Humor erfüllt in „Soll und Haben", schon etwas verblaßter, bereits mit etwas erstarrtem künstlerischem Leben in der „Verlorenen Handschrift". Wie aber wären all diese Vorzüge denkbar gewesen ohne scharfe Erfassung der Charaktere? Doch ist auch hier „Soll und Haben" im Vorteil, während der zweite, um fast ein Jahrzehnt jüngere Roman bereits von einem Streben nach historischer Objektivität erfüllt ist, das den Gelehrten Freytag, den einstigen Privatdozenten der Breslauer Hochschule, ehrt, dem Historiker Freytag, der inzwischen der Nation in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (1859—62) eine erste große Kulturgeschichte geschenkt hatte, wohl anstand: aber dem Zeitroman notwendig Farbe und Leben nehmen mußte.

Denn das war eben die Frage, die sich bei dem Roman des Nebeneinanders doch immer wieder erhob: war mit ihm nun tatsächlich ein Weltbild der Gegenwart, wenn auch nur in Ausschnitten, gewonnen? Es würde der Fall gewesen sein, wenn sich bei dem eingeschlagenen Verfahren alle Subjektivität der Dichternaturen hätte unterdrücken lassen. Aber eben davon war natürlich nicht im geringsten die Rede. Gewiß ist ein Fortschritt in der Objektivität der Darstellung bemerkbar: Auerbach war objektiver als Gutzkow, und Freytag objektiver als Auerbach: und eben mit darum bedeuten Freytags Romane den Höhepunkt dieser Entwicklung. Allein auch bei Freytag kann von einer vollen Objektivität selbst in der „Verlorenen Handschrift" nicht die Rede sein: es ist kein Zweifel, daß aus ihr der bürgerliche maßvolle Liberalismus der Zeit zwischen 1850 und 1870 und eine sehr bestimmte Künstlerpersönlichkeit spricht.

Und war denn gerade im Roman der Gegenwart überhaupt eine wirkliche Objektivität, ein subjektloser Realismus denkbar? Eine jüngere Richtung großer Dichter des Gegenwartromans verneinte es in ihrer Produktion, und einer von ihnen, Spielhagen, hat seine abweichende Auffassung theoretisch begründet. Das Weltbild, das die Objektivisten, wie wir die ältere Richtung wohl nennen dürfen, im Gegenstande gesucht hatten, suchten diese Neueren, Subjektivisten, vielmehr in der Persönlichkeit, in dem Mikrokosmos des Dichters: eben dieser Mikrokosmos solle sich, meinten sie, unbedingt im Makrokosmos des Romanes widerspiegeln.

Da konnte es denn freilich scheinen, als sei man mit dieser Auffassung auf den Reflexionsroman der Jungdeutschen, wenn nicht gar auf Jean Paul zurückgeworfen; und in der Tat hat die Erinnerung an beide die Entfaltung des subjektivistischen Romans längere Zeit begleitet. Es war aber auch eine andere Lösung denkbar. Der Mikrokosmos des Dichters konnte von diesem selbst dichterisch wiedergeboren und plastisch veranschaulicht werden; er konnte dann, ja er mußte ein in seiner Weise eingehendes und klares Bild der Zeit, welcher der Dichter angehörte, ergeben: und vermochte damit sehr wohl in den Mittelpunkt eines Romans gestellt zu werden. Geschah dies aber, so war damit zugleich für den Roman wieder ein kompositioneller Mittelpunkt gegeben, wie er in dem Roman des Nebeneinanders so schwer zu finden gewesen war.

Ein Charakter, erfüllt von dem Mikrokosmos des Dichters, ein auf das Ich des Verfassers mit dichterischer Freiheit aufgebauter Held mußte nun im Zentrum des Romans stehen, und nach seinem Maße, nach der Richtung seines Empfindens und Denkens waren die übrigen Charaktere, war auch die Fabel des Romans zu bilden. Das Subjekt des Dichters erschien damit schließlich anschaulich verobjektiviert in einer ganzen Welt von Gestalten — und in diesem Sinne war ein zwar zunächst nur auf den Dichter bezogenes Weltbild, aber doch immerhin ein Weltbild von unbegrenzter Weite errungen, in welchem das Subjekt des Dichters, eben weil verobjektiviert,

völlig zurücktrat und damit der realistischen Technik der Skizze vollste Herrschaft gesichert schien.

Im Sinne eines solchen verobjektivierten Subjektivismus hat sich nun in der Tat ein großer Zeitroman parallel zu dem Roman des Nebeneinanders, wenn auch etwas später und in seinen Anfängen nicht sogleich deutlich erkennbar, entwickelt.

An die Spitze dieses Verlaufs läßt sich Gottfried Kellers (1819—90) „Grüner Heinrich" (1854) stellen. Der „Grüne Heinrich" enthält bekanntlich, und in den ersten Auflagen besonders deutlich, die seelische Bildungsgeschichte des Dichters selbst; er ist also ein „Ich-Roman" ausgesprochenster Art, wenn auch nicht in dem engen Sinne, daß der Autor in der ersten Person erzählte. Aber er ist weit davon entfernt, Memoirencharakter zu tragen. Als der Dichter Wahrheit und Dichtung über seine Entwicklungsjahre niederschrieb, hatte er mit dieser Zeit schon innerlich abgeschlossen: ja mehr, er hatte auch mit der Entwicklungsgeschichte der Periode des nationalen Geisteslebens abgeschlossen, dem eben diese Bildungsjahre angehörten, und deren getreuer Ausdruck sie in vieler Hinsicht sind. Er war also ganz in der Lage, die subjektiven Hergänge zu verobjektivieren, ja sogar ins Typische zu erheben.

Das, was Keller in seinem Romane gibt, ist daher in Wahrheit die Naturgeschichte einer Spezies des „problematischen Charakters", dessen Periode seine Jugendzeit und dem seine Jugend selber angehört hatte. Insofern ist der „Grüne Heinrich" ein Roman der neuen, soeben charakterisierten Richtung wie nur einer. Wenn er trotzdem und trotz aller seiner hohen zeitgeschichtlichen und persönlichen Bedeutung nicht ganz den entwicklungsgeschichtlichen Höhepunkt dieser Richtung bezeichnet, so liegt das mehr an den Eigenheiten der Formbehandlung im einzelnen. Hier wußte nämlich Keller noch nicht die individuellen, dem Kunstwerk als solchem schädlichen Eigenheiten seiner Persönlichkeit zu unterdrücken. Immer und immer wieder hören wir die Person Kellers mit allen seinen krausen Einfällen dem Erzähler ins Wort fallen, bald in der Art Jean Pauls, bald frühromantisch, bald mit Reminiszenzen an

E. T. A. Hoffmann, bald und vornehmlich auf gut schweizerisch: erziehlich, kantig, knorrig, charaktervoll. Und so entsteht der Eindruck einer gewissen Fortdauer des alten Reflexionsromans: so hoch daher die Erzählung als Kunstwerk für sich stehen mag, so wenig bedeutet sie schon den Gipfelpunkt einer neuen Kunstform.

Auch mit dem Roman seines Alters, „Martin Salander" (1886), hat Keller die volle Höhe dieser Kunstform nicht erreicht. Es zeigte sich, daß es in seiner Natur schlechthin lag, allerlei krause Nebenpfade zu gehen. Dennoch, wie man den Helden des Romans, Salander, den gereiften grünen Heinrich genannt hat, der nun, wenn auch als unverbesserlicher Idealist, so doch kräftig und tapfer fürs Leben einsteht, so erscheint auch der Roman selbst gegenüber dem Jugendwerke des Dichters als ein Erzeugnis höchst ausgereifter Auffassung der Kunst. In einer bestimmten Richtung hat hiermit der „Ich-Roman" immerhin einen Höhepunkt erreicht.

Noch viel weniger als Keller ist Wilhelm Raabe (geb. 1831) in dem engeren, sozusagen technischen Sinne des Wortes ein Künstler zu nennen. Während Keller in der Hauptsache die Herrschaft der Form anerkennt, wenn auch in immer noch stark fühlbarem Gegensatz zu seinem engeren Landsmann Conrad Ferdinand Meyer, dem Künstler von Gottes Gnaden, so scheint es bisweilen, als wenn Raabe überhaupt den Sinn dafür verlöre, was eigentlich ein Kunstwerk sein müsse. Wahllos spaziert er in dem Garten der Poesie umher, pflückt Blumen, wo er sie findet, und windet sie zum Kranz, wo und wie er sie gefunden hat: — aber freilich Blumen von den sonderbarsten Farben und vom berückendsten Dufte. Dennoch mag er mit seinen großen Erzählungen aus der Gegenwart der subjektivistischen Dichtung des realistischen Romans zugezählt werden: denn das, was ihn innerlichst kennzeichnet, ist das Untertauchen jeglichen Stoffes in seine Subjektivität, die bewußte Färbung des jeweiligen Abschnittes aus dem Weltbild, das er bietet, nach seiner Persönlichkeit. Nur daß er gar nicht darauf aus ist, gerade bestimmte, wohl gar sich ergänzende Abschnitte dieses

Weltbildes zu gestalten. Er ist kein Systematiker. Er will nicht Typen schildern. Das, was er sucht, ist etwas ganz anderes, ist das Original. Originale — wie er selbst — sind seine Helden, von dem Schreiber der „Chronik der Sperlingsgasse" (1857) an über die Figuren des „Hungerpastors" (1864) hin bis zum „Schüddérump" (1870) und darüber hinweg: — und Originale bleiben seine Helden auch, insoweit er sich, vornehmlich in späteren Zeiten, mehr historischen Stoffen, etwa solchen des 16. bis 18. Jahrhunderts, zuwendet. Denn bei seiner Art sind eigentlich auch seine historischen Romane Gegenwartsromane, da sie ganz von der Subjektivität ihres Autors durchtränkt sind. Natürlich zeigen aber unter diesen Umständen auch die untergeordneten Fragen der Formgebung Raabe vielfach auf besonderen Wegen. Er reflektiert noch, wie Jungdeutsche und Romantiker, vor allem aber wie Jean Paul, mit dem er durch Verwandtschaft des Charakters verbunden ist. Aber daneben weiß er auch aufs wunderbarste realistisch zu schildern: welche unendliche Fülle unvergeßlicher Skizzen stehen in seinen Erzählungen aneinandergereiht. Freilich fehlt auch in ihnen nicht ein eminent subjektives Element: die persönliche Stimmung. In dieser Hinsicht weist Raabe vorwärts; er geht den literarischen Impressionisten so voraus, wie die Stimmungslandschaft der ausgebildeten Malerei der freien Luft und des Lichtes.

Das aber, was Raabe nicht gelingt, die volle Verobjektivierung des dichtenden Subjekts im Roman: das erreicht etwas später und in gewissem Sinne schon weit jenseits der Zeitgrenzen der Periode der realistischen Erzählung Friedrich Vischer (1807—1887) in seinem Romane „Auch Einer". Die Grundrichtung, der Vischer bei der Abfassung dieses Romans folgte, hat er selbst in einer Stelle des Tagebuchs seines Helden vortrefflich geschildert. „Goethe hat gesagt, der Humor sei zwar ein Element des Genies, aber, sobald er vorwalte, begleite er die abnehmende Kunst, zerstöre und vernichte sie zuletzt. Das ist doch nur wahr, wenn man unter ‚Vorwalten' außer dem Überhandnehmen besonders versteht eine Einmischung in das Dichtwerk auf Kosten der Objektivität. Belehrend ist hierin Jean Paul; das humoristische

Ich des Dichters drängt sich zersprengend in das Bild, das er geben soll. Er verwechselt Dichter und Gedicht. Er will Narren oder seltsame Begebenheiten vorführen, und statt dessen führt er seltsam und närrisch vor. So wird der reiche, herrliche Geist ungenießbar, und niemand liest ihn mehr — leider! Sollte es aber nicht eine schöne Aufgabe sein, zu zeigen, daß es auch einen Humor gibt, der dieser Versuchung widersteht und ein Bild des Närrischen mit der Objektivität des Künstlers entwirft und durchführt? Zweite verbesserte Auflage Jean Pauls, der mit Unrecht zu den Toten geworfen ist? Auferstandener, genießbar gewordener Jean Paul?" Das ist es, was Vischer in seinem Roman hat geben wollen, indem er in seinem Helden den deutschen Idealisten schildert, der doch immer und immer wieder durch ein elendes kleines Gebrechen, einen chronischen Katarrh, in seinen idealsten Bestrebungen behindert wird: und indem ihm dies verobjektivierte Bild, das humoristisch und poetisch widergespiegelte Bild seiner selbst gelungen ist, hat er mit seinem Roman einen der Höhepunkte des subjektivistischen Romans des Realismus erreicht — wenn nicht gar die Formen dieses Romans schon zugunsten eines primitiven und doch schon idealistischen Impressionismus gesprengt[1].

[1] Die Dichtergruppe Keller-Raabe-Vischer wird man vielleicht mit gleichem Rechte in eine Geschichte des deutschen Impressionismus einbeziehen können, wie das innerhalb der Entwicklung der bildenden Kunst mit der Gruppe Feuerbach-Böcklin-Thoma-Klinger geschehen kann (und von mir im ersten Ergänzungsband der Deutschen Geschichte S. 143 ff. durchgeführt worden ist). Denn betrachtet man den sehr fortgeschrittenen Realismus der Technik bei ihnen als primitivsten Impressionismus, so gehören sie offenbar diesem Zusammenhange an. Ob man aber einen aufs höchste entwickelten Realismus schon Impressionismus nennen will, ist im Grunde willkürlich: es handelt sich um eine kontinuierliche Entwicklung, in welche jede Zäsur ein in gewissen Grenzen freier Behandlung fähiges Element hineinträgt. Sind die drei Dichter hier in den Zusammenhang der Darstellung des Realismus einbezogen worden, so ist es geschehen, um dessen Ausgang bei anderen Dichtern, wie z. B. Spielhagen, um so klarer erscheinen zu lassen. Die Tatsache, daß Keller, Raabe und auch Vischer heute noch viel gelesen werden, spricht aber auch und zwar ganz besonders dafür,

Einen anderen entwicklungsgeschichtlichen Höhepunkt der subjektivistischen Richtung des realistischen Romans bezeichnen die Werke Spielhagens (geb. 1829). Spielhagen hat einmal geäußert: „I was always of opinion — Ich war immer der Meinung — das ist der recht eigentliche Anfang für den modernen Roman. Der epische Dichter unserer Tage hat uns nichts zu sagen als: Ich habe diese Meinungen von Gott und den Menschen, und so bin ich zu diesen Meinungen gekommen." In der Tat hat Spielhagen damit das eigentliche Wesen seiner Romandichtung richtig beschrieben. Aber neben diese absolute Subjektivität des innersten Erlebnisses trat bei ihm ein anderes: die absolute und weiter und tiefer als bei irgendeinem andern Dichter dieser Richtung fortgeführte Verobjektivierung dieses Erlebnisses in der Form. Und das eben erhebt seine Romane zu reineren Kunstwerken, als es die stofflich vielfach weit bedeutenderen Werke Kellers und Raabes und auch Vischers geworden sind: wenn es zu einer abgeklärten Kunstform des objektivierten Ich-Romans des ausgehenden Realismus überhaupt gekommen ist, so hat Spielhagen sie entwickelt, wie er denn auch oft und gern über diese Kunstform systematisch nachdachte.

Spielhagens erster großer Roman, die „Problematischen Naturen" (1860—61), führt in die vormärzliche Zeit: es ist die reifste Darstellung der verschiedenen wichtigsten Abarten der problematischen Naturen, die wir in unserer Literatur besitzen. Dabei ist der Standpunkt zu dem Thema etwa so genommen, wie in Kellers „Grünem Heinrich"; der Dichter betont gegenüber dem Überschwang der vierziger Jahre, daß Großes, ja Dauerndes nur geschaffen werden kann, wo man ruhigen Fußes auf fester Erde steht. Sozialen Problemen sind dann die folgenden Romane, „Die von Hohenstein", „In Reih und Glied", „Hammer und Amboß" (1863, 66, 69), gewidmet, wie denn dem Dichter die gesellschaftlichen Fragen der Zeit näher stehen als die politischen; und in den meisten Fällen verknüpft sich

daß sich in ihnen schon impressionistische Elemente in einer gewissen Entwicklung finden.

ihm mit der Darstellung sozialer Verhältnisse zugleich die Lösung eines sozialen Programmpunkts.

Eben dies ist nun aber charakteristisch. Gewiß beherrscht Spielhagen ganz die Technik des realistischen Romans; er ist ein vortrefflicher, breitbehaglicher Erzähler, eine episch beanlagte Natur; von großer Eindringlichkeit und Treue sind auch seine landschaftlichen Bilder, namentlich soweit sie den Boden seiner Kindheit, das Meer und die Ebenen und Berge Pommerns schildern. Aber darüber hinaus schob ihm der Ausbau der Technik des Ich-Romans, den er seiner innersten Beanlagung nach mit steigender Konsequenz verfolgte — ist doch „Hammer und Amboß" auch insofern ein Ich-Roman, als der Held in der ersten Person erzählt —, fort und fort bestimmtere Tendenzen zu. Das um so mehr, als Spielhagen von vornherein mit seinen Romanen nicht bloß die Zeit widerspiegeln, sondern auch auf sie wirken wollte. Es war der Punkt, in dem er von allen großen Romanschreibern der Zeit von 1850—1880 vor allem Gutzkow am innigsten verwandt war: es war die Stelle, von der aus seine Romane immer mehr zu Tendenzromanen wurden, allzu starken Gegenwartswert erhielten und darum dem Interesse schon der nächsten Zukunft, der heutigen Gegenwart, verloren gingen.

Indes auch ganz allgemein entstand dem subjektivistischen Zeitroman aus diesen Zusammenhängen her bald eine große Gefahr. Denn wenn sich in dem Romane ausgesprochen sei es politischer, sei es sozialer, sei es sittlicher Tendenz die Persönlichkeit des Dichters zu sehr hervordrängte: lag es dann nicht nahe, daß die Personen, und selbst das Hauptbild, statt nach dem Totalbilde des Autors geformt zu sein, vielmehr schemenhafte Träger, bloße Gestelle gleichsam gewisser einseitiger Richtungen und Teiltendenzen dieses Totalbildes wurden? Die Schwierigkeit war schon von Auerbach nicht ganz vermieden worden, klarer hervor trat sie in der allzustarken Idealisierung gar vieler Gestalten bei Spielhagen: ein Schritt noch, und man war beim Verfall des subjektivistischen Romans, beim Tendenz- und Thesenroman und Schlimmerem angelangt.

Die Gefahr wurde allgemein, sobald die Technik des neuen Romans aus den seelischen Voraussetzungen der realistischen Zeit her einmal feststand und ihr Gebrauch den zahlreichen Romanfabrikanten möglich wurde, die seit den geistigen und politischen Emanzipationskämpfen des Bürgertums in immer wachsender Anzahl auftraten: und ihr Eintritt bezeichnet insofern auch entwicklungsgeschichtlich den Verfall des realistischen Romans. Für den mehr äußeren Verlauf aber bildete in dieser Hinsicht das Jahr 1870 einen gewissen Abschnitt. Seitdem wuchs die Bedeutung der Presse für die Erzeugung von Romanen in Zeitschriften wie Zeitungen außerordentlich und trat zugleich, eine wichtige Erscheinung in der Bewegung der modernen Frauenemanzipation, der Frauenroman noch stärker als bis dahin hervor. Beides förderte die Dutzendware, und in dieser waren die Autoren nur zu leicht geneigt, bestimmte Tendenzen, die Frauen zumeist die der Emanzipation des Weibes zu fördern.

Aber auch die großen Vertreter des Zeitromans vor 1870 wie einige neu eintretende Romanschreiber, die schon vor 1870 Bedeutung erlangt hatten, betraten nach 1870 nur zu gern den Weg ausgesprochenster Tendenzdichtung. Der Anlaß dazu war, abgesehen von der allgemeinen Verfallstendenz, zumeist ein doppelter; die in den liberalistischen Anschauungen der letzten Jahrzehnte groß gewordenen Männer fanden sich in dem politischen und sozialen Leben des neuen Reiches nicht zurecht, empfanden auch wohl unmittelbaren Widerwillen gegen die großen staatsmännischen Begründer des neuen Zustandes, und die in die künstlerischen Anforderungen des Realismus derselben Zeit eingelebten Autoren vermochten es nur mit Mühe oder verschmähten es ausgesprochenermaßen, sich den künstlerischen Anforderungen des Impressionismus anzupassen, wie sie mit den achtziger Jahren immer dringlicher erhoben wurden. Beide Motive förderten seit 1870 den politischen und sozialen und seit etwa 1875 den literarischen Tendenzroman in bestimmtester Weise.

Was dabei schließlich das künstlerische Ergebnis war und bei ganz ausgesprochener Tendenz sein mußte, das zeigte nur

zu deutlich Gutzkows letzter Roman, die „Neuen Serapionsbrüder", vom Jahre 1877. Er brachte den vollen Rückfall in den Reflexionsroman der Jungdeutschen: die Charaktere nur leere Typen, ja nicht einmal dies, blutlose Skelette vielmehr zu Tendenzen; die Komposition formlos; die Einzelheiten nicht mehr anschaulicher Skizze verdankt, sondern abstrakte Reflexion, Kritik, Satire, ja Invektive.

Nun sind gewiß nicht alle Tendenzromane so augenscheinlich in diese Fehler verfallen, im ganzen aber näherten sie sich ihnen dennoch, und ihre Gesamtheit bildete, als solche betrachtet, bei allem Schönen im einzelnen doch nur einen Nachtrab gleichsam der Hauptarmee der großen Romane zwischen 1850 und 1870. Dahin gehören Romane politischer und sozialer Tendenz wie Spielhagens „Sturmflut" (1876), „Was will das werden?" (1887), „Der neue Pharao" (1889); hierhin sind auch Paul Heyses mit den „Kindern der Welt" (1873) beginnende Romane zu zählen, vor allem „Im Paradiese" (1885). Literarischer, dem Impressionismus feindlicher Tendenz waren dann später Heyses „Merlin" (1892), Wilbrandts „Hermann Ifinger" (1892), Spielhagens „Sonntagskind" (1893), und gegen die Nietzschesche Philosophie, speziell den Übermenschen, wandten sich Wilbrandts „Osterinsel" (1894), Heyses „Über allen Gipfeln" (1895) und Spielhagens „Faustulus" (1897).

Aber schon hatte inzwischen das Zeitalter des realistischen Romans noch eine weitere letzte, über den bloßen Tendenzroman nochmals hinausgehende Verfallserscheinung besonders bezeichnender Art gezeitigt: der Thesen- und Feuilletonroman hatte sich eingefunden.

Diese Romanform blieb freilich auf deutschem Boden der Hauptsache nach immer eine fast ausschließlich Berliner Erscheinung. Sie konnte nur in dem Berlin nach 1870 erwachsen, und sie bedurfte, um wurzelfest zu werden, ständig ausgeprägt großstädtischer Zustände. Worin bestand nun ihre Eigenart? Die Skizze, diese Zelle des größern Organismus des Romans, war als selbständige literarische Gattung im Verlaufe des immer mehr anschwellenden Wachstums der Zeitungsliteratur schließlich

der Hauptsache nach auf den Raum unter dem Striche verwiesen worden: war in gewissem Sinne Feuilleton geworden und stand hier neben dem belehrenden Aufsatze etwa wie die Novelle neben dem wissenschaftlichen Essay. Das hatte dann zur Folge, daß sie nicht selten auch einen bestimmten Thesencharakter annahm: für den Beweis einer bestimmten Behauptung gebraucht wurde. Dieser Charakter aber übertrug sich danach auch auf den Roman unter dem Striche, der, wollte er das Interesse der Leser dauernd fesseln, ja bis zu einem gewissen Grade in der Form von einzelnen Feuilletonskizzen gearbeitet sein mußte. War dies die gleichsam technische Entstehung des Feuilleton- und Thesenromans, so begegnete diese sich noch zugleich mit einer inhaltlichen und wichtigeren Entwicklung. Die Tendenz, das Leitmotiv des Tendenzromans, war eine politische, sittliche, soziale Richtung von langem Atem gleichsam gewesen, eine Richtung, die einen ganzen Menschen charakterisierte. Demgegenüber entwickelte sich nun mit der steigenden Hast des Berliner großstädtischen Lebens die These als gleichsam nur ein Ausschnitt, nur ein Moment einer Tendenz. Eine These ist z. B. die von Paul Lindau in seinem Roman „Arme Mädchen" (1887) erörterte Frage, ob „ein Mann von Ehre auch dann verpflichtet sei, die Wahrheit zu sagen, wenn durch eine wahrheitsgetreue Aussage der Ruf der Frau gefährdet, ihre Ehre vielleicht vernichtet wird". Man sieht: die These ist recht eigentlich nur das Erzeugnis eines besonderen Momentes und greift nicht entfernt so weit und so tief wie eine Tendenz: und eben hierin liegt es begründet, wenn ihr Emporkommen auch inhaltlich auf die Entstehung der Feuilletonskizze und des Feuilletonromans als eines Thesenromans hindrängte.

Unter den gegebenen Umständen versteht es sich nun eigentlich von selbst, daß die neue Form zuerst in den großen Weltstädten des Westens, vor allem in Paris ins Leben getreten ist; hier hat Dumas fils in den fünfziger Jahren die ersten Thesenromane geschrieben. Und natürlicherweise hat diese frühere Entwicklung des Westens die Berliner nicht wenig beeinflußt; insbesondere deren Hauptvertreter, Paul Lindau (geb. 1839), hatte eine ganz

französische literarische Durchbildung genossen. Aber auch die übrigen Romanciers dieser Richtung, Mauthner etwa (geb. 1849) und Dernburg (geb. 1833), standen unter französischem Einfluß. Von ihnen hat Dernburg mehr die Seite des bloßen Feuilletonromans bearbeitet; der vollen Thesenarbeit näher stand Lindau. Das Ergebnis aber waren bei allen dreien Werke mehr von kulturgeschichtlichem als von literargeschichtlichem Werte; Romane, die zudem chronologisch teilweise schon außerhalb der Zeitgrenze des eigentlichen Realismus liegen, dem sie doch innerlich, wenn auch als Elemente des Verfalls, noch zugehören.

Muß aber jetzt, am Ende dieser Darstellung des zeitgenössischen Romans während der Zeit des Realismus, noch gesagt werden, daß die eigentlich bewegende, wenn auch schließlich zugleich aushöhlende Kraft dieser ganzen Entwicklung keineswegs bloß die spezifische Phantasietätigkeit, sondern in nicht geringem Grade auch die wissenschaftliche Bewegung war? Immer mehr traten in dieser Entwicklung intellektualistische Tendenzen hervor, immer stärker schwand das reine Spiel bloßer Einbildungskraft: näher kam die Zeit, da man die Romandichtung als die genaue Beschreibung nur von menschlichem Geschehen, ihre Denkmäler als wissenschaftlich fundamentierte Documents humains bezeichnen konnte. Bei diesem nahen Verhältnis der Wissenschaft zur Dichtung versteht es sich denn, daß die Geschichtswissenschaft, nun schon die zentrale Disziplin der Geisteswissenschaften wie neuerdings die beginnende Herrin auch der Naturwissenschaften, besonders starke Spuren in der intellektualistischen Beeinflussung der Dichtung zurücklassen mußte. Neben dem Roman der Gegenwart stand während des ganzen Verlaufes der realistischen Zeiten, ihn schließlich überflügelnd, der historische Roman, der Roman der Vergangenheit.

In diesen Zusammenhängen liegt es vor allem zugleich begründet, daß der historische Roman seiner inhaltlichen Grundlage nach fast ganz ein Kind der Geschichtswissenschaft und der Geschichtschreibung war: von ihnen erhielt er den zubereiteten Stoff oder, wenn dieser nicht schon behauen vorlag, die An-

weisungen, nach denen er zu finden, zu brechen und zu bearbeiten war. Und darum gliedert sich der historische Roman des Realismus an erster Stelle nicht nach den Entwicklungsmomenten einer ihm etwa innewohnenden Kunstform, sondern vielmehr nach den um 1850, 1860 oder 1870 bestehenden Entwicklungsmomenten der historischen Kunst und Forschung. Denn erst nach getroffener Stoffwahl und Stoffdisposition wurden dann, für die feinere Disposition des Romans als Kunstwerk, die Einflüsse des Gegenwartsromans, vornehmlich seiner objektivistischen und subjektivistischen Ausbildung bemerkbar. Doch brachte es der historische, an sich zur Objektivität auffordernde Stoff dabei mit sich, daß die subjektivistische Teilentwicklung weniger vertreten war: und da sie im Gegenwartsroman im allgemeinen die modernere war, so ergab sich daraus, daß der historische Roman im ganzen und großen mehr auf den technischen Anfangsstufen des realistischen Romans zu verharren pflegte.

Die geschichtliche Forschung und Kunst stellte in dieser Zeit im großen und ganzen drei Arten der Aufbereitung und des Vortrags eines historischen Stoffes zur Verfügung: das einfache Referat der Tatsachen, mochten sich diese nun auf Handlungen namentlich der politischen Geschichte oder auf die archäologische Wiedergabe von Zuständen (die sogenannte niedere Kulturgeschichte) beziehen; ferner die Ideengeschichtschreibung, in der die ungeheure Masse der überlieferten Tatsachen eines Zeitverlaufs dem Einflusse gewisser Ideen untergeordnet erschien; und endlich die kulturgeschichtliche Behandlung, welche die Tatsachen einer Zeit im Grunde schon, wenn auch noch sehr vage und unbestimmt, als Ausfluß einer der ganzen Zeit zugrunde liegenden besonderen seelischen Disposition, als Äußerung der „Kultur" dieses Zeitalters ansah.

Alle diese Formen der Behandlung geschichtlicher Stoffe wurden nun auch im historischen Romane angewandt, und zwar durchgängig in der objektivistischen Kunstform des Gegenwartsromans: so daß man einen referierenden, teils auf Handlungen,

teils auf Zustände gerichteten, einen ideengeschichtlichen und einen kulturgeschichtlichen Roman unterscheiden kann.

Von diesen Formen war aber natürlich die referierende die verbreitetste, schon deshalb, weil sie altherkömmlich war und die wenigsten Schwierigkeiten bot; höchstens daß der Zustands- oder archäologische Roman, der Roman des geschichtlichen Genrebildes, etwas mehr gepflegt wurde als bisher.

Wer aber wird nun die Erzeugnisse gerade der Kunst des referierenden Romans alle herzählen wollen, die sich so oft in dem niedrigsten Unterhaltungsbedürfnis verlor? Hier wären etwa nur die Romane der Luise Mühlbach (1814—73) zu nennen, die namentlich die Helden des 18. Jahrhunderts in ihren Gräbern aufstörten, daneben die späteren Produkte Emil Brachvogels (1824—78), aus etwas jüngerer Zeit auch die zahlreichen Bände von Felix Dahn (geb. 1834), der die Gattung mit viel Schwung und einem großen Talent der Inszenesetzung gepflegt hat. Haben diese Autoren besonders politisch-historische und anekdotisch-historische Romane geschrieben, so erstreckten sich Ausläufer einer ihnen verwandten Praxis bis in die Gegenwart, so die zeitgeschichtlichen Erzählungen Hermann Gödsches, der in den fünfziger bis siebziger Jahren unter dem Namen Sir John Retcliffe schrieb, sein „Sebastopol" etwa (1856—57) und sein „Puebla oder die Franzosen in Mexiko" (1865—68), und die verwandten Geschichten Gregor Samarows (Pseudonym für Oskar Meding), der seit Anfang der siebziger Jahre die Firma Gödsche übernahm und mit verstärkten Kräften fortführte. Der archäologischen Form des referierenden Romans aber huldigten noch viel mehr Autoren; und hier kam es zu Schöpfungen, die sich ganz besonderer Gunst des lesenden Publikums erfreuten und teilweise diese Gunst auch von künstlerischem Standpunkte aus verdienten: Scheffel schrieb 1855 seinen „Ekkehard"; Ebers begann 1864 mit seinen ägyptischen Romanen, denen später auch solche aus dem deutschen Mittelalter folgten, Ernst Eckstein verarbeitete seit den achtziger Jahren in Römerromanen vornehmlich die der Zeit besonders interessanten Jahrhunderte der Kaiserherrschaft.

Die höher strebenden Dichter des historischen Romans aber wandten sich im allgemeinen von der referierenden Form, deren populäre Reize freilich nie vergehen werden, ab und dem ideen- und dem kulturgeschichtlichen Romane zu.

In den Vordergrund trat dabei sehr bald der kulturgeschichtliche Roman, der übrigens das Hereinspielen ideengeschichtlicher Elemente, z. B. der Idee des preußischen Königtums, nicht auszuschließen brauchte. Sehr begreiflich: die allgemeine seelische Haltung einer Zeit und eines Volkes, das was man im weitesten Sinne des Wortes Zeit- und Volksgeist nennen kann, erschien in diesen Jahrzehnten besonders geeignet, als Grundlage einer Romandichtung der Vergangenheit zu dienen: ein historischer Roman auf dieser Basis bedeutete ja eigentlich nichts als die Übertragung des eben mühsam in Entwicklung begriffenen Wesens des Gegenwartromans in die Vergangenheit. Den Verlauf einer geschichtlichen Idee — dies Wort im Sinne der Geschichtswissenschaft des Realismus verstanden — oder gar mehrerer solcher Ideen in einem Romane darzustellen, erwies sich dagegen als schwierig, weil sich das Wesen der Idee alsbald in dem Oberbau des Romans, in der Handlung selbst verkörpern mußte: womit denn der Ideenroman sich sofort bedenklich der eigentlichen Ideengeschichte näherte und das phantasievolle, ja sogar das künstlerische Moment im höheren Sinne, das Moment vollendeter künstlerischer Freiheit, vermissen ließ. Und so haben denn die ideengeschichtlichen Romane ihre Autoren meist wenig befriedigt und auch die Liebe der Nation nur wenig gewonnen: weder Freuzels, noch Rodenbergs, noch Laubes Werke sind viel gelesen worden.

Dem kulturgeschichtlichen Romane dagegen gehörten mit die gefeiertsten Erscheinungen des historischen Romans der Zeit an. Schon das war bezeichnend, daß gerade diese Richtung in Meinholds „Bernsteinhexe" (1843) einen trefflichen Vorläufer gehabt hat, so wie etwa Jeremias Gotthelfs Schriften um dieselbe Zeit den Charakter des viel späteren impressionistischen Romans vorwegnahmen: es handelte sich beim kulturgeschichtlichen Romane um eine tiefere, originäre Bewegung, nicht nur

um einen Seitenweg und Nebenzweig der literarischen Entwicklung.

Die eigentliche Aufgabe der kulturgeschichtlichen Erzählungskunst hat wohl Riehl zuerst bewußt und deutlich formuliert: „auf Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit solle man freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Konflikten walten lassen". Es war das Programm vor allem der kulturgeschichtlichen Novellen Riehls selber, die 1856 erschienen; auf die große Form des Romans hat es vollendet Freytag angewandt. Und indem dies geschah, erfolgte zugleich eine besondere Ausgestaltung des Romans als Kunstwerk.

Es ist früher die Rede davon gewesen, daß der große Gegenwartroman, insofern er ein volles Weltbild geben wollte, als stoffliche Grundlage seiner Kunstform eigentlich einen Schauplatz haben mußte, auf dem sich die Ringe aller wichtigen Gesellschaftskreise der Zeit trafen und schnitten[1]. In diesem Sinne hatte Gutzkow in Deutschland zuerst die Aufgaben dieses Romans gefaßt. Es war aber auch noch eine andere, grundsätzlich allerdings wohl unvollkommenere Lösung der Aufgabe denkbar: man konnte die verschiedenen Haupttendenzen der Zeit in einzelnen Romanen vorführen, denen man unter sich einen gewissen Zusammenhang gab; man konnte eine zyklische Form wählen. Diese zyklische Form ist für den Gegenwartsroman zuerst in Frankreich gefunden worden, anfangs, von Balzac, in einer sehr losen Praxis; denn erst nachträglich hat Balzac gewisse Romane zu dem großen Zyklus seiner Comédie humaine zusammengefaßt; später weit ernster von Zola in den Rougon-Macquard. Außerhalb Frankreichs aber ist dann die zyklische Form des Gegenwartsromans auch in Deutschland versucht worden; die Feuilletonromane „Berlin" und „Berlin W" Lindaus und Mauthners gehören ihr an.

Von ganz anderen Motiven her konnte nun aber die zyklische Form auch für den historischen Roman von Bedeutung werden. Während sie für den Gegenwartsroman nur eine

[1] S. oben S. 252 ff.

Erleichterung in der Darstellung des sozialen Nebeneinanders brachte, ohne dafür absolut notwendig zu sein, wurde sie unerläßlich und darum künstlerisch auch erst ganz berechtigt, wenn sich im Bereiche des historischen Romans die außerordentliche Absicht kundgab, das Aufeinander des Geistes und der Gesittung der Kultur verschiedener Zeitalter zur Darstellung zu bringen.

Das aber war Freytags Meinung in seinem letzten Werke, den „Ahnen" (1872—1880): denn die einzelnen Romane dieses Zyklus: Ingo und Ingraban, Das Nest der Zaunkönige, Die Brüder vom deutschen Hause, Markus König, Die Geschwister, Aus einer kleinen Stadt, boten die Geschichte eines deutschen Geschlechts, dessen Generationen reiche Schicksale in der deutschen Kulturwelt der Urzeit und in den Zeiten der Karlingen, der Sachsenkönige, der Staufer, der Reformation und der folgenden Jahrhunderte erlebten. Freilich kann man, ganz abgesehen von der Tatsache, daß die dichterische Kraft Freytags während der Ausführung des Zyklus derart ermattete, daß die letzten Romane nur noch als mittelmäßige Kunstwerke gelten können, die Frage erheben, ob ein solcher Zyklus überhaupt noch vollen künstlerischen Wert besitzen könne. Da nämlich das verbindende Moment nur bei oberflächlicher und äußerlicher Betrachtung der Generationenablauf desselben Geschlechtes ist, während in Wahrheit der Kulturverlauf, d. h. etwas in Form der Schilderung von wenigen konkreten Personen schwer, wenn nicht unmöglich Darstellbares, die einzelnen Teile miteinander verknüpft: so schwindet für den inneren Zusammenhang eigentlich das unmittelbare, anschauliche, nur in der Tiefe persönlicher Charakteristik erfaßbare dichterische Interesse — und in den Vordergrund schiebt sich der Drang zuständlicher Vergleichung, ein rein kulturgeschichtliches Interesse: — und die Kunst weicht der Wissenschaft.

Und so war es denn schließlich nicht anders: an diesem entscheidendsten, umfassendst durchdachten aller historischen Romane zeigte sich, daß die ganze Gattung doch eigentlich eine Zwittergattung zwischen Kunst und Wissenschaft war trotz ihrer Blüte in dieser Zeit; und daß diese Blüte nicht einem besonderen dichterischen Aufschwung, sondern vielmehr dem Überwiegen

wissenschaftlichen Denkens, dem Triumph des Historismus innerhalb der Kunst verdankt wurde. Der historische Roman ist darum auch mit dem Schwinden des Historismus seit den achtziger Jahren als Gattung sehr zurückgegangen, wenngleich sich gerade auf kulturgeschichtlichem Gebiete noch später so treffliche Erscheinungen verzeichnen lassen wie die Romane Hausraths (G. Taylors), und wenngleich gerade Hausrath noch neuerdings einen lehrreichen Versuch gemacht hat, wenigstens in einem Novellenkranz die zyklische Form des historischen Romans in einer neuen Auffassung wiederum zu beleben („Unter dem Katalpenbaum", 1900).

Indes der historische Roman verlief doch nicht bloß in der bisher geschilderten objektivistischen Reihe von Erscheinungen. Vielmehr machte sich auch in ihm die Subjektivität der Dichter geltend. Nun ist ja diese Subjektivität selbstverständlich nirgends ganz ausgeschlossen, so wenig wie dies in der Geschichtschreibung und in der Geschichtswissenschaft und auch in der Naturwissenschaft der Fall ist. Aber nicht darum handelt es sich hier, ob überhaupt Subjektivität vorlag oder nicht, sondern ob das subjektive Element bewußt zugelassen oder gar vorgeschoben wurde. Und da ergibt sich denn für den durchgebildeten geschichtlichen Roman des 19. Jahrhunderts die bemerkenswerte Tatsache als eine der merkwürdigsten Ausdrucksformen eines allgemein subjektivistischen Seelenzustandes, daß selbst in dieser Kunstform, die Objektivität und nur Objektivität zu fordern scheint, eine voll subjektivistische Entwicklungsreihe zu verfolgen ist.

Die Anfänge auf diesem Gebiete lagen in der an und für sich noch nicht so auffälligen Erscheinung, daß der referierende historische Roman, soweit er politische Handlungen darstellte, nicht selten auch parteipolitisch gefärbt war; man hat feudale und radikale, liberale und konservative, orthodoxe, klerikale und kirchlich freisinnige historische Romane erlebt. Bezeichnender war schon, daß auch in den archäologischen Roman nicht nur Zeittendenz, sondern ebenso sehr Subjektivität eindrangen; Scheffels „Ekkehard" reflektiert in der Schilderung des Titelhelden nicht

bloß Zeitrichtungen des 19. Jahrhunderts, sondern enthält auch starke persönlich-dichterische Momente. Später aber entwickelte sich, vornehmlich auf dem archäologischen und dem kulturgeschichtlichen Gebiete, geradezu ein subjektiver Stimmungsroman, dessen Meister vornehmlich Jensen (geb. 1837; „Nirwana" 1877, „Um den Kaiserstuhl" 1878) und Raabe (z. B. „Das Odfeld" 1888) geworden sind.

Freilich: das Element, das namentlich im kulturgeschichtlichen Roman die Möglichkeit dieser Entfaltung ergab, war doch nicht das ungebrochen subjektive, das sich im Gegenwartsroman aussprechen kann. Handelte es sich hier vornehmlich um die Objektivierung des eigenen Ichs im Haupthelden, so trat im kulturgeschichtlichen Roman vielmehr die Frage auf, inwieweit die Schilderung der seelischen Haltung eines bestimmten Zeitalters durch subjektive Momente der Dichterpersönlichkeit beeinflußt werde: nicht Schilderung eines Charakters, sondern einer Stimmung, nicht Behandlung der Personen, sondern der Umwelt im weitesten Sinne kamen in Betracht. Man kann daher hier recht eigentlich von Stimmungsromanen reden, will man das subjektive Element andeuten.

Nun vermochte aber auch dies Element wiederum verobjektiviert zu werden, indem es aus dem Munde einer anderen Person eines anderen Zeitalters zur Aussprache kam. So ließ z. B. Conrad Ferdinand Meyer die „Hochzeit des Mönches" am Hofe der Skaliger durch Dante erzählen. Dabei versteht sich, daß solche Kunststücke historischer Rahmenerzählung nur großen Meistern der Technik gelangen.

C. F. Meyer (1825—1898) aber war einer dieser Meister. Auch da, wo er nicht, wie er es mit Vorliebe tat, durch den Mund zweiter Personen erzählte, war er Herr einer bis zum Verschwinden fast alles Subjektiven objektivierten historischen Stimmung. Schon sein Gedichtzyklus „Huttens letzte Tage" (1871), im Grunde das Gerüst einer großen kulturgeschichtlichen Erzählung, brachte das deutlich zum Ausdruck; spätere Schöpfungen, freilich namentlich auf dem Gebiete der Novelle, oft aber mit dem Inhalt eines ganzen Romans, haben das

dann bestätigt; am wenigsten freilich vielleicht sein einziger Roman („Jürg Jenatsch" 1876). In Meyer ist damit vielleicht nicht der beste geschichtliche Erzähler, gewiß aber der größte Künstler der historischen Erzählung dahingegangen.

* * *

3. In der Kunsterzählung fand die darstellende Phantasie des Realismus ihren eigentlichen Ausdruck.

Natürlich wurde damit die Prosa die eigentliche Form der Dichtung; die gebundene Form trat zurück. In diesem Tausch ist an sich noch kein Verfall der darstellenden Phantasietätigkeit zu erblicken. In Zeiten des keimenden Neuen, wenn vor allem auch neue Stoffe neue Formen der Dichtung verlangen, mag es sehr wohl geschehen, daß die alten metrischen Gehäuse der Dichtung verfallen und die Prosa einstweilen für sie eintritt. Und wer möchte behaupten, daß sich nicht auch dieser Vorgang in den Zeiten des ausgehenden Realismus abgespielt hätte? Dichter von großer Eigenart, die schon damals dem Impressionismus zustrebten, ein Hebbel, Otto Ludwig, Bitzius, haben vornehmlich, teilweise fast ausschließlich in Prosa geschaffen. Allein so sicher diese Unterströmung vorhanden war und gegen Ausgang des Realismus immer rascher und kräftiger floß, so wenig war sie für die realistische Zeit charakteristisch. Wenn in dieser die Prosa ganz allgemein zu herrschen drohte, so war die Ursache hierfür in dem Überwiegen der intellektuellen Funktionen, dem langsamen Versiegen der Einbildungskraft gegeben: nicht umsonst wurde in diesen Jahren auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit mit Vorliebe von Kunstverständnis gesprochen, wo die Gegenwart lieber von Kunstanschauung, vielleicht gar von Kunstempfindung reden würde.

Es ist kein Zweifel, daß Prosa und Überwiegen der Kunsterzählung in diesem Zusammenhange ein langsames Verdorren der intensiveren darstellenden Phantasie überhaupt anzeigten. Hatte doch schon die bildende Kunst außerordentlich gelitten! Und doch pflegt sie in Zeiten einer Hegemonie des Verstandes

viel weniger rasch abzublühen als die Dichtung, da ihre besonderen Ausdrucksmittel sie mit der Sprache, dem Ausdrucksmittel zunächst doch einmal der begrifflichen Welt, nicht in Verbindung bringen.

Unter den Zweigen der hohen darstellenden Kunst aber hat weitaus am meisten die Musik, hat weniger die Lyrik und am wenigsten das Drama gelitten: je feiner die Mittel darstellender Phantasietätigkeit waren, um so früher und um so mehr versagten sie.

Das Drama hätte an sich wohl der realistischen Richtung zu folgen vermocht, wäre diese im Aufsuchen neuer Naturalismen über die physiologische und psychologische Beobachtungsgabe der früheren Zeiten der ersten Periode des Subjektivismus hinausgelangt. Denn in dem Augenblicke, da, mit dem Impressionismus der zweiten Periode, ein solcher Fortschritt eintrat, begann alsbald auch eine Zeit lebhaftesten Experimentierens auf dramatischem Gebiete, nahten die Zeiten der Sudermann und Hauptmann, die Jahre eifriger Aufführung der Stücke Ibsens und Hebbels. Allein eben dieser Zusammenhang zeigt am besten, daß im Verlaufe des späteren Realismus eine Vertiefung der Kräfte darstellender Phantasie nicht mehr stattfand. Wie in allen ausgehenden Perioden handelte es sich vielmehr im besten Falle nur noch um eine Verbreiterung und Vervollständigung früher erworbener Fähigkeiten, im allgemeinen sogar nur um deren einfach fortgesetzte, immer mehr handwerksmäßige Übung.

Unter diesen Umständen kann sich eine entwicklungsgeschichtliche Erzählung über die Erzeugnisse der höheren darstellenden Phantasie des Zeitraums der fünfziger bis achtziger Jahre kurz fassen: es sei denn, sie verfolge den mehr monographischen Zweck, zugleich einen Beitrag zur Psychologie des Verfalls der Einbildungskraft in einem bestimmten Falle zu liefern.

Schon die Romantik hatte das Drama im Grunde erfolglos gepflegt: was ist von ihrer reichen dramatischen Produktion überhaupt bis zur Bühne vorgedrungen, und was hat sich auf dieser bis in die Gegenwart erhalten? Bühnen-

wirksamkeit aber erbringt zwar nicht das einzige, wohl aber ein unerläßliches Zeugnis wahrhaft dramatischen Lebens. Dann, in den Zeiten des beginnenden historischen Realismus, hatte sich ein noch primitiveres historisches Drama eingestellt, dem Geschichtswerke wie Raumers „Hohenstaufen" zu einem flachen und breitspurigen Leben verhalfen: es war eine Parallelentwicklung gewesen zu den Einflüssen Scotts im Roman und zur Historienmalerei der Schadowschen Schule. Im übrigen versank die Dichtung in den dreißiger Jahren zu nicht geringem Teile in die immer noch ziemlich phantasievoll ausgestatteten Leidenschaften einer embryonalen Politik; die Romanschreiber des Jungen Deutschlands traten auf und nach ihnen die politischen Lyriker der vierziger Jahre[1]. War nun aber in diesem Verlaufe noch Raum gegeben für eine starke Entwicklung des Dramas? Dennoch haben sich in dieser Zeit, seit etwa 1840, die Jungdeutschen als Dramendichter geregt, wie in ihr, noch vor stärkerem französischem Einflusse, die Historienmalerei eines Rethel erblühte und in der realistischen Kunsterzählung mit der Dorfnovelle und Verwandtem selbständige Anfänge gemacht wurden. Und die Jungdeutschen waren in diesem Zusammenhange wohl am Platze. Die sentimentale, manchmal wohl auch humoristische Romantik ihrer Romanproduktion war erledigt; sie sahen dem Leben schärfer ins Gesicht; und sie hatten einstweilen genug vom politischen Heroldstum. So begann der schärfste Kritiker von Staat und Kirche unter ihnen, Gutzkow, am frühesten den dramatischen Reigen mit „Werner oder Herz und Welt" (1840), mit der „Schule der Reichen" (1841) und mit anderen Dramen, bis er mit „Zopf und Schwert" (1848) eine erste Höhe erreichte. Am stärksten oder wenigstens erfolgreichsten aber war die dramatische Tätigkeit der ehemaligen Jungdeutschen wohl gegen Ende der vierziger Jahre: Laubes „Monaldeschi" (1845), seine „Karlsschüler" (1847), Gutzkows „Urbild des Tartüff" und „Uriel Acosta" (1847) führten hier den Reigen. Und schon gesellten sich zu den älteren Autoren,

[1] S. Bd. X S. 474 ff., 509 ff.

die, zumeist im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts geboren, nun schon mit ermattender Phantasie schufen, junge Elemente von Frische und Kraft, so Geibel und Freytag.

Aber schon war auch auf diese Entwicklung der Meltau der Mißgunst der innerlichen nationalen Entwicklung und steigenden fremden Einflusses gefallen: und aus der Einwirkung der Mischung beider ist dann das eigentlich typische Drama des Realismus hervorgegangen.

Otto Ludwig, der die Entwicklung des realistischen Dramas als leidenschaftlicher Kritiker und insofern tiefster Kenner, als ein Sachverständiger des Hasses miterlebt hat, sah die erste Schwierigkeit einer nationalen Entfaltung des Dramas wie überhaupt der Dichtung in dieser Zeit ganz allgemein in dem Überwiegen des Gedanklichen, der Philosophie: es ist der noch fortwährende Einschlag der romantischen Zeit der Identitätssysteme, der ertötend wirkt: „Wie die Theologie früher, so hat die Philosophie in neuerer Zeit die Poesie unterjocht und sich zur Stoff- und Gesetzgeberin der Poesie aufgeworfen, und so unter dem Vorwande der Bildung der Poesie eigenstes Wesen gefährdet." Es geschah natürlich besonders durch Vermittlung der Ästhetik, wie sie wiederum vornehmlich in der Schule Hegels ausgebildet worden war und darum eigentlich den Realismus erst recht bedrückte. Was da das Drama speziell zu leiden hatte, kann man aus der Tatsache ermessen, daß Vischer und Hettner gerade in den Anfängen des vollen Realismus, nämlich Vischer in seiner Ästhetik, die 1846 bis 1857 erschien, und Hettner in seinem Buche vom modernen Drama (1852) je eine triadische Stufenfolge von Arten des Tragischen festgestellt hatten: nämlich Vischer eine Stufenfolge des Tragischen als des Gesetzes des Universums, als einfacher Schuld und als sittlichen Konfliktes, Hettner aber eine Stufenfolge des Tragischen des Verhältnisses, der Leidenschaft und der Idee. Man hat neuerdings freilich noch viel mehr Arten des Tragischen aufgestellt, aber man verlangt nicht mehr gleich den Ästhetikern der fünfziger Jahre, daß der Dichter sich nach diesen Distinktionen als Normen seiner schöpferischen Tätigkeit richte. Unter diesem Druck der

Ästhetik aber hat damals ganz besonders die Dichtung und vornehmlich wiederum das Drama gelitten, denn aus ihnen vor allem wurden die ästhetischen Gesetze abgeleitet, während die frühere Zeit der ersten subjektivistischen Periode mehr eine Ästhetik der Plastik, der Beginn der zweiten subjektivistischen Periode mehr eine Ästhetik der Malerei erlebt hat.

Es ist ein Unterschied, der zu der eigentlich wesentlichsten Belastung der dramatischen Tätigkeit im Zeitalter des Realismus durch die innere Entwicklung hinführt. Die Ästhetik ist aus den geisteswissenschaftlichen Spekulationen Hegels hervorgegangen: in ihnen, in der Geisteswissenschaft überhaupt und vornehmlich wieder in der Geschichtswissenschaft und dem Historismus lauerte der Wurm, der die Knospe des neuen Dramas vernichtete. Ein auf den ersten Anblick verwunderlicher Zusammenhang: wie sollte eine Wissenschaft vom Handeln der Menschen nicht das Drama vielmehr befruchtet haben?

Im echten Drama subjektivistischer Zeiten ist aber die Handlung nur Akzidenz der Personen, nur Gelegenheitsmacherin für deren Exposition und Bewegung: die Psyche der Personen vielmehr und deren Gestaltung zu Ganz- und Randfiguren bildet die Materie des Kunstwerks: diese Personen handeln unter einem obersten Schicksale nach ihrer Art; in welchen Aktionen das geschieht, ist Nebensache.

Nun erhob aber der Historismus diese Aktionen zur Hauptsache, genau so, wie er in der Malerei, insbesondere im Genre und im großen Historienbild, den Gegenstand vor dem Farbenleben der Gestalten bevorzugt hatte: ihm galt vor allem die Fabel und nicht die psychische Entfaltung der Personen.

Es konnte die Zurückschraubung des Wesens des Dramas auf seine Anfangszeiten im 15. und 16. Jahrhundert bedeuten; damals hatte Hans Sachs in der Tat noch durchaus auf dem Standpunkte der Bevorzugung der Handlung gestanden. Eine solche Folge trat nun freilich nicht ein, denn die geschichtliche Entwicklung kennt keinen wirklichen Rückschritt im Sinne des psychischen Wiederauflebenlassens früherer Zeiten; wohl aber hatte sich jetzt das subjektivistische Drama der Hegemonie der

Handlung in seiner Art zu unterwerfen. Die Folgen sind leicht zu ermessen. Aus der zu starken Betonung der Handlung ergab sich ein zu strikter kausaler Nexus; und da dieser langweilig zu wirken drohte, wie allzuviel Symmetrie in einem Gemälde, so griff man, um das Interesse zu erhöhen, zur Einführung von allerlei künstlichen Spannungselementen: was dann wieder eine sehr äußerliche Behandlung von Raum und Zeit zur Folge hatte. Unter dem Vollstopfen der Akte mit Stoff- und Handlungsmomenten litt dann schließlich nicht bloß die Führung des Dialogs, der zur kurzen Mitteilung von Tatsachen, zum „Katechismusdialog" einschrumpfte, sondern vor allem auch die Charakteristik der Personen: denn deren Wesen ließ sich jetzt nicht mehr ausmalen; sie wurden zu Haubenstöcken, zu Trägern einer viel zu reichen, viel zu sehr in Einzelheiten zerfließenden und noch dazu durch das Bedürfnis effektvoller Aktschlüsse zerrissenen Handlung. Von dem Walten einer Schicksalsidee, von hohem ethischem oder gar religiösem Pathos aber war natürlich nach alledem auch nicht einmal mehr die Rede.

Ergaben sich diese Konsequenzen schon aus der deutschen Entwicklung, entwuchs ihr allein bereits ein „Handlungsdrama" von trockener aber komplizierter Mechanik, so wurde dieser Verlauf noch gesteigert durch französische Einflüsse.

In Frankreich war, bei dem engen Parallelverlauf der mittel- und westeuropäischen nationalen Entwicklungen nicht weiter verwunderlich, ganz ähnlich wie in Deutschland ein Handlungsdrama aufgekommen. Nur daß es, auf dem Boden der alten dramaturgischen Zeit- und Raumanforderungen der französischen Poetik, sich noch weit radikaler als in Deutschland verbildet hatte. Denn innerhalb einer zu reichen und zu verwickelten Handlung machte die gleichzeitige Forderung der engsten Konzentration in Raum und Zeit jede tiefere perspektivische Gruppierung der Gestalten eigentlich unmöglich; die Kleinigkeit, der nackte Behelf trat in die Reihe der wichtigen Momente, das bloße Detail wurde zum unerläßlichen Teile der Verlaufsreihe von Ursache und Wirkung. In diesem Verlaufe aber ging es dann hurtig her und wie beim Kartenspiele, Stich um

Stich, damit das kritische Nachschaffen der Zuschauer nicht zu Atem komme; und so trieb das Ganze als ein Spiel des Witzes ins Oberflächliche, und eine frostige Symmetrie erkältete. Dieser Charakter aber drängte sich allmählich auch dem deutschen Drama um so leichter auf, als er in der Richtung der von diesem schon an sich eingeschlagenen Entwicklung überlegen war, und als der Einfluß des französischen Theaters auf die deutsche Bühne seit der Tragédie classique trotz Lessing niemals aufgehört hatte.

In Frankreich war Scribe der Hauptvertreter dieses Handlungsdramas. Er hatte schließlich eigentlich nur noch Sinn für Mittel, die Handlung bühnenwirksam vorwärts zu hasten: für neue Situationen, geschickte Verwicklungen und noch geschicktere Lösungen: und so entfloh seinen Stücken allmählich außer der höheren sittlich-philosophischen Motivation, die stets nur in Andeutungsversuchen vorhanden war, jede Idee, jede Bedeutung, alle Psychologie, alle Beobachtung wirklichen, lebendigen Daseins.

In Deutschland korrespondierte mit Scribe etwa Gutzkow, mit seinen Nachfolgern und Übertreibern Augier und Sardou etwa Lindau und Blumenthal; sie haben schließlich in einem sogenannten Gesellschaftsdrama eine Gesellschaft gebildet, die in Wirklichkeit auf deutschem Boden nirgends zu finden war; schon aus diesem Grunde ist es nicht nötig, ihre Dramen zu nennen und die zwischen ihnen verlaufende Entwicklungslinie noch mit weiteren Namen zu füllen.

Wohl aber ist es lehrreich, zu sehen, wie sich in der Geschichte des Dramas nun, unter der stillen Wirkung des Historismus, allmählich dieselben Verfallsmotive und Verfallsstufen einstellten, die wir im Gegenwartsroman kennen gelernt haben. Da ein hohes Schicksal nicht waltete, so trat an dessen Stelle die persönliche Tendenz des Dichters; ein subjektivistisches Drama wucherte auf gleich dem Tendenz- und Thesenroman; ästhetische und philosophische, vor allem aber soziale, ethische und politische Tagesthemata wurden an dem Corpus vile eines Bühnenstückes demonstriert und der Absicht des Dichters nach beantwortet, und die Charaktere wurden zu programmatischen Figuren, zu Allegorien fast, zu Sinnekens im Stile der Erfindungen

der alten Rederijker, zu Gestalten, die im Auftrage des Dichters etwas zu sagen hatten. Je mehr aber diese Entwicklungsrichtung die Praxis der Dichter zu beherrschen begann, um so mehr schwand natürlich das sinnliche Element der Dichtung überhaupt: und das hieß für das Drama, die anschaulichste aller Dichtungsgattungen, das Ende.

Allerdings unterlag dabei die deutsche dramatische Poesie nicht durchaus diesem Verfalle. Zwar die große Dichtung, die die Blicke über die Zeit hinaus schweifen läßt, die an höchste Ideen rührt und die Tiefen des nationalen Herzens bewegt, die hohe Tragödie vor allem, fehlte. Aber da, wo der Historismus nicht bloß die dramatischen Mittel bestimmte, sondern auch den Stoff der Handlung lieferte, im geschichtlichen Drama, leuchtete doch noch eine gewisse Harmonie und ein letzter Abglanz poetischen Schaffens auf. Wie es Otto Ludwig einmal, nicht ohne das Lächeln der Resignation, geschildert hat: „Die Poesie verfährt nach den Gesetzen der Erinnerung; sie ändert nicht, was geschehen, aber sie mildert es künstlerisch. Daher sind, wenn alles andere gleich, die Stoffe poetischer, die in der Vergangenheit liegen; sie erlauben eine künstlerische Darstellung. Wir haben keinen anderen Maßstab, sie zu messen, als das rein Menschliche; mit Stoffen aus der Gegenwart und aus der nächsten Nähe ist es anders." Und so entwickelte sich denn eine leibliche historisch-dramatische Poesie, wenn sie auch in hohen Stoffen zumeist ein wenig blutleer blieb: denn man lebte in einer bürgerlichen, ja einer bürgerlich-revolutionären Epoche, und die Schicksale der Könige rührten weder, noch wußten sie zu erheben. Dabei war es im Grunde noch günstig, schloß man sich der Form nach an die Großen der ersten subjektivistischen Periode, an den Klassizismus Goethes und noch mehr an die leicht nachzuahmende Art Schillers an. Und so erblühte denn eine bescheidene dramatische Epigonie, der sich nur wenige wichtigere Erscheinungen, wie Brachvogels „Narciß" oder Wilbrandts „Arria und Messalina" nicht einordneten. Der Schlußheld dieser Entwicklung war Wildenbruch (geb. 1845) mit seinem „König Harold", mit den „Karolingern", den „Vätern und Söhnen"

und auch noch den „Quitzows". In ihm verhallt schließlich wohl am reinsten, wenn auch gelegentlich ein wenig bombastisch, mancher tiefen Pedalstimme alter Orgeln vergleichbar, der Schillersche Jambenstil:

> Die Welt ist tot. Das schweigende Entsetzen
> Sitzt auf den Trümmern und gebiert das Nichts.
> (Schluß der Karolinger.)

Wenn aber so im ernsten Drama die elementare, die aus dem Herzen der Natur aufquellende Empfindung versiegte: blieb dieser Zeit des Verstandes nicht wenigstens das heitere Spiel des Humors und des Witzes?

Auch hier versagte die intellektualistische Erfüllung der Zeiten. Gewiß: in den Niederungen, da wo alte bürgerliche Lebensformen als Philisterium fortvegetierten, da hielt sich auch ein behäbiges Repertorium ständiger breitlachender Witze. In diese ewig satte Atmosphäre führte in dieser Zeit und schon früher das Lustspiel von Roderich Benedix (1811—1873): und wer wird nicht Phäakenstunden haben, in denen er das über „Doktor Wespe", „Die Dienstboten" und tausend andere Stücke hingelagerte Behagen noch heute historisch genießt? Neben die Kleinmaler vom Stile Benedixens aber stellten sich auch noch einige anmutige Genremaler, die wohl an die Leistungen der gleichzeitigen historischen und modernen Sittenschilderung erinnern können: als letzter Adolf L'Arronge, ein ernster Künstler in seiner Art und fern der Schleuderarbeit der Firmen Moser oder Schönthan und Rosen.

Zu einer wirklichen Komödie kam es aber nicht. Wohl fanden sich ausnahmsweise einmal verheißungsvolle Ansätze ein, wie in Freytags „Journalisten" etwa oder in Wilbrandts „Malern", und bewiesen nicht minder, wie die in ihrem begrenzten Kreise sehr tüchtige Wiener und Berliner Lokalposse, daß es an den für die Konzeption eines tapferen Lustspiels nötigen Gegenständen in der Umwelt keineswegs mangelte. Was fehlte, war etwas viel Wichtigeres, die innere Disposition: breite, seelische Erfahrung, voraussetzungsloses wirklich schöpferisches Schaffen.

Und so endete man in Requisitenspäßen und Wortwitzen: banalen Scheinwirkungen.

So war denn diese Zeit im gewissen Sinne das Dorado des Schauspielers: auf seine Bedürfnisse wurden die Stücke allmählich zugeschnitten. Aber hob ihn das? Keineswegs; so sehr jetzt gewisse Mimen Virtuosen der Mätzchen wurden, dafür aber die Charakterzeichnung in um so verwaschenerem Umriß hinwarfen. Aber selbst so äußerlich wurde nicht der Schauspieler Herr, sondern der Regisseur. Man verwarf sich aus historisch-archäologischen Gründen der Ausstaffierung auf die Notwendigkeit eines Ensembles: die Schauspieler und die Kulissen wurden zusammengestimmt. Geschah das mit künstlerischem Sinn und aus dem Pathos einer edlen Menschlichkeit heraus, wie in der Truppe des Herzogs von Meiningen, so mochten dabei wohl treffliche Aufführungen der Werke großer Meister der Vergangenheit herauskommen: war es nicht mindestens, als sähe man die Malereien eines Lessing, Piloty, Defregger lebendig geworden?

Im allgemeinen aber waltete der Regisseur mit einem philiströsen Despotismus seines Berufes. Er interpretierte Hamlet nicht als an Entschlußlosigkeit krankenden Prinzen, sondern als Träger shakespearischen Lebensverständnisses: denn nicht auf eine schwächliche Intuition komme es beim Schauspiel an, sondern auf die Macht des analytischen Verstandes. Er unterwarf sich mit dem Schauspieler den Dichter; und selbst wo Dichter etwa Lieblingsakteuren Leibstücke geschrieben hatten, arbeitete sein zeilen- und gedankenmordender Rotstift.

So war denn alles in hübscher Subordination, und die Konzeption wich der Technik, das Drama der Bühne. Und da war es denn ein ganz entsprechender Ausdruck der Lage, wenn das aufholende Wirtschaftsleben der Unternehmung das Theater der Gewerbegesetzgebung unterstellte und die fortwaltenden Behörden des alten Absolutismus zwar die Bühnenzensur drangaben: an der Theaterzensur aber mit Zähigkeit festhielten.

Echte Dichternaturen, wie etwa Herrig, wandten sich in dieser Zeit von der Bühne ab; die Dramen anderer, wie Geibels

„Roderich", „Brunhild" oder „Sophonisbe" (1844, 1857, 1864) versandeten in Schutt und Geröll des Buchdramas; ernsten, aber vielleicht verfehlten Versuchen, wie denen Heyses, begegnete man auf der Bühne mit zu geringer Achtung; ein wahrer Lustspieldichter, wie Jordan, sah sich in Vergessenheit verkommen. Nicht die Dichter fehlten, es fehlte die Dichtung.

Es ist ein Verlauf, der uns mit nur geringen Erwartungen an die Geschichte der Lyrik herantreten läßt. Und sie werden mehr als bestätigt. Da lebt wohl noch die alte Romantik in letzten Vertretern fort und wird auch von Liebhabern des Alten, namentlich in Österreich, noch geschätzt: so dichteten Redwitz, Roquette, Putlitz, Müller von Königswinter. Aber je länger, je mehr stirbt diese Poesie ab und verflacht und verdorrt unter den heißen Sandwehen einer immer mehr materialistischen Zeit. Wie es von der Lorelei Mitte der siebziger Jahre heißt:

Doch seit sie dem jungen Weltschmerz sich
Mit Herz und Seele ergeben,
Ist zwar ihr Singen noch fürchterlich,
Nur kostet es keinem das Leben.
(Blüten a. d. Treibhause der Lyrik S. 42.)

Da wird auch die politische Lyrik der vierziger Jahre noch fortgepflegt: Geibel, Kinkel, Freiligrath. Aber wie hatte sie Hebbel schon 1844 parodiert! „Ein Einfall über den ‚Baum' der ‚Menschheit', an dem die ‚Blüte' der ‚Freiheit' unter dem ‚Sonnenkuß' des ‚Völkerlenzes' aufbricht, will wirklich nicht mehr besagen als ein einfaches, lyrisches Hausvätergefühl unterm blühenden Apfelbaum." Doch was trat nun an die Stelle der abblühenden Richtungen? Gewiß leuchteten noch einige große Dichter auf in den Winkeln des deutschen Lebens, Keller in der Schweiz, Klaus Groth im Holsteinischen, allenfalls hierher zu rechnen auch der Steirer Hamerling. Aber im übrigen kam es nur noch zu echter Epigonenpoesie für Haus und Familie. Da dichteten fromm und stilrein Gerok und Sturm. Da riefen Träger und Rittershaus in glatten Versen fürs Vaterland auf. Und vor allem florierten die Kneiplieder Scheffels und

Baumbachs Lieder eines fahrenden Gesellen. Aber es waren mehr arbeitsteilige Motive, die sich da auswirkten, als tiefgründige Züge besonderer Persönlichkeit. Jeder konnte schließlich alles anempfinden. Wie sicher und erfolgreich sang nicht Träger[1] auch in Baumbachs Art:

Schon wieder hab ich mein Bündel geschnürt,
Du gibst mir, mein Schatz, das Geleite . . ., oder
Durch manchen Wald noch werd' ich schweifen,
Am Hut des Blattes grüne Zier . . ., oder
Wunderbare Sommernacht, deine Zauber lasse walten . . .:

und doch hatte er damit im Grunde wohl Wilhelm Müller oder Geibel und Uhland oder gar Tieck kopiert. Geibel aber hat in banger Charakteristik seiner eigenen Zeit als Epigramm das Distichon geschrieben:

Wann der Verfall anhebt? Wenn die Zeit die geschwollene Phrase
Von des empfundenen Worts Fülle zu scheiden verlernt.

Aber vermochte nicht eben hier der Historismus zu retten? Konnte nicht eben er der Lyrik neuen Gehalt geben; stand nicht gar eine neue Blüte des Epos zu erwarten? — Schon die Bedeutung der Kunsterzählung für den ganzen Verlauf dieser Jahrzehnte hat uns gezeigt, daß das dichterische Gefühl für die gebundene Form des Epos nicht mehr stark genug war; nur ein einziges wahrhaft episches Gedicht ist aus der Periode hervorgegangen, die Nibelungen Jordans (1867): und auch sie leiden an archäologischer Breite. Im übrigen vollzog sich der Einzug der Epik und damit des Historismus in die Lyrik in den sogenannten Aventiuren. Das in gewissem Sinn neue Genre wurde Scheffel, einem der ganz zeitgemäßen Poeten, verdankt; sein „Trompeter von Säkkingen" ist 1854 erschienen. Aber was hier noch frisch und munter in vergnüglicher Empfindung in die Welt hinausgesungen wurde, das klang bald blechern aus dem poetischen Organ minder Begabter wieder: bis Wolff dem ganzen Singsang in dreijährigem Ringen durch seinen „Till Eulenspiegel redivivus" (1875), seinen „Rattenfänger von Hameln" (1876)

[1] Vgl. die Harts, Kritische Waffengänge 3, 58.

und seinen „Wilden Jäger" (1877) unbewußt einen mitleidigen Fang gab.

Dabei mag nicht verkannt werden, daß Wolff von großer Sicherheit und Glätte der Form war. Überhaupt bildete diese Zeit den Vers zu einer Reinheit aus, wie sie früher auf deutschem Boden fast unbekannt gewesen war; in ihrem weichen Wohllaut, ihrem ruhig rollenden Rhythmus ist diese Dichtung etwa der der französischen Parnassiens vergleichbar. Allein es ist die Formenglätte einer ausgebrauchten Kunst: jedermann kann viel, auch der Unbedeutende, niemand aber vermag Neues. Und so erstarrt man denn auch in der Sprache schließlich konventionell; vergebens sucht ein eklektischer Dilettantismus nach leuchtenden Effekten; und nur im gegenseitigen Lobe bleibt man lebendig:

Wir leben in einer praktischen Zeit,
Und alles treibt sich gewerblich;
Vermittelst Gegenseitigkeit
Wird jeder Lump unsterblich.
(H. Leuthold, 1872.)

Der Eindruck, den der Entwicklungsgang des Dramas und der Lyrik hinterläßt, wiederholt sich in verstärktem Maße in der Geschichte der Musik.

In der Instrumentalmusik ging die Entwicklung schon in den dreißiger Jahren, mit Schumann, in dessen Klaviermusik[1], den Weg der künftigen symphonischen Dichtung von Liszt und Wagner: auf keinem Gebiete der Phantasietätigkeit hat die neue Strömung der zweiten subjektivistischen Periode früher begonnen wie auf dem musikalischen: wiederum bewährte sich die Musik als die eigentliche erste Führerin der Kunst höchstkultivierter Zeiten.

Damit hing es denn aber auch zusammen, daß die späteren großen Meister dieser Kunst in ihren Anfängen von der Zeit des Realismus keineswegs schon verstanden, geschweige denn geschätzt wurden. Es ist ein noch sehr ruhiges und wohlwollendes Urteil, wenn es im Jahre 1843 in dem Kaleidoskop

[1] S. Bd. X S. 141 f.

von Dresden[1] heißt: „Wagners Werke sind die Schöpfungen einer gewaltigen, zügellosen Phantasie, eines reichen, fast überreichen Genius und gänzlich abweichend von der Bahn aller modernen und antiken Komponisten. Sie sind ein Chaos von Tönen, ein Meer der Harmonie, vor denen allerdings der lauschende Hörer anfangs mehr überwältigt staunt, als er sie in sich aufnehmen kann."

Statt der neuen Musik, die damals noch im eigentlichsten Sinne Zukunftsmusik war, blühten vielmehr noch einige letzte Herbstblumen des spätesten, schon ganz epigonischen Klassizismus. Es handelt sich um die Werke von Meistern, die heute so gut wie vergessen sind, Friedrich Schneider (1786—1853), Wilhelm Taubert (1811—1891), Heinrich Dorn (1804—1892): alles Männer, die zu ihren Lebzeiten als berühmt galten. Von ihnen hat Schneider allein dreiundzwanzig Symphonien, sieben Opern, vierhundert Chorlieder, zweihundert Klavierlieder und sehr beträchtliche Kirchen- und Kammermusik geschrieben.

Zur akademischen Zusammenfassung und zum vollen Abschluß zugleich kam die instrumentale Epigonie vor allem in Leipzig und Berlin. In Leipzig bildete sich an dem von Mendelssohn begründeten Konservatorium[2] eine förmliche Schule aus, die zunächst die Pflege der Klassik in zimperlich-anmutiger Weise betrieb. Dabei brachten Männer wie Moscheles, welche die Klassiker noch teilweise selbst hatten musizieren hören, anfangs noch einen frischeren Ton in das Getriebe; später aber entwickelte sich in Kopien nach Kopien ein langsam verhallendes Epigonentum zweiten Aufgusses, das bei den Schülern des Konservatoriums zwar noch Gediegenheit und Sorgfalt förderte, die musikalische Schöpferkraft aber unterdrückte. Und so sind die deutschen Meister der Leipziger Schule, ein Ferdinand Hiller (1811—1885), Karl Reinecke (geb. 1824) oder Robert Volkmann (1815—1883) zwar liebenswürdig und korrekt

[1] Zit. Chamberlain, Wagner, S. 45. Bekannt waren damals „Rienzi" und der „Fliegende Holländer".

[2] S. Bd. X S. 140.

gewesen, aber es mangelte ihnen der höchste, der göttliche Funke. Das gleiche läßt sich aber auch von den ausländischen Schülern sagen, die in England und Dänemark Abzweigungen der Leipziger Schule gründeten, von William Sterndale Bennett (1816—1875) und Niels Wilhelm Gade (1817—1890): sie waren zwar infolge der Resonanz ihrer besonderen Nationalität etwas eigenartiger und kräftiger, blieben aber doch Vertreter einer auslaufenden Bewegung. Weit unbedeutender als die Leipziger waren aber noch die Berliner Akademiker; zu nennen wären sie fast nur als später rücksichtslosester Gegner des Neuen, vor allem Wagners; und den Ruf einer wirklichen Musikstadt hat Berlin erst in jüngsten Zeiten gewonnen.

Indes die Instrumentalmusik war nicht die für die Zeiten der Epigonie eigentlich charakteristische Gattung der musischen Kunst. Auf diesen Titel kann vielmehr weit eher die Oper — und zwar die große Oper Anspruch erheben. Diese Oper war allerdings kein Kind deutscher Herkunft; wesentlich französischen Ursprungs ging sie vielmehr zunächst aus der heroischen Oper hervor. Die heroische Oper ihrerseits hatte seit den Tagen Glucks die italienische Opera seria mit ihren Göttern, Halbgöttern, Helden und Königen von der Bühne verdrängt. Cherubini und Méhul waren es dann namentlich gewesen, die Glucks strenge Formen mit so manchem Apparate der Opera seria zu einer neuen menschlicheren Oper verschmolzen hatten; und schließlich hatte Spontini (1774—1851), in Deutschland als Berliner Kapellmeister in besonders schlimmem Andenken, der neuen Form, etwa in seiner „Olimpia", die letzte Appretur gegeben. Es war im Jahre 1819, in der Zeit, in der zugleich etwa auch die deutsche romantische Oper mit der ersten Aufführung von Webers „Freischütz" den Gipfel ihrer Vollendung erreichte. Inzwischen aber hatte sich in Frankreich aus der Romanze, wie in Deutschland aus dem Lied, ebenfalls eine romantische Oper, die sogenannte Spieloper zu entfalten begonnen[1]. Boieldieu war ihr frühester, und Auber (1782—1871)

[1] Vgl. dazu Bd. X. S. 124 ff.

wurde ihr verehrtester Meister. Indes hielt Auber an der ursprünglichen Spieloper nicht fest, sondern begann ihre Formen mit denen der letzten Ausgestaltung der heroischen Oper zu vermählen: so zuerst in der „Stummen von Portici" vom Jahre 1828, die zugleich einen für die Zeiten der Restauration höchst aufregenden Text brachte und gleichsam zur musikalischen Patin der Julirevolution geworden ist. Es ist der Beginn jener Opernform, die man bald als große bezeichnete.

Der ausgesprochenste Vertreter dieser neuen Form wurde Giacomo Meyerbeer, eigentlich Jakob Liebmann Meyer Beer (1791—1864), der Sproß einer jüdischen Berliner Bankierfamilie gleich Mendelssohn, und gleich Mendelssohn auch von spezifisch deutsch-jüdischer Veranlagung. Nichts vielleicht charakterisiert ihn in dieser Hinsicht besser, als daß er von Jugend auf ein überaus geschickter und sicherer Improvisator war, und daß er, obwohl er am Bekenntnis seiner Väter festhielt, doch sein ganzes Leben hindurch auch christliche Kirchenmusik, Kantaten, Psalmen und anderes geschrieben hat. Eine vornehmlich rezeptive Natur, dazu von geringerer Begabung für das Charakteristische, von um so größerer dagegen für das Effektvolle, war er von vornherein besonders für die Oper und vornehmlich die Oper als Ausstattungsstück und rhetorisch-musikalisches Drama geschaffen. So lag denn seine Wahlverwandtschaft mit der werdenden großen Oper Frankreichs zutage; und in Paris hat er sich immer am wohlsten gefühlt. In seinem Schaffen aber war er keineswegs ein Schleuderer; er kalkulierte vielmehr aufs genaueste und ist in späteren Jahren vor allem Kalkulieren fast dem Versiegen seiner Produktivität anheimgefallen. Seine Hauptopern waren „Robert der Teufel" vom Jahre 1831, „Die Hugenotten" von 1836, „Der Prophet" von 1849 und die erst nach seinem Tode, im Jahre 1865, aufgeführte „Afrikanerin". In allen zeigt sich dieselbe Virtuosität der Mache, die ihnen noch heute eine bestimmte Sorte von Popularität sichert; sie alle beruhen auf derselben effekthaschenden Vermengung verschiedenartigster, schon gegebener Stilelemente, wenn sie auch durch deren raffinierte und vor

allem auch lärmende Anwendung einen Fortgang in der Richtung auf das musikalische Drama bedeuten: und vornehmlich nur insofern läßt sich ein Fortschritt in ihnen wahrnehmen, als mit den „Hugenotten" das früher mythische und märchenhafte Libretto durch ein angeblich historisches ersetzt wird: schon im Jahre 1836: so fein war die Witterung des Komponisten für die kommende Zeit des Historismus.

In Deutschland ist die große Oper nicht eigentlich heimisch geworden; die Nation verstand es nicht, in einer Form schöpferisch tätig zu werden, bei der „Wirkungen ohne Ursache", wie Richard Wagner zu sagen pflegte, die Hauptrolle spielten. Und doch war die einzige Oper, die in diesem Zusammenhange eigentlich genannt werden kann, ein Erzeugnis — wenn auch nur ein Anfangserzeugnis — eben Richard Wagners! „Rienzi" ist in den Jahren 1839 und 1840 entstanden, als der Meister sich selbst noch nicht voll gefunden hatte; die wirklich großen Werke aber schon seiner ersten Schaffensperiode, „Tannhäuser", „Lohengrin", enthalten nur noch schwache Erinnerungen an die spezifische Technik der großen Oper.

Bezeichnend dagegen war, daß selbst „Rienzi", 1842 zum ersten Male in Dresden aufgeführt, in Deutschland schwer Fuß faßte; noch mehr galt das von den Maschinen der Franzosen und Italiener, so sehr sie als Gegenstücke zu den großen Historienbildern auch der deutschen Kultur erscheinen mochten. Der musikalische Trieb und Sinn wandelte sich in der Nation überhaupt nicht mehr ab, er erschien zurzeit fast erloschen. Und so hat denn auch die weitaus charakteristischste Kunstform der Musik, die der sinkende Realismus noch hervorgebracht hat, die Operette, ihre Vollendung auf deutschem Boden nicht ohne den stärksten französischen Einfluß erlebt.

Die Operette ist, soweit deutsche musikalische Entwicklungsmotive für sie in Betracht kommen, zum Teil aus dem alten Singspiel, vor allem aber aus der Tanzmusik hervorgegangen: und zwar nicht aus der idealisierten Tanzmusik, sondern aus den rein tatsächlichen, oft recht realistischen Rhythmen des Tanzbodens selber. Damit war sie vornehmlich wienerischen Ur-

sprungs: denn in Wien hatte zuerst Joseph Franz Lanner (1801—1843) und nach ihm der ältere Johann Strauß (1804 bis 1849) aus dem Ländler den modernen Walzer und in ihm den eigentlichen Träger wie des nationalen Tanzes des 19. Jahrhunderts so der nationalen Operettenmusik entwickelt. Diese wienerischen Elemente aber erhielten, um die Operette der vollen Epigonie auszumachen, noch eine Legierung mit französischem oder richtiger gesagt pariserischem musikalischen Wesen. In Paris hatte inzwischen Offenbach, ein Kölner jüdischer Abstammung, in der frivolen Atmosphäre des zweiten Kaiserreichs seine liederlich-geistreichen Parodien der olympischen und Satiren der Napoleonischen Herrschaft geschaffen: „Orpheus in der Unterwelt", die „Schöne Helena" und Verwandtes. Die Einflüsse dieser Eingebungen der leichten Muse Offenbachs wie die anderer, oft recht liebenswürdiger, kleiner Singspiele des Meisters verband wohl zuerst Franz von Suppé (1820—1895) in seiner „Schönen Galathee" (1865) und in seinem „Boccaccio" (1879) vollkommener mit der Wiener Tradition, wie sie das Singspiel des 18. Jahrhunderts noch lange, wenn auch in abgewandelten musikalischen Formen festgehalten hatte; der größte Vertreter der damit eingetretenen Paarung aber wurde einer der späteren Walzerkönige, der jüngere Johann Strauß, vornehmlich mit der „Fledermaus" vom Jahre 1871. Auch nach Strauß ist dann die Operette freilich noch nicht ausgestorben; Millöcker setzte mit dem „Bettelstudent" (1881), Genée mit „Nanon", Zeller mit dem „Vogelhändler" und dem „Obersteiger" die Tradition fort: doch in diesem Verlaufe eines langwährenden Verfalles trat auch immer stärker jenes Kunstgewerbliche als Künstlerische der ganzen Gattung mehr hervor, das im Grunde schon mit ihrer Abhängigkeit von der modernen Ballmusik gegeben war.

III.

Wir stehen am Ausgange der Phantasietätigkeit des Realismus. Es ist ein Bild fast endlosen Ringens gegen die unsichtbare feindliche Macht des Intellektualismus: ein Bild schließlich des Verfalls.

In den hohen Zeiten des Kampfes aber hatte sich doch auch hier wieder das Wort bewährt, daß der Krieg der Vater der Dinge ist; indem der Intellektualismus in seiner für die Phantasietätigkeit gefährlichsten Durchbildung, der geisteswissenschaftlichen, und das hieß schon nach dem damaligen Stande der wissenschaftlichen Bewegung der geschichtswissenschaftlichen, sich der ästhetischen Einbildungskraft verschmolzen hatte, war das große Historienbild und das historische Genre, war der historische und der Gegenwartsroman wie die historische Novelle und die Aventüre, waren große Oper und, bis zu einem gewissen Grade, historische Operette entstanden. Es war gewiß nur eine Kunst für die Zeit; wie viel von ihr ist nicht schon heute vergessen. Aber es war doch eine starke und klare Auswirkung des Historismus: die Wissenschaft in demjenigen ihrer Zweige, der die Dinge stark unter den Begriff der Zeit stellt, der in der Geschichte der Menschheit sein Zentrum findet, hatte sich völlig in den Bereichen der Phantasietätigkeit zur Herrschaft niederlassen können: und es war charakteristisch hierfür, daß alle Kunst dieser Zeit schließlich in denjenigen ihrer Elemente, die die diskursiven sind, in der Kunsterzählung, im Historienbild, im historischen Drama und Epos und in der historischen Oper gipfelte.

In gewissem Sinne ein Gegenstück zu dieser Bewegung war es, wenn nun gleichzeitig auch der andere Zweig wissen-

schaftlichen Denkens, der naturwissenschaftliche, in ein fremdes Gebiet, das der Weltanschauung, hinüberwucherte. Denn Weltanschauung und Philosophie sind die Bereiche der Spekulation und damit einer sozusagen zeitlosen Phantasietätigkeit: ihnen wurden daher an erster Stelle und am frühesten diejenigen wissenschaftlichen Disziplinen gefährlich, die nach der Auffassung des Realismus zu ewigen und das heißt zeitlosen Gesetzen vorgedrungen waren und ihrem Charakter nach darum nicht so sehr diskursiv wie zentralistisch und systematisch zu sein schienen.

Die mechanische Naturwissenschaft hat von jeher, wo sie auch auftauchte, auf philosophischem Gebiete Beziehungen zu materialistischen Lösungen des Welträtsels entwickelt: sehr begreiflich: denn sie führt alle physischen Vorgänge auf Bewegungsvorgänge von Körperteilchen zurück: Kraft und Stoff also, um Ausdrücke der fünfziger Jahre zu gebrauchen, sind die Elemente ihres Denkens. Damit erscheint denn der Materialismus als ihre nächstliegende metaphysische Konsequenz: und so ist diese auch im Verlaufe der griechischen Philosophie nicht minder wie innerhalb des Denkens der west- und zentraleuropäischen Kultur seit dem 17. und 18. Jahrhundert gezogen worden; während noch Haller, ein idealistisch und spiritualistisch veranlagter Kopf, in der physiologischen Fundamentierung psychologischer Vorgänge an der alten galenischen Hypothese vom Nervensaft und von den Nervengeistern festgehalten hatte, hat schon Newton eine im Grunde ganz materialistische Psychologie und damit die Grundlage einer materialistischen Metaphysik entwickelt, indem er den Empfindungsvorgang als einen Schwingungsprozeß in dem festen elastischen Körper der Nerven erklärte. Denn aus den Empfindungen als einzigen elementaren Vorgängen des Seelenlebens pflegt der Materialismus dieses Leben überhaupt abzuleiten.

In Deutschland hatten sich in der Zeit, da die mechanischen Naturwissenschaften mächtig emporblühten und in der Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft die Weihe vollen Erfolges erhielten, die naturwissenschaftlichen

Forscher von jeder philosophischen Spekulation noch ferngehalten: denn noch hatten sie das warnende Beispiel der Entwicklung der romantischen Naturphilosophie in nächster Vergangenheit vor sich: und Enthaltsamkeit von philosophischen Dingen war darum eine Meinung, die auf deutschem Boden auch in den kommenden Jahrzehnten viele bedeutende Forscher, es sei nur an Rudolf Virchow erinnert, ständig fortvertreten haben.

Allein als seit den vierziger Jahren neben dem Energiegesetze eine materialistische Atomtheorie immer mehr als sicheres Ergebnis des chemischen und physikalischen Denkens hervorzutreten schien, da begann man doch die Anschauungen, die sich an diese Hypothese zunächst nur für die anorganische Natur knüpften, auch auf die organische Natur zu übertragen: und machte sie dann schließlich zum Fundament einer Weltanschauung überhaupt. Der Naturforscher, der dies schon in den vierziger Jahren tat, war Karl Vogt (1817—1895). Er lehrte, daß nur die Materie wirkliches Sein habe, mithin alles Denken und Bewußtsein, überhaupt alle geistigen Erscheinungen nur besondere, keineswegs so sehr wunderbare Effekte der Bewegung der Materie seien; und er wußte diese Lehre teilweise sehr drastisch zu illustrieren. In das große Publikum aber drangen die Einzelheiten dieser Theorie doch eigentlich erst seit dem Streite Vogts mit Rudolf Wagner auf der Naturforscherversammlung zu Göttingen 1854. Damals faßte Vogt seine Anschauungen nach einer bestimmten Seite hin in dem Satze zusammen, „daß die Physiologie in den Seelentätigkeiten nur Funktionen des Gehirns als des materiellen Substrates erkenne", gab dem dann in einer späteren Broschüre noch klareren Ausdruck in der Behauptung, „daß die Gedanken etwa in demselben Verhältnis zum Gehirn stehen wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren": und bezeichnete entgegenstehende Ansichten als Köhlerglaube. Und schon hatte sich um diese Zeit ein ganzer Stab materialistischer Denker gebildet; Hauptvertreter waren neben Vogt Moleschott (1822—1893) und Büchner (1824—1899), und in weitverbreiteten Büchern wie

namentlich Büchners „Kraft und Stoff" warfen sie ihre Anschauungen in das große Publikum.

Denn das große Publikum vor allem war es, das sich dieser Lehren annahm. Eine leicht verständliche Tatsache, wenn man bedenkt, daß der altväterische Christenglaube des 16. Jahrhunderts durch die Einwirkungen des Rationalismus und der Aufklärung vielfach entwurzelt war, während anderseits die kritische Philosophie der neuen subjektivistischen Periode, schwer vorgetragen und schwer verständlich, nur in kleinen Kreisen der Gebildeten Fuß gefaßt hatte und vor allem auch standhielt. Freilich: in den tiefsten Schichten der Nation war man auch zur Aufnahme der materialistischen Lehren keineswegs reif. Man lese aus dem äußersten Süden des deutschen Bodens jene Betrachtungen auf Grund einer gänzlich mittelalterlichen Psychologie, die Bitzius höchstwahrscheinlich mit vollem Wirklichkeitsrechte als Religion Ulis des Knechtes vorträgt, oder man versenke sich in die fast noch urzeitliche seelische Disposition, aus der heraus im äußersten Norden das kurze Bruchstück der Memoiren Hebbels, des Dithmarschner Käthner- und Häuerlingssohnes, über die Kinderzeit berichtet: in beiden Fällen wird man den gleichen Eindruck haben, daß die bäuerliche Welt oder wenigstens das seelische Dasein des Kleinbauern sich noch in weit, weit zurückliegenden psychischen Lebensformen bewegte. Aber das Publikum, auf das die materialistischen Theorien rechneten und rechnen konnten, war auch keineswegs das bäuerliche, sondern vielmehr das des kleinen und mittleren Bürgers, das sich in den fünfziger Jahren noch weit in heute höher stehende Schichten hinein erstreckte: war das „Philisterium". Dies waren die Kreise, die der Popularisierung der Wissenschaften, wie sie seit den dreißiger und vierziger Jahren auf dem Gebiete der Naturwissenschaften mit Liebigs Chemischen Briefen (in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, als Buch 1844) begann, mit heller Begeisterung folgten, dies die Köpfe, deren Fassungskraft für lehrreiche Romane und halbwissenschaftliche Zeitschriften kaum zu erschöpfen schien: dies das Publikum der „Gartenlaube", die in diesen Zeiten als allgemeinst verständliches Organ

für Wissenschaft und Belletristik bezeichnenderweise den „Dorfbarbier" ablöste.

Bedurfte es nun einem so gearteten Zuhörerkreis gegenüber der tieferen Begründung einer Botschaft, die man so gerne vernahm? Aufgabe eines durchgebildeten philosophischen Materialismus hätte es damals sein müssen, den Nachweis zu erbringen, daß die Vorgänge unseres Seelenlebens in der Tat nichts weiter als Bewegungsvorgänge in den Zentralteilen unseres Nervensystems, z. B. etwa in den Zellen der Großhirnrinde, seien. Aber diesen Nachweis haben die Verbreiter der neuen Lehren in den fünfziger und sechziger Jahren auch nicht einmal versucht. Die Grundbehauptungen genügten ihnen völlig; sie wurden von einem rein intellektualistisch gerichteten Seelenleben, dem Ausgangsprodukt der ablaufenden seelischen Periode, durchaus befriedigend getragen; und Christentum und idealistische Auffassung der Antike führten gegen sie bald gemeinsam, bald vereinzelt einen einstweilen aussichtslosen Kampf. Freilich: indem diesem primitiven naturwissenschaftlichen Materialismus der Sieg so leicht wurde, war er auch zu baldigem Untergang nach den Tagen seiner Modezeit bestimmt; eigentlich schon die siebziger Jahre sahen ihn der Beachtung durch denkende Kreise beraubt, und heute ist er in dem Denken auch der Kreise mittlerer Bildung längst zurückgetreten.

Die Jahre seiner vollen Macht, ja fast Allgewalt aber charakterisiert es, daß der „materialistische Zeitgeist" außer einer naturwissenschaftlichen auch einer geisteswissenschaftlichen Metaphysik des Materialismus zujubelte. Freilich waren dabei die Erscheinungen nicht ganz ebenso klar und auffällig. Spielhagen bemerkt einmal in seinem Buche über Theorie und Technik des Romans: „Ich glaube, daß man im großen und ganzen zustimmen werde, wenn ich als den hervorragendsten Zug, als das eigentlich Charakteristische in der Physiognomie der jetzt lebenden Menschen den Drang und den Entschluß bezeichne: das ihnen zugewiesene Erbe endlich einmal voll und ganz anzutreten; es sich heimisch zu machen auf dieser unserer Erde, der fest gegründeten, dauernden, die nicht eine Vorstufe des

Himmels oder der Hölle ist, sondern der Grund und Urgrund, aus dem unsere Leiden und Freuden quellen, das Rhodus, auf dem wir tanzen müssen, es tanze sich nun gut oder schlecht. Es ist das trotzige Glaubensbekenntnis des Prometheus, es ist sein demütig stolzes Wort: Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz! was wir sichtbar-unsichtbar auf die Stirn jeder Lokomotive geschrieben sehen." Diese Worte kennzeichnen zutreffend einen positiv-optimistischen Zug, der die vierziger und auch noch die fünfziger Jahre belebte. Es ist die Stimmung, aus der die Opposition gegen das Christentum entsprang. Es ist eine seelische Haltung, aus der schöpferisch etwas wie ein geisteswissenschaftlicher Materialismus hervorging. Und wie in dem Kampfe gegen das Christentum, so war in dem Entstehungsprozeß dieses Materialismus Feuerbach der Führer. Natürlich handelte es sich da, bei der historischen Durchtränkung aller Geisteswissenschaften, um eine geschichtlich bedingte Weltanschauung. Um hier aber zu fundamentieren, bedurfte es einer materialistischen Erkenntnistheorie. In dieser Hinsicht ging nun Feuerbach von einer dem fortschreitenden Realismus der dreißiger und vierziger Jahre an sich schon familiären Auffassung aus, nämlich der, daß unsere Gedanken nicht schöpferisch konstituierend, sondern vielmehr nur mehr oder weniger abstrakte Abbilder der wirklichen Dinge und Vorgänge seien. Dieser Gedanke war allerdings an sich noch nicht gegensätzlich zu dem idealistischen Denken der Romantik; auch Hegel hat in den Dingen nichts als Abbilder des wahren Seins gesehen. Wohl aber wurde er von Feuerbach dadurch absolut gegen Hegel und allen Idealismus der Romantik und auch noch frührealistischer Zeiten gewendet, daß dieses wahre Sein nunmehr gänzlich anders gefaßt wurde. Bei Hegel waren die Dinge und die ihnen zugrunde liegenden Ideen nichts gewesen als Abbilder der logischen Struktur des wahrhaft seienden absoluten Geistes — bei Feuerbach dagegen wurden sie zu Abbildern nur der allein wahrhaft seienden Materie.

So war es denn eine materialistische Erkenntnistheorie, die dem weiteren Denken Feuerbachs als Basis diente. Und

mit Recht hat sie später Engels schon in Feuerbachs „Wesen des Christentums" (1841) finden wollen: mit einem Schlage habe dies Buch den Materialismus ohne Umschweife auf den Thron erhoben. „Die Natur existiert unabhängig von aller Philosophie; sie ist die Grundlage, auf der wir Menschen, selbst Naturprodukte, erwachsen sind; außer der Natur und den Menschen existiert nichts . . . Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sich Feuerbach schließlich die Einsicht auf, daß . . . die stoffliche, sinnlich wahrnehmbare Welt, zu der wir selbst gehören, das einzig Wirkliche, und daß unser Bewußtsein und Denken, so übersinnlich es scheint, das Erzeugnis eines stofflichen, körperlichen Organs, des Gehirns, ist. Die Materie ist nicht ein Erzeugnis des Geistes, sondern der Geist ist selbst nur das höchste Produkt der Materie. Das ist natürlich reiner Materialismus."

Doch blieb der Materialismus Feuerbachs der Hauptsache nach noch anthropologischen Charakters; eine eigentlich materialistische Geschichtsphilosophie hat er nicht entwickelt. Die Konsequenzen für den vollen Verlauf der Geschichte zogen vielmehr erst Marx und Engels. Es war eine Wendung, die die materialistische Geschichtsanschauung zugleich auf lange Zeit zur geistigen Grundlage der sozialdemokratischen Parteibildung und somit, seit etwa 1870, des Denkens der großen Masse der neuen, unteren Stände machte oder wenigstens zu machen geeignet schien.

Die materialistische Geschichtsauffassung hat Engels in seiner Schrift gegen Dühring mit folgenden Worten dargelegt. Sie „geht von dem Satz aus, daß die Produktion und nächst der Produktion der Austausch der Produkte die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist; daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Verteilung der Produkte und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände sich danach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und Umwälzungen zu suchen nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in

die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie der betreffenden Epoche. Die erwachsende Einsicht, daß die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen unvernünftig und ungerecht sind, daß Vernunft Unsinn, Wohltat Plage geworden, ist nur ein Anzeichen davon, daß in den Produktionsmethoden und Austauschformen in aller Stille Veränderungen vor sich gegangen sind, zu denen die auf frühere ökonomische Bedingungen zugeschnittene gesellschaftliche Ordnung nicht mehr stimmt. Damit ist zugleich gesagt, daß die Mittel zur Beseitigung der entdeckten Mißstände ebenfalls in den veränderten Produktionsverhältnissen selbst — mehr oder minder entwickelt — vorhanden sein müssen. Diese Mittel sind nicht etwa aus dem Kopf zu erfinden, sondern vermittelst des Kopfes in den vorliegenden materiellen Tatsachen der Produktion zu entdecken." Diese Zusammenhänge zwangen nun nach Engels dazu, „die ganze bisherige Geschichte einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, und da zeigte sich, daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche, daß also die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus der der gesamte Überbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweisen eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Hand zu erklären sind. Hiermit war der Idealismus aus seinem letzten Zufluchtsort, aus der Geschichtsauffassung, vertrieben, eine materialistische Geschichtsauffassung gegeben und der Weg gefunden, um das Bewußtsein der Menschen aus ihrem Sein, statt wie bisher ihr Sein aus ihrem Bewußtsein zu erklären."

Geht nun aus Engels' Darstellung in der Tat hervor, daß die neue, hier vorgetragene Geschichtsphilosophie — und damit Weltanschauung — eine materialistische war?

Kein Zweifel zunächst, daß die Lehre vom Sein und Bewußt-

sein in Engels' Worten auf Feuerbach zurückweist[1]. Zum Überfluß ruft Engels an einer anderen Stelle, in der „Heiligen Familie", auch noch beweisend aus: „Wer hat denn das Geheimnis des Hegelschen Systems aufgedeckt? Feuerbach. Wer hat die Dialektik der Begriffe, den Götterkrieg, den die Philosophen allein kannten, vernichtet? Feuerbach. Wer hat . . . ‚den Menschen' an die Stelle des alten Plunders, auch des ‚unendlichen Selbstbewußtseins' gesetzt? Feuerbach und nur Feuerbach." Und so erzählt er denn von Marx und sich: „Wir faßten die Begriffe unseres Kopfs . . . materialistisch als die Abbilder der wirklichen Dinge, statt die wirklichen Dinge als Abbilder dieser oder jener Stufe des absoluten Begriffs. Damit reduziert sich die Dialektik auf die Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung sowohl der äußeren Welt wie des menschlichen Denkens — zwei Reihen von Gesetzen, die der Sache nach identisch, dem Ausdruck nach aber insofern verschieden sind, als der menschliche Kopf sie mit Bewußtsein anwenden kann, während sie in der Natur und bis jetzt auch großenteils in der Menschengeschichte sich in unbewußter Weise, in der Form der äußeren Notwendigkeit, inmitten einer endlosen Reihe scheinbarer Zufälligkeiten durchsetzen."

Wie aber nun die Gesetze dieser Notwendigkeit, die materialistische Form geschichtlicher Bewegung finden? Es war der Punkt, in welchem, neben der materialistischen Grundlage der Erkenntnistheorie Feuerbachs, das Denken Hegels in die Konstruktion der neuen Geschichtsauffassung eintrat. „Der klassische französische Materialismus", meint Engels, sei unfähig gewesen, „die Welt als einen Prozeß, als einen in einer geschichtlichen Fortbildung begriffenen Stoff aufzufassen". Hegel dagegen erkenne an, daß hinter den Beweggründen der Menschen in der geschichtlichen Welt andere bewegende Mächte stehen. Aber er suche sie außer der Geschichte, transzendent. Sie seien

[1] Vgl. hierzu wie überhaupt zu diesem Abschnitte B. Erdmann, Die philosophischen Voraussetzungen der materialistischen Geschichtsauffassung (Schmollers Jahrbuch XXXI, 3 [1907] S. 1 ff.).

aber vielmehr immanent, ja, wir wie schon wissen, durchaus wirtschaftlich. Für die wirtschaftliche Entwicklung und deren Bewegung wie für die Bewegung der ideologischen Konsequenzen aber gelte allerdings das Hegelsche Triadengesetz[1].

In diesem Zusammenhange zeigt sich, was Hegel für die materialistische Geschichtsauffassung bedeutete. Er hat nicht das System bestimmt: dies gehörte vielmehr dem Materialismus der fünfziger Jahre an. Wohl aber kam im einzelnen, in der Ausführung, sein dialektisches Denken dem materialistischen Entwicklungsbedürfnis in der entsprechenden Umbildung zu Hilfe: sehr natürlich: denn die materialistische Umbildungsphilosophie entstand noch vor Darwin, und das hieß noch vor einer mechanischen Theorie der Vorgänge des biologischen Verlaufes.

Charakteristisch aber war nun wiederum für diesen historischen wie auch schon für den naturwissenschaftlichen Materialismus der fünfziger Jahre, daß jede nähere Ausführung der generell aufgestellten Behauptungen und erst recht alle Nachweisversuche für ihre Richtigkeit im einzelnen unterblieben. Gewiß war Marxens großes Werk über das Kapital ein Versuch, die Entwicklungsgesetze des modernen Kapitalismus aufzufinden: aber darüber hinaus erging es sich nur in Einzelheiten der geschichtlichen Entwicklung. Und noch weniger haben Marx und Engels etwas über das Verhältnis etwa anzunehmender allgemein historischer Entwicklungsgesetze zu den mechanischen Prinzipien der Naturwissenschaft ausgesagt. Da war es denn freilich nicht möglich, daß die beiden Denker normative Disziplinen der Philosophie, daß sie Ethik etwa und Religionsphilosophie oder vielleicht gar theoretische Politik von ihrem Standpunkte aus pflegten. Im ganzen reduzierte sich die Philosophie für ihre Geschichtsauffassung vielmehr auf Logik und Dialektik, die, vor allem dem Empirismus Feuerbachs, dann auch dem Rationalismus Hegels entnommen, völlig materialistisch umgebildet und um-

[1] S. dazu schon oben S. 179 ff., sowie Bd. X S. 336 ff.

gedeutet wurden; eine innere Verknüpfung der ökonomischen Hypothesen dagegen mit irgendwelchen vorwärts weisenden philosophischen Voraussetzungen wurde nicht versucht: und darum erschien die materialistische Geschichtsauffassung selbst im Kreise ihrer Anhänger von vornherein einem verhältnismäßig frühen Tode verfallen: noch das 19. Jahrhundert hat sie bekanntlich erledigt, so stark auch ihre indirekten Nachwirkungen auf dem Gebiete der modernen Geschichtswissenschaft bald waren und noch immer geblieben sind.

Nicht gleich rasch ist das Leben des naturwissenschaftlichen Materialismus erloschen. Während die materialistische Geschichtsphilosophie noch in den siebziger Jahren wissenschaftlich so unbekannt war, daß sie z. B. Friedrich Albert Lange selbst in der zweiten Auflage seiner Geschichte des Materialismus (1875) noch nicht erwähnt hat, und schon zwanzig Jahre darauf wiederum abstarb, verschaffte der Umstand, daß die biologischen Tatsachen Ende der fünfziger Jahre in den Bereich der mechanischen Naturbetrachtung einbezogen wurden, dem naturwissenschaftlichen Materialismus einen erneuten, kulturgeschichtlich nicht unwichtigen Aufschwung.

Das entscheidende Ereignis war da natürlich das Bekanntwerden der Lehren Darwins. Man weiß, daß diese in der Einführung einer immanenten entwicklungsgeschichtlichen Kausalität in das Werden der Welt ohne alle Mitwirkung eines Zweckprinzipes gipfeln: aus einem Urorganismus, der sich in Exemplaren unbedeutender individueller Spielart fortpflanzte, entwickeln sich durch Anpassung und Vererbung neue Arten von Organismen hin bis zu der mannigfachen Buntheit der uns bekannten Welt. Da war denn klar, daß der mechanische Charakter dieser Vorstellungsart das Einrangieren der organischen Natur in die materialistischen Vorstellungen, wie sie aus dem Wesen der anorganischen Natur her gestaltet worden waren, mit größter Leichtigkeit gestattete: ja sogar die Ersetzung der Hegelschen Dialektik durch eine Entwicklungsmechanik auf dem Gebiete der Geschichte der Menschheit nicht auszuschließen schien. Und so konnte denn auf dieser Grundlage mindestens ein volles

System der Naturphilosophie, bis zu einem gewissen Grade sogar der Geschichtsphilosophie entstehen.

In Deutschland hat vor allem, neben und nach den letzten Arbeiten von David Friedrich Strauß, insbesondere dem „Alten und neuen Glauben" von 1872, Ernst Häckel von seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1868) ab dies System ausgebaut, ja in ihm durch eine poesievolle Durchführung des biogenetischen Leitmotives sogar für eine Lehre vom Individuum als einem historischen Mikrokosmos Platz geschaffen. Häckel erscheint dabei alle Materie als beseelt; aus der untrennbaren Vereinigung von Kraft und Stoff ist ihm die organische wie die anorganische Welt hervorgegangen; und Gott läßt sich nach ihm als die unendliche Summe der Naturkräfte, als die Summe aller Atomkräfte und aller Ätherschwingungen bezeichnen. Das ist die Lehre, die der Jenaer Naturforscher noch jüngst in den „Welträtseln" vor dem breitesten Publikum vorgetragen hat: ein dynamischer Monismus erscheint ihm als der Weisheit Schluß.

Man pflegt Häckel krassen Materialismus zum Vorwurf zu machen; und er pflegt sich dagegen mit allen Kräften zu wehren. Das Geheimnis der weiten Verbreitung seiner Lehren, besonders freilich in den philosophisch ungeschulten Kreisen des Mittelstandes und der niedrigeren Breiten der Gebildeten, beruht doch wohl in der entschiedenen Betonung vor allem einer monistischen Anschauung. Denn auf diese hin drängte seit seinem ersten Erscheinen der vorwiegende Intellektualismus der Zeit; und erst innerhalb dieser Grundforderung standen sich wiederum die Gegensätze materialistischer und spiritualistischer Auffassung gegenüber. Dabei konnte denn die Berührung zwischen beiden Gegensätzen unter Umständen enger sein, als man gelegentlich annimmt; und nicht selten gab es Brücken geistiger Entwicklung, die von dem einen zum anderen hinüberführten. So hatte sich z. B. Heinrich Czolbe (1819—1873) in seinen Werken aus den fünfziger Jahren dem Materialismus etwa Moleschotts oder Büchners angeschlossen und Empfindungen und Gefühle als Elemente der Seele aus physikalischen Bewegungen der Materie zu erklären gesucht. In

seinem Buche über die Grenzen und den Ursprung der menschlichen Erkenntnis (1865) dagegen unterschied er schon drei fundamentale Grenzen der Erkenntnis, nämlich die Materie, die zweckmäßigen Formen dieser Materie und die Weltseele, die ihm mit den im Raume verborgenen Empfindungen und Gefühlen identisch erschien; und verband mit diesen drei fundamentalen Grenzen noch als äußerste „ideale" Grenze der Erkenntnis den letzten Zweck der Welt, „das durch die möglichste Vollkommenheit bedingte Glück jedes fühlenden Wesens". Es ist klar, daß in diesem neuen System alle Elemente eines dem Spiritualismus zueilenden Monismus neben der Materie vorliegen: und deutlich und in typischer Form vollzieht sich der Übergang zu einer dynamischen Weltanschauung, von der sich wird sagen lassen, daß sie, in dieser oder anderer Ausbildung, für breite Massen der Nation wenn nicht als System, so doch als Empfindungskreis noch während des Ausgangs des 19. Jahrhunderts charakteristisch war.

Wahrhaft fruchtbar freilich ist diese Weltanschauung nicht geworden; in der Tatsache, daß sich aus ihr heraus weder ein großes ethisches System noch eine verbreitete ethische Lebenshaltung entwickelt hat, erscheint das Kainszeichen ihrer Herkunft aus einer Verfallszeit, aus einem überwiegenden Intellektualismus. Und so war sie denn auch nicht geeignet, als Ausgangspunkt für eine Philosophie der zweiten subjektivistischen Periode zu dienen. Vielmehr erschien den Denkern dieser neuen Zeit zunächst das Feld der Philosophie als unbestellt und als gänzlich frei für neue Versuche. In diesem Sinne klagte Kuno Fischer schon 1860: „Die Wissenschaften haben die Welt unter sich geteilt; das Asyl bei den Göttern hat die Dichtung erhalten: wo bleibt die Philosophie?" Und Richard Wagner, bereits in den fünfziger Jahren nicht der letzte der philosophischen Ergrübler einer neuen Zukunft, grollte: „Der Philosophie Hegels ist es gelungen, die Köpfe der Deutschen dermaßen zu dem bloßen Erfassen des Problems der Philosophie unfähig zu machen, daß seitdem gar keine Philosophie zu haben für die eigentliche rechte Philosophie gilt."

Der Wandel zu neuem philosophischen Denken aber kam dann schließlich nicht von der Philosophie selbst her und auch nicht aus den Geisteswissenschaften, in denen es, sehr begreiflich bei dem damaligen Stande der kulturgeschichtlichen Forschung, noch nicht gelang, die Klippe des historischen Relativismus zu umschiffen, und durch deren Fortgang somit kein Platz frei wurde zur neuen Begründung normativer Disziplinen. Er kam vielmehr noch einmal von den Naturwissenschaften: und zwar von ihnen durchaus, und nicht nur aus geistreichen Kombinationsversuchen naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Gegebenheiten, wie sie am schönsten wohl Lotze in seinem Mikrokosmos (1856—64) versucht hat.

In der Entwicklung der westlichen Völker hatte das eingehende Durchdenken der Grundhypothesen der mechanischen Naturwissenschaft schon im 17. und 18. Jahrhundert, weit früher also als in Deutschland, ebenfalls zur Entwicklung gut durchgebildeter Systeme einer materialistischen Metaphysik geführt. So war z. B. in Frankreich schon 1748 Lamettries Buch „L'homme machine" erschienen, der Vorläufer der Systeme eines Helvetius und Holbach: im selben Jahre mit Montesquieus „Esprit des Lois", in dem sich Hineigungen zu einem anthropologischen Materialismus im Sinne etwa Feuerbachs verraten. Die Folge dieser frühreifen Entwicklung war es dann gewesen, daß man in Frankreich und auch in England in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der Zeit vollendeter Durchbildung der mechanischen Naturwissenschaften, gegen jede Art materialistischen Denkexzesses schon hinlänglich gewappnet war; denn zum mindesten fehlte den Anwandlungen materialistischen Denkens in dieser Zeit bereits die Überraschungsgewalt des Neuen. Vielmehr entnahm man der Vollendung der mechanischen Naturwissenschaften metaphysisch jetzt eigentlich nur noch den Gedanken des Agnostizismus, wie er dem englischen Denken etwa Mills, vor allem aber dem Denken Comtes zugrunde liegt.

Anders dagegen verlief die Entwicklung in Deutschland. Hier war der Antrieb der mechanisch-naturwissenschaftlichen Anschauung im 18. Jahrhundert zu schwach gewesen, um gegen-

über dem allgemeinen idealistischen Denken der Zeit zu mehr als höchst schwächlichen Erscheinungen des Materialismus, als deren Vertreter etwa Michael Hißmann (1752—84) genannt werden kann, zu führen. Und so kam es denn dazu, daß die Nation das rein materialistische Entwicklungsstadium, das die westlichen Nationen schon im 18. Jahrhundert passiert hatten, erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, auf Grund der nun voll erworbenen mechanischen Naturanschauung, durchlebte. Allein dem folgte dann auch alsbald und viel rascher, als dies in den westlichen Nationen der Fall gewesen war, die weitere Stufe des Agnostizismus, um mit den herkömmlichen Vorstellungen überhaupt Tabula rasa zu machen: und alsbald danach, wie im Westen in den Zeiten Mills und Comtes, und nur wenige Jahrzehnte darauf, ein neuer philosophischer Ansatz empiristischen Charakters.

Diesen neuen, erkenntnistheoretisch wohl verankerten und zielbewußten Empirismus haben am erfolgreichsten zunächst Forscher wie Avenarius und Mach vertreten. Gewiß haben sie dabei anfangs noch an den französischen und englischen Empirismus Comtes und Mills angeknüpft. Allein im Grunde bewegte sich ihr Denken doch selbständig auf der Basis einer durch philosophische Reflexion verstärkten naturwissenschaftlichen Beobachtung und war darin so wurzelhaft, daß sich repristinierende Strömungen, wie sie sich bald an den Kantschen, bald an den Fichteschen und neuerdings auch an den Rationalismus Hegels angelehnt haben, zu ihnen mehr wie halb abhängige kritische Leistungen denn als originale Schöpfungen verhalten. Denn die große Metaphysik, die das neue Leben der zweiten subjektivistischen Periode zusammenfassen könnte, steht noch aus oder kann höchstens, in frühem Anfang, in dem philosophischen Werke Wundts gefunden werden.

Lange indes, ehe diese neuen Strömungen einer hier nicht weiter zu verfolgenden jüngeren Periode emporbrachen, hatte sich aus dem Materialismus der vierziger und fünfziger Jahre, ein echtes Kind noch der sinkenden ersten subjektivistischen Periode, eine der schlimmsten Verfallserscheinungen der Zeit entwickelt:

der philosophische Pessimismus und mehr als dies: der Pessimismus als Lebenshaltung.

Stimmungen des Weltschmerzes hatte schon die Romantik gekannt[1]: sie waren im Grunde Reaktionserscheinungen zur romantischen Weltüberhebung gewesen; und nicht zum geringsten hatte auf ihnen jene Idealisierung der Vergangenheit beruht, die als historisch galt, da man nicht gewillt war, die Gegenwart mit freudiger Sympathie zu genießen und noch weniger froh hoffend der Zukunft wartete. Es war die Stimmung, aus der heraus Schelling schon in einer Schrift vom Jahre 1805 die Weltgeschichte als eine Tragikomödie behandelt hatte. Dann hatte die Zeit des staatlichen Elends in den zwanziger und dreißiger Jahren bei klarerer, realistischerer Einsicht in den Verlauf der öffentlichen Dinge diese Stimmung bei nicht wenigen und oft den Besten vertieft. Da hieß es für leidenschaftliche Köpfe müßig feiern oder sich in Verhältnissen ständigen passiven Widerstandes bewegen, wenn man nicht gar auf alles Wirken verzichten mußte: und neben manch hartem Arbeiter, der trotzdem unverdrossen blieb, entwickelte sich die Zeiterscheinung einerseits der absoluten Schwächlinge, andrerseits der Fauste, der Titanen, der problematischen Naturen. Und etwas von dieser Stimmung überhaupt ging in das Zeitbewußtsein über. Die letzten Konsequenzen, wie sie seelischer Allgemeineindruck wurden, sind auf diesem Gebiete vielleicht von niemand tiefer greifend geschildert worden als von Otto Ludwig. „In unserer Zeit der Nivellierung, wo der einzelne sich fürchtet, sich anders zu zeigen als die anderen, und wo wirklich das Gesetz der Not stärker ist, bei von Kindheit an geschwächten Leidenschaften, bei geregelten Einrichtungen, Allgegenwart der Polizei usw., bei kräftig aufrecht gehaltener Ordnung, in unserer Zeit zeigt sich der Charakter fast nur im Affekte, in der Gewalt der Reaktion gegen den ersten Eindruck des Motives. Die Gewohnheit, sich im Niveau zu halten, Rücksichten auf die Folgen von seiten des Ordnungsstaates, drücken die individuelle Intention herunter zu

[1] S. Bd. X S. 24 ff.

der Handlungsweise aller, zu der durchschnittlichen. Dafür rächt sich die durch diesen Zwang beleidigte Individualität in Verbissenheit an sich selbst."

Begann diese Richtung der Entwicklung schon in den dreißiger und vierziger Jahren eingeschlagen zu werden, so begreift sich, wie reinigend und erquickend die revolutionären Ereignisse von 1848 mit ihren Vorläufern empfunden werden mußten. Aber wie erst mußte dann der Rückschlag in und nach 1848, das endgültige politische Mißlingen, der Mißerfolg der Tat überhaupt wirken! Mit dem beginnenden sechsten Jahrzehnt gab man sich einer wahren Selbstpeinigung der Entmutigung hin. Es war die Zeit, da Feuerbach die Welt ein Irren- und Schurkenhaus nannte. Und im Frühjahr 1850 schrieb er an Kapp: „Du gehst nach Paris, und ich gehe ... auf ein deutsches Dorf; du beginnst ein neues Leben, und ich fange, ganz im Einklange mit der Geschichte der deutschen ‚Revolution', wieder das alte Leben an. Du gehst der Zukunft entgegen, und ich sinke tiefgebeugt in die Vergangenheit zurück. Du Glücklicher! segelst jetzt selbst in das jugendliche Amerika hinüber, und ich sitze auf dem Mist des altersfaulen Europas."

Dabei war diese Stimmung allgemein. Nirgends mehr Rat. Wer wollte von öffentlichen Dingen noch etwas wissen? Auch der Aufschwung der Wissenschaften stützte nicht, denn nur die wenigsten konnten ihm in der Süße eigenen Schaffens folgen. Und die Kunst, die Musik, die Poesie? Sie litten selbst unter den fahlen Tönen des Lebens. Das Glück jener kraftvollen Resignation aber, die in nie ermüdender Tätigkeit dem Nächsten abhilft, das eigentliche Männerglück schöpferisch froher subjektivistischer Zeiten, blieb den matten Epigonen der ihrem Ende zuneigenden ersten Periode des Subjektivismus versagt.

Da stellte sich als letzter Ausweg die Spekulation ein. Natürlich nicht die große, freie, kühne, selbständige. Vielmehr ein schwaches Anlehnen an schon Erfahrenes, schon Gedachtes.

Konnte da nicht vor allem der Buddhismus trösten, den vor nicht so langer Zeit die indische Philologie genauer kennen

gelehrt hatte? Der Buddhismus, in dem Religion und Philosophie fast widerspruchslos verquickt schienen, ein Labsal den im Willen Armen; dessen Systeme anscheinend der unerbittliche Kausalnexus der naturwissenschaftlichen Weltanschauung einverleibt war; dessen Erlösungslehre in dem Nirwana, in dem völligen Verwehen des abstrakt gewordenen Menschen eine dem eigenen Bewußtsein in vieler Hinsicht sympathische Lösung aller Qualen einer unerträglich gewordenen Kultur zu bieten schien?

Den schließlichen Sieg errang nicht der Buddhismus, sondern ein diesem eng verwandtes Erzeugnis der eigenen nationalen Kultur, die Philosophie Schopenhauers. Schopenhauer (1788—1860) hatte gegen Schluß des zweiten Jahrzehnts des Jahrhunderts ein Buch unter dem Titel „Die Welt als Wille und Vorstellung" erscheinen lassen, in welchem er, im engen Anschluß an Kant, unter Verwerfung der inzwischen entwickelten Philosopheme Fichtes, Schellings und Hegels, die von uns wahrgenommene Welt zwar als nichts weiter denn unsere Vorstellung erklärte, zugleich aber die Behauptung aufstellte, daß dieser Vorstellung dennoch eine uns durch innere Wahrnehmung völlig bekannte Realität zugrunde liege, nämlich der Wille, d. h. eine Energie, die vom bewußten Begehren der höheren Organismen bis zum unbewußten Triebe des niederen Organismus und von diesem bis zu den in der anorganischen Natur sich bekundenden Kräften stetig abgestuft sei. Und er hatte dann weiter behauptet, daß zwischen der Einheit dieser Energie, des Willens, als dem Absoluten und den einzelnen Individuen die Verbindung hergestellt würde durch Ideen in Platons Sinn: so daß diese Ideen als Stufen der Objektivierung des Willens erschienen.

Es war eine Philosophie, die zunächst wenig oder gar keinen Eindruck gemacht hatte, weil sie in den dunkeln Tiefen noch beinahe unerforschter psychischer Erscheinungen verankert war. Für den weiteren Verlauf des subjektivistischen Zeitalters freilich wurde der Wille zur vielleicht wichtigsten seelischen Tatsache; ist doch die zweite Periode des Subjektivismus durch eine Philosophie des Voluntarismus gekennzeichnet. War aber

die erste Periode, zumal im Verlaufe ihrer früheren Phasen, durch Wesenszüge charakterisiert, die auf starke Betonung und also auch Betrachtung des Willens hinwiesen? Völlig unklar war man noch darüber, was eigentlich Triebe und Neigungen seien, inwiefern sie sich etwa zur Begierde oder zum Abscheu steigerten, und wie sich von solchen Vorgängen das eigentliche Wollen unterscheide. Und da hätte eine Metaphysik Anklang finden sollen, die von dem Wollen als einem dunklen Triebe ausging? Erst eine Zeit der Tat — oder des schmerzlichen, erzwungenen Verzichtes auf die Tat — konnte an ihr Geschmack haben. Dazu kam noch, daß dem Systeme als Ganzem starke, leicht erkennbare Widersprüche innewohnten.

Allein was hatte das zu sagen, als mit den vierziger und fünfziger Jahren nun wirklich die Zeiten kamen, für deren Verständnis diese Philosophie, nach ihrem Untergrund wie nach ihrem Ausbau, recht eigentlich gemacht schien! Es bedurfte kaum noch der glänzenden Form, der prachtvoll künstlerischen Sprache, des leicht verständlichen Ausdruckes, der Durchwürzung mit geistvollen, schlagend vorgetragenen Bemerkungen, wie sie ihr Autor liebte, um sie zur Modephilosophie der Zeit zu machen: und vor allem ihre Ethik wurde zum Leitstern der melancholischen Resignationen nach 1848. So wurde denn die zweite Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung", die 1844 erschien, obwohl der größte Teil der ersten Auflage noch unverkauft war, alsbald günstiger aufgenommen; populär im weitesten Sinne aber wurde die Philosophie Schopenhauers, nachdem, mit dem Jahre etwa 1854, die Frauenstädt und David Asher, später auch Gwinner anfingen, sie auch noch gemeinverständlich zu kommentieren und biographisch zu erläutern.

Man kann bei einer genaueren Betrachtung der Philosophie Schopenhauers, wie wir sie jetzt versuchen, trotz allen Gegensatzes ihres Urhebers gegen Fichte, dennoch den Standpunkt vertreten, daß Schopenhauer an Fichte angeknüpft habe, insofern Fichte innerhalb der Systeme der Romantik der eigentliche Prophet des Willens gewesen war. In diesem Sinne ist

Schopenhauer denn auch von den Grundlagen der idealistischen Philosophie überhaupt ausgegangen. Allein er hatte, und dies läßt ihn als Paralleldenker zu den Materialisten der fünfziger Jahre erscheinen, diese Grundlagen materialistisch weiter entwickelt. Denn hatte Fichte die Welt der Erscheinungen zunächst als Produkt des absoluten Bewußtseins angesehen, und hatte es ihm nicht ferngelegen, sie auch als Ergebnis einer göttlichen Willenskraft zu fassen, so erschien zwar auch Schopenhauer die Welt als Produkt der Vorstellung und des Willens: aber er sah in der Vorstellung nur den blinden Drang der Materie zur Vergegenwärtigung und in dem Willen nur einen dunklen Trieb zu sein.

Dunkle Instinkte sind somit der Urgrund der Welt; sie sind egoistisch aufs Leben, aufs Dasein gerichtet: alles ist nur, weil es den Trieb hat, zu sein. Gewiß erhebt sich dabei dieser Trieb in den höheren Existenzformen zu intellektueller Schärfe. Aber dies nur, um diesen Existenzen zu zeigen, daß sie in ihrem Tun und Streben ewig unbefriedigt bleiben werden. Es ist das eigentliche Motiv der Ethik unseres Philosophen. Und immer und immer wieder führt er darum insbesondere auch in der Betrachtung des menschlichen Schicksals, als des Schicksals des höchststehenden Organismus, aus, daß jeder menschliche Wille, als das Individuationsprinzip des menschlichen Organismus, unglücklich machen müsse: denn als Streben entspringe er dem Gefühl der Unzufriedenheit mit dem individuellen Zustande, und als individuell sei er zur ewigen Nichtbefriedigung dieses Strebens verdammt. Unser Leben erscheint Schopenhauer deshalb als nichts denn ein fortgesetztes, teils jämmerliches, teils schreckliches Leid. Es trägt den Charakter einer großen Mystifikation, um nicht zu sagen einer Prellerei; es ist eine unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Der Wille ist das durchweg Schlechte und Gemeine in uns; man sollte ihn deshalb verbergen, wie die Genitalien, obgleich beide Wurzel unseres Lebens sind.

Natürlich ist darum auch die Welt, in der wir leben, schlecht; sie ist „an allen Enden bankerott und das Leben ein

Geschäft, das die Kosten nicht lohnt". Die Welt etwa gar als wohleingerichtet zu erklären, ist aller Torheiten größte; die Welt ist vielmehr genau so wenig gut, als sie es eben noch nötig hat, um zu existieren. Dabei darf man auch nicht glauben, man könne sich in einem einfachen Gefühl dennoch über dies Jammertal erheben. Nein! Die Welt als Vorstellung allein angeschaut mag ja vielleicht indifferente und möglicherweise sogar angenehme Gefühle wecken können, und idealistisch, in der Kunst, gewährt sie sogar den Genuß des Schönen — nirgends mehr als in der Musik, der wunderbarsten aller Künste, dem Abbild des Willens, des Absoluten selbst. Aber solche Genüsse und Gefühle sind vorübergehend: wahrhaft erlösen können sie nicht. Erlösen kann nur die Verneinung des Willens, denn sie allein erlöst von dessen Begehrlichkeiten. So kommt Schopenhauer aus seinem Pessimismus zum Quietismus, zur Theorie einer ruhseligen Askese, zu den moralischen Daseinsbedingungen des Buddhismus und zum Lobe greisenhafter Bewußtlosigkeit aus Ertötung des Ichs.

Es war eine Theorie, die dem politisch resignierten Geschlechte der fünfziger Jahre gründlich zusprach; und die, insofern sie Betäubungstheorie der aufgeregten Nerven kommender Zeiten der Reizbarkeit sein konnte, auch den Menschen noch der siebziger und achtziger Jahre mit ihren politischen Erregungen und dem starken Massenverbrauch an Nervenkraft infolge gesteigerter Genußsucht und zunehmender Verkehrsbelastung entgegenkam.

Für diese Zeit empfing sie denn auch eine neue Formulierung in Hartmanns Theorie des Unbewußten. Eduard von Hartmann, 1842 in Berlin geboren, seit 1865 wegen eines rheumatischen Knieleidens pensionierter Offizier, ließ seine „Philosophie des Unbewußten" im Jahre 1869 erscheinen. Das Unbewußte ist bei ihm das Absolute, das mit den Attributen sowohl der Vorstellung, d. h. der Hegelschen Idee, wie des Triebes, d. h. des Schopenhauerschen Willens, ausgestattet ist. Beide Attribute werden dabei als Funktionen eines höheren Absoluten aufgefaßt, denn der Wille ist an sich ebensowenig

imstande, sich zu Ideen auszuwirken, wie die Idee, ohne Willen zur Realität zu werden.

Ist dann aber aus dem Unbewußten in der gemeinsamen Funktion von Wille und Vorstellung die Welt hervorgegangen, so folgt doch aus dem Überwiegen des Willens in ihr ein Schopenhauerscher Zustand des Schmerzes: nur daß die Organismen sich mit ihrem Schmerz in eine Welt hinein versetzt sehen, die doch nicht das Ideal der Unvollkommenheiten, sondern vielmehr, wie die aus der Welt überall hervorscheinende Teleologie beweist, die beste eben noch mögliche ist. In dieser Welt aber ist es die sittliche Aufgabe, sich zur Willenlosigkeit, zur Besiegung des Willens emporzuarbeiten. Es geschieht, indem der Mensch in sich die andere geistige Kraft, das Bewußtsein, bis zum größtmöglichen Maße steigert: dann wird sich die Vorstellung in uns vom Willen zu emanzipieren suchen.

Man sieht: diese Philosophie, auf einer Wurzel mit derjenigen Schopenhauers gewachsen, ist doch immerhin schon wieder weit weltfreudiger, kraftvoller: sie war die Modephilosophie eines Geschlechts, das in der Wissenschaft den Trost der Zeit gesucht, das 1866 erlebt hatte und 1870 entgegenging. In diesen Zeiten aber ist dann die Jugendlehre von Hartmanns — sechsundzwanzigjährig hatte er sie vollendet — in der Tat der Glaube weitverbreiteter Schichten gewesen; bis zum Jahre 1879, im ersten Jahrzehnt also nach ihrem Erscheinen, sind, in einer Philosophie hassenden Zeit, über 11 000 Exemplare des Buches verkauft worden. Das letzte Wort freilich von Hartmanns ist das System des Jahres 1868 noch keineswegs gewesen; dem Denken der zweiten Periode des Subjektivismus schon auf leisen Sohlen entgegengehend, ist die Philosophie Hartmanns später zu Formen emporgeläutert worden, deren Wirksamkeit in der Gegenwart noch keineswegs erschöpft scheint.

In den fünfziger und sechziger Jahren aber waren die Systeme Schopenhauers und später auch Hartmanns nicht bloß von intellektuellen Folgen. Wesentlich auch ethisch gewendet, beeinflußten sie vielmehr im hohen Grade auch praktische Weltanschauung und Sittlichkeit. Freilich: ist es nicht richtig, wenn

Rod in seinem Buche „Les idées morales du temps présent", das sich bei der außerordentlichen Wirkung, die Schopenhauer namentlich nach 1870 in Frankreich ausgeübt hat[1], hier sehr wohl zitieren läßt, seinerseits die Frage erhebt, ob es sich denn bei dem Einflusse der pessimistischen Philosophie auf die Massen nicht viel mehr um die bloße Hebung eines schon vorhandenen seelischen Zustandes ins Bewußtsein, als um die Verbreitung einer neuen systematischen Lehre gehandelt habe? Und traf das Wort Rods über Schopenhauer: „il transformait leurs désillusions en lois metaphysiques" nicht mindestens für die Träger des politischen Denkens auch in Deutschland zu?

Aber auch auf sittlichem Gebiete ist unverkennbar, daß der Einfluß der pessimistischen und auch der materialistischen Systeme nur durch einen gleichzeitigen sittlichen Verfall überhaupt völlig erklärt werden kann. Und dieser Verfall war schließlich nichts als die letzte Signatur, das äußerste Kennzeichen der verfallenden Zeit des frühen Subjektivismus überhaupt. Die großen Ideale der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wie der Romantik, der primitiven Phasen wie der höchsten Erhebungszeit der ersten Periode des Subjektivismus, sie waren jetzt, wenn nicht verwirklicht, so doch rationalisiert; voll hatte man von dem Baume der Erkenntnis des neuen Zeitalters gegessen. Neue erhabene, im Dunkeln des Geheimnisses schwebende Ideale, große Ziele, die den Atem versetzt hätten, waren nicht vorhanden. Es schien alles plan, alles verständlich, und nichts darum eigentlich noch verehrenswert. Selbst der Haß war eingeschlafen und hatte dem Indifferentismus Platz gemacht. Es ging nur noch um weltliche, politische, materielle, nicht mehr um für ewig erachtete Güter.

Es sind die Zeichen aller verfallenden seelischen Perioden. Die alten Normen, die einst droben hingen, neu aus eigener Kraft geschaffen und darum als unveräußerlich verehrt, sie waren nun in sichtbare Nähe gerückt, konnten kontrolliert werden, und der Staub des Schmetterlings verlor sich unter roh zugreifenden

[1] Vgl. Genaueres bei Texte in Petit de Julleville 8, 684.

Händen. Die alten Dominanten schwanden; neue waren noch nicht entwickelt; der Zustand eines moralischen Interregnums trat ein und mit ihm sittliche Anarchie.

Es ist möglich, diese Dinge genauer zu beobachten. Schon das war charakteristisch, daß die Philosophie Schopenhauers und auch noch Hartmanns Anhänger fand bis in tiefste Schichten hinein und hinein bis in die Kreise der geistig Unmündigen; und daß selbst die Zahl der Selbstmorde, insbesondere Jugendlicher, wenn auch gewiß zumeist aus anderen als nur philosophischen Ursachen, zunahm. Um vieles mehr aber war bezeichnend, daß der Zeitgeist zwar die Lehre von der Süße des Nirwana, von dem dunklen und unmoralischen Triebe des Willens gerne aufnahm, aus ihr aber dem philosophischen System entgegengesetzte Folgen zog. Und es muß gesagt werden, daß ihm in dieser Hinsicht der Begründer des pessimistischen Systems selber voranging. Schopenhauer, den schon Goethe in frühen Jahren einen „meist verkannten, aber auch schwer zu erkennenden verdienstvollen jungen Mann" genannt hatte, war bei der rätselhaften Ausstattung seiner Natur später weit davon entfernt, für seine Person die praktischen Konsequenzen seines Denkens zu ziehen. Als ein leidlich vergnügter Junggeselle, von Haus aus reich, in höheren Jahren dem französischen Grundsatze Après les plaisirs du lit les plaisirs de la table lebend, ist er in Frankfurt, sich ein wenig griesgrämig in den Strahlen seines Ruhmes sonnend, hochbetagt gestorben. Mag sein, daß ihn seine wesentlich ästhetische Anlage, seine künstlerische Natur zu dieser Art von Doppeldasein besonders hinzog und befähigte. Hat er doch von sich selbst einmal gesagt, er habe die Kraft, sich selbst zu erschüttern, in hohem Maße besessen und würde ein großer Schauspieler geworden sein, hätte er sich nicht für die Laufbahn des Philosophen entschieden. Aber kann eine solche Doppelnatur sittlich vorbildlich wirken? Hätte sie sich etwa mit der Anschauung eines Kant oder Fichte vertragen? Kuno Fischer schildert unseren Philosophen objektiv und doch tief vorwurfsvoll in dem gut gewählten Bilde: „Die Tragödie des Weltelends spielte im

Theater; Schopenhauer saß im Zuschauerraum auf einem höchst bequemen Fauteuil mit seinem Opernglase ...; viele der Zuschauer vergaßen das Weltelend am Büfett, keiner von allen folgte der Tragödie mit so gespannter Aufmerksamkeit, so tiefem Ernst, so durchdringendem Blick wie Schopenhauer; dann aber ging er tief erschüttert und seelenvergnügt nach Hause und stellte dar, was er geschaut hatte."

Aber die Leute am Büfett? Begnügten sie sich mit dem Schauspiel? Da nun von Philosophie wegen das menschliche Dasein geächtet war und man schließlich doch lebte, so schien es ihnen am besten, dies philosophisch nun einmal prostituierte Leben wenigstens möglichst lustig zu verbringen. Champagner her! Und so wuchs aus der Krankheit des Byronismus die Weltfaulenzerei hervor und das Spiel mit geistreichen Ideen ohne die Kraft, etwas Lebendiges zu schaffen: charakteristische Merkmale der ausgehenden fünfziger und der sechziger, auch teilweise noch der siebziger Jahre. Wie es Oskar Blumenthal einmal auch in einer Form, die die Sache bezeichnet, zum Ausdrucke brachte: „Der Pessimist, der Humor hat, macht aus seinem Leichentuch eine Harlekinsjacke: und gibt es eine passendere Maske in dem aberwitzigen Karneval des Seins? Was kann man auf dieser langweiligen Lehmkugel Vernünftigeres tun als unvernünftig sein?"

Selbstverständlich, daß damit auch die Schätzung aller hohen Lebenswerte sank, ja schließlich scheinbar völlig dahinschwand. Und mit ihr die eigentliche fine fleur moralischer Bildung. Höflichkeit wurde zur Korrektheit äußerlicher Handlung; eine gewisse feierliche Starrheit in Haltung und Miene galt als moralisch bezwingend; Eigenes zu geben, einen Hauch persönlichsten Empfindens auch Fremden einzuflößen hielt man für Narretei. Damit wurde dann das Edle zum bloß Nobeln, die Treue zur Loyalität, die Würde zum Anstand und die Anmut zur Eleganz: und, das Charakteristischste vielleicht von allem, das Gefühl des Erhabenen verflüchtigte sich völlig vor der Neigung zur „Imposanz", zum „Grandiosen".

Im Grund ging damit natürlich der Charakter verloren, und mit ihm die besondere Persönlichkeit.

Alles zu leisten, getraut sich ein jeder, und jeder nur stümpert:
An die besondere Kraft glauben die Menschen nicht mehr.
Buntheit ersetzt den Gehalt und die Formen ein fertig Gepräge,
Was ursprünglich erscheint, gilt als verwegen und schroff.
Alles Bedeutende sinkt in der Schätzung; die Künste entfliehen;
Was die Seele sonst sang, ahmen die Lippen nur nach.
(Martin Greif.)

Gewiß erwuchsen auch aus diesem Boden noch neue Eigenschaften. Aber sie waren zerstörender Natur: so vor allem der Kultus der Gewalt und des Erfolges. Während zunehmende Genußsucht sich immer breiter in die Tiefen der Nation fraß — die fünfziger und sechziger Jahre sind die Zeiten der großen Volksfeste:

Turner, Sänger, Schützen
Sind der Freiheit Stützen —,

bildeten sich aus diesem Kultus der Gewalt und des Erfolges heraus zunächst in den oberen Schichten der Gesellschaft zwei der schlimmsten sittlichen Krebsschäden auch noch unserer Zeit aus, Gründertum und Strebertum.

Strebertum ist die Prostitution anständiger sozialer Stellung um glänzender Laufbahn willen:

Wer aufwärts will, muß Einsicht haben,
Mit Umsicht brauchen seine Gaben,
Sich keiner Ansicht widersetzen,
Die Tat nach ihrer Aussicht schätzen,
Zu steter Nachsicht sich bequemen
Und täglich so viel Rücksicht nehmen,
Daß er aus Vorsicht ganz und gar
Vergißt, was seine Absicht war.
(Ludwig Fulda.)

Gründertum ist die Prostitution anständiger wirtschaftlicher Existenz höheren Gewinnes halber; weil besonders gemein, so ist es niemals, auch nicht einmal satirisch, besungen worden. Wohl aber waren die Dinge auf diesem Gebiete schon in den siebziger Jahren so weit gediehen, daß Eugen Richter den Gründerkurswert eines Staatsministers außer Dienst mit Exzellenzrang für Stellungen in Aufsichtsräten und dergleichen

öffentlich auf etwa einen dreifachen Ministergehalt veranschlagen konnte, und daß Lasker im preußischen Abgeordnetenhause von gewissen Gründergeschäften auszuführen vermochte, sie seien offenbarer Betrug, das Strafgesetzbuch setze Gefängnis darauf, und dann fortfuhr: „Es ist Sache der Justizpflege, einer so weit im Lande verbreiteten Krankheit abzuhelfen. Alle Gesellschaftsschichten sind davon ergriffen; selbst Mitglieder des höchsten Adels beschäftigen sich mit Dingen, die vor den Staatsanwalt gehören."

Wie stets in Zeiten starker Schwankungen der Normen des sittlichen Kodex trat dann, das bisher gezeichnete Bild bestätigend und abschließend, ein besonderer Hang zu geschlechtlicher Sinnlichkeit hervor. Vor allem auch in der Dichtung läßt er sich verfolgen. Denn gewiß sind diese Zeiten schon, soweit sie in noch vereinzelten und isolierten Erscheinungen vorwärts weisen, der fruchtbarste Schoß einer neuen, selbständigen deutschen Kunst gewesen von großem Ernste und heiligem Schaffen: die Zeiten der leidenschaftlichen Tiefe eines Hebbel, Otto Ludwig, Richard Wagner. Aber mitnichten waren sie zugleich auch schon Zeiten der Anerkennung dieser Großen. Und in mehr als einem Zuge hat namentlich Wagner auch ihrem Charakter seinen Tribut entrichtet. Er hat, lange bevor noch in Meißners „Sansara" (1858) der erste pessimistische Roman erschien, dem Pessimismus gehuldigt und dessen charakteristische Resignation niemals ganz verloren:

Ach, wie sollte ich da klagen,
Wie, mein Herz, so schwer dich sehn,
Muß die Sonne selbst verzagen,
Muß die Sonne untergehn?
Und gebieret Tod nur Leben,
Geben Schmerzen Wonnen nur:
O, wie dank, ich, daß gegeben
Solche Schmerzen mir Natur!

Vor allem aber ist er in den sexuell-sinnlichen Momenten seiner Musik und seiner Dichtung einer der bemerkenswertesten Vertreter des sittlichen Verfalls der fünfziger bis siebziger Jahre

gewesen; und wie ein Motto durchklingt die Erfahrung Tannhäusers „Und im Genuß nur kenn' ich Liebe" frühe und späte Weiten seiner Kunst.

Man begreift da, wie sehr erst Dichter, die der Zeit nur einfach eingeschrieben waren, das sexuelle Thema behandeln mußten. Von der Sinnlichkeit Hamerlings oder Wilbrandts soll dabei noch nicht einmal die Rede sein. Am charakteristischsten ist der um vieles ruhigere Heyse. Denn bei ihm tritt die Freiheit geschlechtlichen Gebarens grundsätzlich unter die weitere Perspektive eines extremen rationalistischen Subjektivismus überhaupt. Heyse kennt den modernen Staat wie irgendeinen Staat überhaupt nicht; an dessen Stelle steht ihm eine völlig freie Bühne für das Ausleben der einzelnen Persönlichkeit, deren Grenzen höchstens gegen den Horizont des eigenen Gewissens als höchster Instanz hin verschwimmen. So müßten seine Gestalten eigentlich Revolutionäre sein, falls sie von dem heiligen Eifer etwa des Dranges zur Einführung höheren menschlichen Daseins getrieben würden. Aber da ist nun eben bezeichnend, daß sie das nicht sind. Sie sind „Kinder der Welt", Aristokraten eines Schönheitslebens, das schließlich seine höchsten Werte doch nur in der Freude am bloßen Dasein und nicht selten eben an den natürlichsten Funktionen dieses Daseins findet. War nun zu vermeiden, daß sich im Bereiche eines solchen Denkens und einer solchen Kultur auch die Begriffe von Familie und Ehe, und damit die Bedingungen des Zellenlebens gleichsam der nationalen Gesellschaft wenigstens in gewissen Teilen ihres oberen Ausbaus verschoben? Bereits die Romantik und selbst schon die früheren Stadien des Subjektivismus hatten der Frau eine andere Stellung angewiesen, als sie früher gehabt hatte: sie war zum ersten Male sozusagen rein als Mensch betrachtet worden; und sie war deshalb vor allem auf den Gebieten, auf denen diese Zeiten schöpferisch tätig waren, auch in steigendem Maße produktiv aufgetreten, in der Kunst und in der Literatur, vor allem in der Dichtung[1]: bis ungefähr dieselben Jahrzehnte die

[1] Vgl. Bd. VIII, 1, S. 291 f.

kindisch-geistreiche Bettina von Arnim, die erst ausgelassene, dann bigotte Gräfin Ida Hahn-Hahn und die in der Einsamkeit ihres Dichtens männlich-spröde Annette von Droste hervorbrachten.

Auf literarischem Boden begann damit der Hauptsache nach die deutsche Emanzipation der Frauen; und schon seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte man Anlaß genug, darüber nachzudenken, was sie im Grunde bedeute. Ins Grobe gerechnet ließ sich da wohl sagen, daß die literarische Tätigkeit, wie sie nun immer breiter, namentlich im Bereiche der leichteren Poesie des Romans entwickelt wurde, auf die Frauen vor allem intellektuell erziehlich wirke: sie begannen zu denken. Allein lag es nicht auch unweigerlich in dem Ungewohnten der neuen Lage, daß nun vielfach der reiche Grund der Sitte und des Sittlichen zu leiden begann, auf den die Frau bisher doch einmal gestellt gewesen war? In die Strudel des Lebens geworfen, im ungebundenen Verkehr mit jenen männlichen „Titanen", die in einer Zeit abflauender seelischer Bewegung die Welt von Grund aus zu reformieren gedachten, verfielen die emanzipierten Frauen nur zu leicht einer Kopie des Lebens jener freigeistigen Damen, die sie etwa aus der Lektüre des George Sand kennen lernten. Und wo dies nicht der Fall war, da konnten doch nur überaus selten harmonische Beziehungen zwischen dem neuen Intellektualismus und dem dunkelsinnlichen Untergrunde des Frauenlebens hergestellt werden, der nach vegetativer Stille und Mutterfreuden dürstet.

Es war ein Zustand, der mit der steigenden Rationalisierung der Lebensinhalte in den fünfziger und sechziger Jahren nicht besser wurde; und es darf als eine tragische Seite der modernen Frauenemanzipation in Deutschland bezeichnet werden, daß ihre Anfänge eben in solche Zeiten und nicht in Zeiten eines hochgemuten Pathos und eines durch neue sittliche Werte idealisierten Gemütslebens gefallen sind.

Indes handelte es sich in dieser Phase zuerst und im ganzen doch nur um eine geringe Anzahl von Personen und um Angehörige meist nur der höheren Stände. In den Zeiten

vollen Ausganges der ersten subjektivistischen Periode aber kam ein anderes hinzu. Nicht nur, daß das steigende Wirtschaftsleben der Unternehmung schon zahlreiche weibliche Existenzen der niederen Schichten auf sich allein zu verweisen begann: die in diesem Kreise beginnende Bewegung war noch durchaus in den Anfängen und insofern unbedeutend und harmlos. Schlimmer war, daß die Folgen des Verlustes hoher Ideale und das Eindringen von Materialismus und Pessimismus sich bei den Männern auch der mittleren Schichten einzustellen begannen. Die Männer insbesondere der stark an Bevölkerung wachsenden größeren Städte begannen den Geschmack an der Ehe zu verlieren; die Halbwelt gewann zum ersten Male etwas wie klassen- oder berufsmäßige Bedeutung; und der stille Kampf gegen sie wurde von den Frauen nicht mit der Zähigkeit und Erbitterung geführt, die man hätte erwarten mögen.

Man weiß, wie diese Dinge weiter gefressen haben, wenn auch die Halbwelt in Deutschland noch nicht salonfähig geworden ist. Und sicherlich ist damit auch der Geist, ja schon die Institution und die äußere Verfassung der Ehe anders geworden, als sie vordem war. Doch ist das neue Bild, das sich hier entwickelte, selbst heute noch trüb und eingeschlagen; denn in der sittlichen Anarchie, die der turbulente Anfang der zweiten subjektivistischen Periode nicht minder mit sich brachte, wie sie der Ausgang der ersten zurückließ, wuchsen natürlich die berührten Erscheinungen üppig fort: und ihre Dauer durch mehr als zwei Menschenalter hin sorgte dafür, daß sie sich im Werden eines völlig Neuen niederschlugen, das darum noch keineswegs unsittlich zu sein brauchte.

Für die Einzelperson aber männlichen wie weiblichen Geschlechts bedeutete der ganze Vorgang vor allem in seinen frühesten Phasen zunächst Isolierung. Es war eine Erscheinung, die schon die sechziger Jahre deutlich spürten; wie oft hat ihn nicht damals Spielhagen in seinen Romanen, z. B. in „Hammer und Amboß" (1869), behandelt. Aber schon sah man auch das positive Neue in all dieser Zersetzung. Nicht Hammer oder Amboß soll die Einzelpersönlichkeit schon nach Spielhagen sein,

sondern Hammer und Amboß zugleich, bestimmt und bestimmend: und auch für den Geringsten unter den Millionen der Nation soll eine Zeit hereinbrechen, da er, ob Mann oder Weib, gefestete, auf sich gestellte und darum auch anderen liebevoll zugängliche Persönlichkeit sein muß, will er nicht zertreten werden oder zerbrechen: womit auch für die untersten Klassen der großen Menge zum ersten Male ein volles Leben des Subjektivismus anzuheben bestimmt sein wird.

IV.

Dunkel ist das Bild, mit dem wir uns am Schlusse des vorigen Kapitels von den Ausgangspforten der ersten subjektivistischen Periode verabschiedet haben. Sehr natürlich. Verfall ist Herbst; Menschen und Ereignisse gilben; und bei allem freundlichen Zwischenblicken der Sonne durch Nebelmassen bleibt Melancholie die herrschende Stimmung.

Doch die Sonne wird bald wieder dem vollen Werden eines neuen Frühlings scheinen; und eben schon im Verfall menschlicher Dinge pflegen die Umrisse neuen, höheren Daseins zu erwachsen.

So ist das Gemälde der fünfziger bis siebziger Jahre, das bisher gezeigt wurde, einseitig gewesen. Es hat nur die rückwärts gewendeten Seiten der Entwicklung abgespiegelt. Daneben aber sproßte schon üppig in Dichten und Denken, in Anschauen und Darstellen die Saat des Neuen: Keller, Ludwig, Hebbel; Lotze, Hartmann, Wundt; Feuerbach, Böcklin, Marées; Liszt, Wagner, Cornelius: und nur das ist bezeichnend, daß dies Neue, je zukunftsreicher es war, um so weniger anerkannt oder verehrt wurde. Es war wie bei einem Nebelbild der Camera obscura: während die alte Darstellung verschwindet, erscheint schon die neue; aber der Blick ist zunächst noch durch die Konturen des Schwindenden gefesselt, und das Vergehende hat noch zu einem letzten Male recht.

Auf einem Gebiete aber griff das Neue in den fünfziger bis siebziger Jahren doch schon so entscheidend in die damalige Gegenwart ein, daß es auch innerhalb der hier gezogenen Grenzen der Darstellung schon einer, wenn auch kurzen Beobachtung bedarf.

Der Zusammenhang ist lehrreich genug.

Alle Geschichtschreibung ist zunächst als politische Historie erwachsen. Neben vielen anderen Gründen auch aus dem, daß sich in der politischen Geschichte tatsächlich zumeist, wenn auch nicht immer, das Gesamtergebnis des historischen Lebens am leichtesten — freilich auch oberflächlichsten — widerspiegelt. Denn nach Macht drängen am Ende alle Erscheinungen des geschichtlichen Lebens, insofern Macht Daseinsmöglichkeit bedeutet: und der einfachste Konzentrationspunkt der Macht ist der Staat, sind politische Gebilde, politische Strebungen.

Aus diesen Verhältnissen aber geht zugleich auch hervor, daß die politischen Erscheinungen im normalen Falle nicht die zeitlich führenden der Entwicklung sind, sondern die letzten, schließenden: sie sind nicht Keime, sondern Blüten, nicht Anregungsformen, sondern Formen letzter Ergebnisse.

Deutlich tritt dieser Zusammenhang in den großen politischen Ereignissen der Deutschen Geschichte während der sechziger und siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, in Einheitsbewegung und Kulturkampf, hervor: sie gehören keineswegs der zweiten Periode des Subjektivismus an, sondern schließen die erste.

Aber doch werden sie zugleich schon durch gewisse, im Verhältnis zu ihrem Wesen weiter fortgeschrittene Kulturelemente der fünfziger und sechziger Jahre mit bestimmt, jene nämlich, die nicht dem Verfalle der ersten, sondern der Keimbildung der zweiten Periode angehören! Dabei ist denn freilich der Einfluß der idealistischen Bewegungen in diesem Bereiche gering: wer wollte zwischen Hebbel oder Wundt oder Marées und Cornelius oder selbst dem größten Propheten des Neuen, Richard Wagner, und der deutschen Einheitsbewegung einen wirklich engeren Zusammenhang der Beeinflussung nachweisen? Um so stärker wirkt er aber die wirtschaftliche und soziale Vorbereitung der neuen Periode bereits ein: der Umkreis alles dessen, was man Wirtschaft und Gesellschaft des freien Unternehmens nennen kann; es braucht in diesem Zusammenhange nur daran erinnert zu werden, daß dem Reichstage des Norddeutschen Bundes und des neuen Reiches ein Zollparlament

als erster Vertretungskörper der heute im Reiche geeinigten Deutschen vorausging. Und so ist es eine notwendige und zugleich die melancholischen Stimmungselemente der vorhergehenden Kapitel aufhellende und lösende Aufgabe, die Darstellung der Zustände der ausgehenden ersten Periode des Subjektivismus mit einem Lichtblick auf diese neue Bewegung zu schließen.

Die Wirtschaftsentwicklung der fünfziger bis siebziger Jahre war im wesentlichen schon an das Aufsteigen des Bürgertums gebunden. Nicht als ob dieses der fundamentale und allseitige Träger der ganzen Bewegung gewesen wäre. Vielmehr war dies die noch viel allgemeinere Erscheinung des Unternehmertums überhaupt.

Der Wirtschaftsform der Unternehmung unterlag in dieser Zeit, soweit sie sich lebhafter fortentwickelte, auch die Landwirtschaft und in ihr alle agrarischen Stände. Und so erschien denn der Bauer, der einstweilen an ihr keinen oder nur geringen Anteil hatte, eigentlich fast allein als so ziemlich stabil. Die untersten agrarischen Schichten dagegen waren in einer beträchtlichen Umbildung begriffen: denn sie hatten die zunehmend gefragten Arbeitskräfte des landwirtschaftlichen Großunternehmens zu stellen. So erwuchsen jetzt aus Insten und Häuslern hier und da neue seßhafte Bildungen einer ländlichen Arbeiterbevölkerung; und schon zeigte sich gelegentlich die späteren Jahrzehnten viel geläufigere Erscheinung landwirtschaftlicher Wanderarbeiter aus den slawischen Gebieten des östlichen Preußens und aus dem noch östlicher liegenden russisch-polnischen Grenzland.

Die entscheidend vorwärtsschreitende Gruppe der Landbevölkerung aber war die der großen agrarischen Unternehmer, wie man sie unter einiger Vorwegnahme künftiger Erscheinungen nennen kann, der Gutsbesitzer und Rittergutsbesitzer, der bürgerlichen Pächter und Eigentümer, der Junker, des hohen Adels. Denn eben sie waren es, die seit den fünfziger Jahren ganz allgemein zum Betriebe der Unternehmung übergingen: durch verbesserten Landbau auf Grund der neuen Agrikulturchemie, durch Entwicklung der großen landwirtschaftlichen Nebengewerbe

der Brennerei zur Alkoholbereitung und der Fabrikation des Zuckers: Gewerben, denen in freierem und oft ganz losgelöstem Zusammenhange auch das Müllergewerbe zu folgen begann[1].

Hätte man nun nicht glauben sollen, daß eine so bedeutende wirtschaftliche Umbildung auch stark führend in die Allgemeingeschichte der Nation eingreifen würde? Gewiß ist sie auch politisch von hoher Bedeutung gewesen; sie war der Nährboden einer Gestalt wie Bismarck; und noch sind die agrarischen Einflüsse besonders der Junker und auch eines Teiles des hohen Adels in Leben und Politik selbst der jüngsten Gegenwart keineswegs ausgeschaltet. Gleichwohl wurden sie, eins ins andere gerechnet, schon in den fünfziger Jahren von den bürgerlichen Einwirkungen übertrumpft.

In den ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts war die adlige und noch mehr die fürstliche Lebenshaltung von der bürgerlichen noch sehr getrennt gewesen und hatte ihr zugleich noch in manchem Betracht als Vorbild gedient[2]. Jetzt änderte sich dieser Zusammenhang. Immer mehr wirkten die großen Errungenschaften der bürgerlichen Geisteskultur der ersten subjektivistischen Periode ein: selbst das Königtum erhielt sozial bürgerlichen Anstrich; so schon unter Friedrich Wilhelm III.; Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Ludwig I. von Bayern gar sind erst recht in mehr als einer Hinsicht bürgerlich lebende Herrscher gewesen. Noch mehr aber beeinflußte das Bürgertum den Adel. Schon früh hatte man in verständigen Geschlechtern einzusehen begonnen, daß Geburt allein künftighin nicht mehr überwiegenden Einfluß im Staate vermitteln werde. Und so

---

[1] Dampfmühlen in Preußen 1837: 27 mit 64 Gängen,
1846: 115 „ 303 „
1852: 339 „ 604 „
1861: 664 „ 1727 „
Trotzdem halten sich die kleinen Mühlen noch; die großen arbeiten vielfach auf den Export. In Preußen waren 1861 von allen Wassermühlen noch 88 % ländliche Mühlen. Vgl. Schmoller, Kleingewerbe S. 398.

[2] S. dazu unten S. 352 f.

hatte eine jüngere Generation schon im Ausgange des 18. Jahrhunderts ernst und andauernd zu studieren begonnen: aus ihr ist der Reichsfreiherr vom Stein, sind die Herren von Vincke, von Schön, von Hardenberg, von Humboldt hervorgegangen. Darauf, mit den inneren Reformen der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, fielen auch die halbstaatlichen, patrimonialen, grundherrlichen Herrschafts- und Rentenrechte; der niedrige Adel begann ganz in den einfachen staatsbürgerlichen Verband einzutreten; der hohe Adel aber erhielt demgegenüber durch Artikel 14 der Bundesakte doch eigentlich nur Scheinvorrechte und hatte diese noch dazu in dem schließlich führenden Staate, in Preußen, mit nicht wenigen Geschlechtern aus dem altangesessenen und reich begüterten Landadel zu teilen.

Da fragte es sich denn geradezu, welches die künftige soziale Stellung des gesellschaftlich einst führenden Standes wohl sein werde; und dieses Problem ist von Angehörigen des Adels selbst namentlich in den ersten Dreivierteln des 19. Jahrhunderts bis zur Gründung des Reiches und bis zum endgültigen Beginn der Ausgestaltung einer neuen bürgerlichen Aristokratie immer und immer wieder behandelt worden. Besonders reich an Reformvorschlägen waren dabei bezeichnenderweise die fünfziger Jahre. Denn jetzt, nach 1848, sah man wohl, daß an eine Wiedergewinnung verlorener gutsherrlicher Rechte und Verwandtes nicht mehr zu denken war, und daß überhaupt eine andere als staatsbürgerliche Stellung innerhalb des neuen Staates wenigstens auf dem Wege rechtlicher Begründung unerreichbar bleiben werde. Um so mehr warf man sich daher auf die soziale Seite: suchte den Familienbesitz zu mehren, betonte den edelmännischen Beruf des Rittergutsbesitzers, revidierte die schon so oft erörterte Frage von der Standesmäßigkeit der Ehen, sorgte für Fideikommisse und Apanagierung der nachgeborenen Söhne und entwarf neue Grundlinien für ein modern-genossenschaftliches Zusammenwirken des Adels als Körperschaft.

Nicht alle in dieser Richtung begeistert geplanten Reformen sind durchgeführt worden. Allein selbst wenn dies der Fall gewesen wäre: hätten sie dem Adel eine besondere Stellung

im Staate an sich gewährleisten können? Liefen sie nicht fast alle und eben die wichtigsten unter ihnen im Grunde auf eine Fundamentierung der alten Stände im Sinne eines Berufsstandes agrarischer Unternehmer hinaus? Faßten sie nicht politische Ziele höchstens indirekt und dann so, daß die Ergebnisse für den Adel nicht exklusiv zur Erscheinung kamen, ins Auge?

Eben in diesen Reformbestrebungen zeigte sich, daß sich der Adel und damit die führenden agrarischen Schichten doch der neuen Wirtschaftsgewalt der Unternehmung im Grunde beugen mußten. Und tatsächlich ergab die spätere Entwicklung diesen Verlauf. Nirgends mehr vielleicht als im Bereiche des hohen preußischen Adels, der noch heute zum Teil, in schwächlichen Sympathien für Süddeutschland und Österreich verharrend, nur wirtschaftlichen Zielen lebt und die ihm von Rechts wegen zukommende Rolle einer politischen Einflußnahme als Träger agrarischer Großunternehmen eigensinnig verabsäumt.

Allein indem eben dieses Wesen des agrarischen Unternehmertums für den alten Adel niederer wie hoher Grade deutlich hervortrat, war doch zugleich auch gesagt, daß er nicht allein und daß er schließlich nicht an erster Stelle mehr führen werde. Denn das Wirtschaftsleben der Unternehmung ist nicht vorwiegend und in den wesentlichen Wurzeln seiner Kraft dem platten Lande und landwirtschaftlichen Betriebe, sondern bürgerlicher Nahrung und den Städten entwachsen. Und damit lag es denn doch in den ersten Folgen weiterer Wirtschaftsentwicklung, daß eben das bürgerliche Großunternehmertum zur sozialen und politischen Hegemonie berufen war und hindrängte. Und schon die fünfziger und sechziger Jahre haben dafür einen Instinkt, ein sozusagen unbewußtes Bewußtsein gehabt. Es gibt keinen großen Romanschreiber unter den zahlreichen Schilderern des damaligen deutschen Lebens, der für den Adel jene Sympathie zeigte, von der sich unwillkürlich das Werdende, Zukunftsreiche begleitet sieht; und eben Spielhagen, der den Adel so gut kannte und in dieser Zeit vielleicht am besten geschildert hat, stand mit seinen Neigungen auf seiten des Bürgertums.

Was hieß aber in dieser Zeit führendes Bürgertum?

Man muß sich die älteste industrielle Schicht des mittelalterlichen Bürgertums, das Handwerk, noch in den vierziger bis sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts weit weniger von seinen Ursprüngen als von seinem heutigen Bestande abweichend denken. Gewiß hatten die Kodifikationen des Handwerkerrechts, die mit der ersten Belebung der neuen Volkswirtschaft der Unternehmung, zumeist in den zwanziger und dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts, vorgenommen worden waren, etwa ein Jahrhundert später, insbesondere seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, unter der Einwirkung des wirtschaftlichen Aufschwunges nach Begründung des Zollvereins freieren Ordnungen Platz gemacht oder waren ihnen Platz zu machen im Begriff. Allein die alte seelische Haltung des Handwerks war dadurch noch keineswegs gesprengt, und nicht minder erschien die alte wirtschaftliche und soziale Lage noch gewahrt; noch immer stand im allgemeinen der kräftige Meister mit zwei oder drei Gesellen in der Werkstatt, arbeitete gegen bare Bezahlung und war im Besitze eines einzigen Geschäftsbuches, in das er Ausgaben und Einnahmen gewissenhaft eintrug: so wie uns Kretzer noch aus weit späterer Zeit den ehrwürdigen Meister Timpe gezeichnet hat. Dabei mochte es wohl nicht mehr so leicht sein, zur Selbständigkeit zu gelangen wie vordem; die Zahl der Gehilfen hatte sich gemehrt; in Heidelberg kamen im Jahre 1588 auf zehn selbständige Gewerbe siebenundvierzig, im Jahre 1882 aber einundsechzig Personen. Allein im ganzen sah man sich doch in der alten Organisation und im alten Betriebe noch nicht gestört; und auch eine starke Konkurrenz durch außerhandwerksmäßige Herstellung drohte noch nicht; die moderne industrielle Entwicklung hat sich bis etwa 1870 wesentlich auf anderen Gebieten als denen des Handwerks und teilweise auch in Exportindustrien vollzogen, während der Handwerker nach wie vor für den Kunden in der Nähe schuf; ein zerstörendes Eindringen in den goldenen Boden des Handwerks durch die Fabrikation ist stärker erst im neuen Reiche beobachtet worden.

So schien denn noch alles beim guten Alten. Allein eben indem

man sich nur noch hielt, blieb man zurück. Es war eine Lage ähnlich der des Bauers auf dem platten Lande. Aber während der Bauer aus der Berührung mit der mütterlichen Erde doch immer noch eine sich stetig erneuernde Kraft festen sittlichen Daseins sog und auch wirtschaftlich schließlich später, derselben natürlichen Kraftquelle teilhaftig, dem modernen Wirtschaftsaufschwung in ruhigem Nachtrab gefolgt ist, bestand für den Handwerker kein ähnlich glücklicher Zusammenhang. Er war, nur auf die Enge des städtischen Gassenbereichs angewiesen, trotz der Möglichkeit eines viel rascheren Umtriebes seines Kapitals, als der Bauer sie besaß, durch seine ganze Existenzart an ein Arbeiten gebunden, das in der emporkommenden neuen Zeit bald als völlig veraltet erscheinen mußte, und daher im Grunde schon in den fünfziger Jahren am Verdorren. Ja bereits für das Ende der vierziger Jahre beweist die Art der Teilnahme der Handwerker an den revolutionären Vorgängen ihre vollste Zurückgebliebenheit; und schon für den Anfang der vierziger Jahre gibt Hebbels „Maria Magdalena" einen furchtbaren Einblick in die dumpfe, erstickende Enge des Handwerkerstandes, sieht man auch von dem besonderen Charakter des Vaters in dem Stücke ab, den Hebbel nach seinem eigenen Vater gezeichnet haben mag.

So war denn das Handwerk mitnichten mehr zur Führung der bürgerlichen Welt berufen, mochte auch ein ehrsamer Meister noch in der sozialen Schätzung kleiner Städte nicht ohne Würde mit dem Gymnasiallehrer auf verwandter Höhe standhalten.

Sollten da aber neben dem Handwerker etwa die einstmals aus dem Handwerk heraus entwickelten Meister der Hausindustrie oder gar die Hausindustriellen überhaupt als sozial höher stehend und zur Führung berufen in Betracht gekommen sein? Weithin zerstreut saßen sie in den großen Städten, in Bremen, in Berlin, vor allem aber in den Mittelgebirgen vom Glatzer Gebirgskessel den Zug des Riesen- und Erzgebirges, des Fichtelberges und des Thüringer Waldes entlang bis zum Eichsfeld und von den Bergen hinab ins Flachland, in den gebirgigen Teilen der Regierungsbezirke Düsseldorf und Aachen, im württembergischen Schwarzwald und jenseits der Grenze

in Lothringen und im Unterelsaß: und webten Sammet und Seide, Leinwand und Baumwollstoffe, Strumpfwaren und Tuche; nähten, schneiderten, schusterten, posamentierten, schlugen als Zeug-, Sensen- und Messerschmiede drein, manch anderer Tätigkeit nicht zu gedenken. Allein eine soziale Bedeutung hatte diese Masse wie die Aristokratie ihrer Verleger als solche schon deshalb nicht, weil sie sie nicht beanspruchten. Ist doch erst in den siebziger Jahren der Unterschied zwischen Haus- und Fabrikindustrie begrifflich genauer festgelegt worden: eben in den Zeiten, da sich der Stand der eigentlichen Fabrikarbeiter sozial durchzubilden und höhere politische Ansprüche zu stellen begonnen hatte.

Allein auch dieser neue Stand der Fabrikarbeiter, in dessen Geschichte die Hausindustriellen eigentlich erst wie im Sinne einer Reflexerscheinung begrifflich klar auftauchen, war doch in den vierziger und fünfziger, ja selbst in den sechziger Jahren noch ohne stärkere politische Bedeutung: erst die Jugendjahre des Reiches haben die volle Evolution der Sozialdemokratie gesehen.

Freilich trug er dabei von vornherein die Verheißung in sich, in einem Wirtschaftsleben der Unternehmung zu Worte zu gelangen, denn er ist der klassische Widerpart des Unternehmers: hier der kaufmännisch geschulte Besitzer der Produktionsmittel, der Grundstücke, Gebäude, Maschinen, Werkzeuge mit seiner organisierenden Kraft; dort der besitzlose Inhaber einer Muskelkraft, Intelligenz, Gesinnung, die in den unbedingten Dienst der Produktionsmittel und der für sie geschaffenen Organisation gestellt werden soll.

Allein daß aus diesem Verhältnis heraus die neue Klasse selbst schon in den Ausgangszeiten der ersten Periode des Subjektivismus die nötigen wirtschaftlichen, sozialen oder gar politischen Folgerungen gezogen hätte, davon war man noch weit entfernt. Für diese Zeiten und ihren Verlauf war es vielmehr charakteristisch, daß eine Totalauffassung des neuen Standes, vor allem auch der seelischen Konsequenzen seiner Tätigkeit, eigentlich bei weitem mehr bei einzelnen Politikern,

Literaten und Dichtern begegnete als bei den Angehörigen des Standes selbst. Die Teilnahme der Politiker ist bekannt; man weiß, wie sie, die Bourgeois, in den fünfziger und sechziger Jahren das sozialdemokratische Programm geschaffen haben. Aber zeitlich noch viel weiter ging auf deutschem Boden die Sympathie der Poeten und Romanschreiber zurück; und nicht erst die siebziger und achtziger Jahre haben in ihnen Empfindungen gleich denen Oswalds ausgelöst:

Maschinenlärm . . . einförmig dumpfes Dröhnen,
Dabei die Habgier träumt, die dunkle Pein,
Das Ohr geneigt dem immer einen Tönen:
Gold — und die große, weite Welt ist mein!

Schon die spätere Romantik, z. B. Chamisso, kannte ein tiefes Mitleid mit den Armen, den niederen Kreisen überhaupt; und man kann diese Sympathie immerhin als allgemeine seelische Grundlage für viel konkretere Stimmungen auffassen, die dann in den dreißiger Jahren auftauchten. So zeigte z. B. der Düsseldorfer Immermann in den „Epigonen" (1836) bereits eine ganz bestimmte Opposition gegen den Industrialismus: er haßt die Fabriken, und er weissagt eine Zeit, da der Pflug wieder über ihre Stätten gehen wird. Dabei war freilich der soziale Gegensatz, von dem er ausging, noch nicht der von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern sehr bezeichnend der des industriellen Arbeitgebers, des neuen Adels, zu dem alten, der agrarischen Aristokratie: wie in noch viel späterer Zeit Auerbach im „Landhaus am Rhein" (1869) Humanität und Industrialismus gegenübergestellt hat. Allein daneben begann doch auch schon früh, am ehesten wohl bei den Jungdeutschen, die Teilnahme speziell für den Arbeiter des vierten Standes; und schon in den vierziger und fünfziger Jahren findet sich sein Los in den düstersten Farben geschildert. So läßt sich in dem Romane von Prutz „Engelchen" (1851) ein Fabrikant in einem blühenden Weberdorfe nieder und macht aus seinen freien Arbeitern Fabrikarbeiter, Sklaven des Brotherren. Und nun zieht Unsittlichkeit und Trunk und Verbrechen in diesen Kreis ein; und bei den Besseren entwickelt sich der grimmigste Haß gegen

die Maschine: den Drachen und Kraken, der, dem Abgrunde des Meeres entstiegen, mit seinen eisernen Kiefern, seinem unersättlichen Schlunde das blühende Leben, Scham und Tugend und Recht hinabschlürft und vernichtet. Doch dies Ungeheuer, in dessen Rädern und Walzen die Seele des zu ewiger Qual verdammten Erfinders pfeift und ächzt, wird wieder dahinschwinden; und an Stelle bleicher Sklaven werden kraftreiche Handwerker von neuem das Dorf freundlich bevölkern.

An Stimmungen, wie sie hier poetisch verdichtet erscheinen, wird es auch unter den Fabrikarbeitern selbst nicht gemangelt haben, mögen auch ihre Schattierungen anders gewesen sein; was aber fehlte, war ihre gewohnheitsmäßige und gleichgeartete Intensität, war der soziale und wirtschaftliche Zusammenschluß des neuen Standes und ein auf dies alles hin entwickelter Anspruch auf Lebensgenuß, Besserung und Herrschaft.

Und so wurden denn die Arbeitgeber zur eigentlich führenden Schicht des neuen und damit auch des fortwährenden alten Wirtschaftslebens, zum Vortrab des siegenden Bürgertums, zu Eroberern des neuen Verhältnissen anzupassenden politischen Daseins: — und schon in der Bezeichnung „Industrielle" schlechtweg gelangte zum Ausdruck, daß diese führende Rolle der Arbeitgeber auch die indirekte Anerkennung der Zeitgenossen fand.

Dabei spielte natürlich die Umbildung der älteren Manufakturen und Verlagsanstalten zu eigentlichen Fabrikindustrien eine im gewissen Sinne erste Rolle; denn auf diesem Gebiete am meisten wurde an eine kräftig fortblühende und zu neuem Aufschwung erwachsende Vergangenheit angeknüpft. Es handelte sich dabei in der Hauptsache zunächst um die verschiedenen Textilindustrien: denn das Bedürfnis der Bekleidung ist eines der ältesten und mächtigsten aller Kulturen und hat darum auch vornehmlich die frühesten industriellen Betriebsformen höherer Art erzeugen helfen. In diesem Bereich aber erweist es sich als nötig selbst in dieser Skizze auf einige Einzelheiten einzugehen, um ein volleres Verständnis für den Verlauf des Fortbildungsprozesses zu gewinnen.

Vielleicht die älteste, jedenfalls aber die verbreitetste der deutschen Textilindustrien war die Leinenindustrie. Und in ihr hatte Ende des 18. Jahrhunderts im allgemeinen noch ein recht gutes Auskommen geherrscht; aus Schlesien z. B., einem der Hauptländer dieser Industrie, hört man, es habe in dieser Zeit unter den Verlegern Reichtum und Üppigkeit, unter den arbeitenden Klassen ein gewisser Wohlstand und ein leichtsinniges Wohlleben geherrscht. Im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber stellte sich eine Erscheinung ein, die für die Entwicklung der deutschen Textilindustrien in dieser Zeit überhaupt, wenn nicht gar für die gesamte deutsche Industrie charakteristisch war. Da man zu kapitalarm war, um alsbald die kostbareren Werkzeuge und neuen Maschinen anzuschaffen, die, zunächst in England, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfunden und in Gebrauch genommen waren, so hielt man länger als in anderen Volkswirtschaften an den veralteten Produktionsbedingungen früherer Menschenalter fest. Und indem dies geschah und man trotzdem in den Wettbewerb mit anderen Nationen einzutreten hatte, mußte man diese natürlich durch die Billigkeit der Produktion zu schlagen suchen. So stellte sich allmählich das Prädikat „billig und schlecht" für die deutsche Industrie ein und hat ihre Entwicklung noch bis nach 1870 in um so verhängnisvollerer Steigerung begleitet, als mit den Reformen des beginnenden 19. Jahrhunderts jene absolutistische Reglementierung der Industrien weggefallen war, die im 18. Jahrhundert von Obrigkeit wegen eine gute Qualität der Erzeugnisse verbürgt hatte.

Für die Arbeiter aber bedeutete dieser ganze Verlauf eine immer traurigere Reduktion der Lohnhöhe: bis Hungerlöhne eintraten.

Zuerst hat die Leinenspinnerei diesen furchtbaren Entwicklungsgang erfahren. In Westfalen betrug der Verdienst eines Spinners 1828 schon selten mehr als zwei Groschen täglich. Nun suchte man freilich — in Glatz und Schlesien z. B. schon 1827 — durch Wiedereinführung der Reglementierung die Qualität wieder zu heben. Allein vergeblich; nur die

Industrie des Königreichs Hannover, wo die alte Leggeordnung niemals aufgegeben worden war, hielt sich. Zu Anfang der vierziger Jahre war man dann so weit, daß „eine ganze Spinnerfamilie, Mann, Frau und Kinder, bei allem Fleiße, wenn sie fast Tag und Nacht am Spinnrade saßen, nicht über zwei Groschen täglichen Verdienstes hatten". Und Tausende von Arbeitern und Arbeiterfamilien erlagen jetzt dem Hungertyphus, vor allem in Schlesien und in der Lausitz. Es blieb nichts übrig als volles Aufgeben des todbringenden Berufes. Aber erst seit Ende der vierziger Jahre fand ein Übergang in andere Berufe statt. In Preußen gab es 1849 noch immer 84286 mit Handspinnerei von Leinengarn beschäftigte Personen; 1861 erst waren sie auf 14557 gesunken. Von welch furchtbarem Elend aber, von welch schweren persönlichen Schicksalen berichtet die stumme Sprache dieser Zahlen!

Schlimm war, daß die Maschinenspinnerei erst sehr spät an Stelle der Handspinnerei trat. Im Jahre 1843 gab es in Preußen erst 20 mechanische Spinnereien, 1861 erst 38; die Zahl der Feinspindeln stieg im Zollvereinsgebiet im gleichen Zeitraum nur von 36000 auf 136492. So sank denn die Produktion von Garn überhaupt. Noch im Jahre 1833 hatte eine Ausfuhr in deutschem rohen Leinengarn von 35267 Zentner bestanden; ihr trat schon 1842—46 eine Mehreinfuhr von jährlich 29990 Zentnern gegenüber.

Was mußte da aus der von der Spinnerei abhängigen Leinenweberei geworden sein? Auch sie ging reißend zurück. Leidlich erhielten sich dabei die alten Zustände noch in Hannover und um Bielefeld, wo man teilweise ein so feines Garn verwebte, wie es die konkurrierende Maschine des Auslands zu verarbeiten noch nicht imstande war. Aber in Schlesien kam es, da trotz allem die Zahl der Leineweber nicht abnahm, zu der furchtbaren Krisis im Anfang und in der Mitte der vierziger Jahre, die der schlesische Dichter jüngerer Zeiten in dem ergreifenden dramatischen Gemälde der „Weber" für unser Gefühl und unsere Einsicht erneut hat. Zwar gingen hier, wie auch anderswo, die Leineweber schließlich teilweise zur Baumwoll-

weberei und sonstiger rentablerer Tätigkeit über: — aber an ihre Stelle rückten die in noch schlimmerer Not befindlichen Spinner!

Natürlich sank damit der Lohn immer mehr; er betrug 1846 „für mühevolle vierzehn- bis sechzehnstündige Arbeit, zugleich für Abnutzung der Gerätschaften, Benutzung der Wohnräume, Heizung und Beleuchtung, für Beihilfe von Frau und Kindern" durchschnittlich nicht über zwei bis drei Silbergroschen! Darüber ging denn die Bevölkerung sittlich zugrunde, wurde geistig stumpf, körperlich schwach; borgte ohne Aussicht, zahlen zu können, und verhungerte. Und diese entsetzliche Lage währte in manchem Betracht bis in die sechziger Jahre: bis endlich mit dem vermehrten Eisenbahnbau und der sonstigen steigenden Nachfrage nach unqualifizierter Arbeit in den Fabriken die Weber anfingen, sich ihrem Beruf zu entfremden. Zugleich verbreitete sich nun endlich die Maschinenweberei. Im Jahre 1858 gab es freilich erst eine verschwindende Anzahl mechanischer Stühle, in den sechziger Jahren aber stieg sie rasch; doch waren es 1868 im Zollvereinsgebiete immer erst 1800 gegenüber 3000 in Belgien, 4000 in Frankreich, 20000 in England.

Weniger hart erging es in dieser Zeit der Umbildung zum mechanischen Betriebe der Wollindustrie — schon deshalb, weil für sie von jeher ein größeres Kapital nötig gewesen war. Freilich war die deutsche Volkswirtschaft in das 19. Jahrhundert noch mit sehr vielen kleinen Spinnereien und Webereien eingetreten; und diese wurden durch Einführung prohibitivartig wirkender Zölle in Rußland, dem Hauptabsatzgebiete jenseits der Grenzen, bald schwer getroffen; sie verlegten deshalb ihre Fabriken zum Teil über die Grenze; in dem Jahrzehnt von 1818 bis 1828 sollen gegen 250000 Deutsche in Polen eingewandert sein. Trotzdem blühte aber die Industrie auf deutschem Boden bald mächtig empor; die preußische Produktion verdoppelte sich zwischen 1806 und 1831; und die folgenden Jahrzehnte brachten bei steigender Qualität und Quantität der heimischen Wollerzeugung noch weiteren Aufschwung.

Aber im Verlaufe alles dessen fielen zugleich die kleineren

Spinnereien und Webereien hinweg und entwickelten sich konzentriertere und größere Betriebe. Die Hauptzeit dieser Krise, aus der eine sehr wichtige Gruppe der neuen industriellen Gesellschaft hervorging, umfaßte etwa die Jahre 1843 bis 1861, vor allem aber das erste Jahrzehnt dieser Zeit. Die Zahl der Spinnereien sank damals in Preußen auf den dritten Teil, der Umfang des einzelnen Geschäftes dagegen stieg, zum Teil auch schon infolge der Einführung der Kammgarnindustrie, auf das Drei- bis Sechsfache. Im Jahre 1861 gab es im ganzen Zollverein 1797 Streichgarnspinnereien mit 1 117 870 Feinspindeln, so daß auf eine Spinnerei durchschnittlich 629 Spindeln mit einer Bedienung von etwa fünfzehn Personen zu rechnen waren. Daneben wurde denn auch die Weberei konzentriert; doch erhielten sich vielfach noch Handstühle. Denn die Aufgabe in der Wollweberei war weniger die, die nicht um sehr vieles rentableren mechanischen Webstühle einzuführen, als in großen geschlossenen „Etablissements" die Verbindung des Webens, Walkens, Scherens, Appretierens und womöglich auch des Färbens und Spinnens herbeizuführen. Eben dies aber gelang den energischeren der bisherigen Spinner und Weber von mittlerer Wohlhabenheit vielfach: und so wuchs hier organischer als sonst und ohne größere soziale Revolution früh aus dem Kreise der kleineren Fabrikanten ein Stand der Großindustriellen hervor.

Am leichtesten und harmonischsten indes hat sich die dritte und letzte der deutschen textilen Großindustrien, die Baumwollindustrie, entwickelt. Auf leidlich jungfräulichem und fruchtbarem Boden im Beginn des Jahrhunderts fast neu erwachsen, war sie schon in den dreißiger und vierziger Jahren reif und teilweise auch geneigt zum Übergang in konzentriertere Produktionsformen; und dieser Übergang vollzog sich dann in glücklicher Langsamkeit, indem die Verleger anfangs kleinerer Geschäfte allmählich zu mittleren und großen Verlegern und zu Fabrikherren heranwuchsen. Und auch die der Industrie nötigen Nebengewerbe, Druckerei, Färberei u. dergl., gingen denselben günstigen Weg der Entwicklung.

Wo indes die Gesamtindustrie der Baumwolle einen konzentrierten Charakter beibehielt oder annahm, wie das namentlich in Baden, Bayern und am Rhein der Fall war, wie überhaupt zumeist überall da, wo die Spinnerei ins Große getrieben wurde, da erhielt sie auch schon früh ganz den Charakter eines mechanischen Betriebes, und die Handweberei verschwand. Wo dagegen die Form der Hausindustrie wenigstens für die Weberei bis in die sechziger Jahre festgehalten wurde, da hat es auch im Baumwollgewerbe an der Entwicklung eines industriellen Proletariates nicht gefehlt. Dabei gab es im Jahre 1861 im Zollvereinsgebiete noch immer über 152000 Handstühle, gegenüber nur 24000 Maschinenstühlen in 940 Fabriken.

Überhaupt wäre es falsch, zu glauben, daß sich in der deutschen Textilindustrie mit den sechziger Jahren schon der volle Übergang zum mechanischen Betriebe vollzogen gehabt hätte. Gewiß hat diese Zeit ein wesentliches Moment dieses Überganges erlebt; insbesondere hat die schwere Krise von 1862, die mit der Stockung des Absatzes nach Amerika eintrat, vielfach zur Einführung von Rundstühlen und verbesserten eisernen Stühlen und damit zur verstärkten fabrikmäßigen Konzentration geführt. Gleichwohl aber währte es noch fast ein Menschenalter, ehe die Umbildung ganz vollzogen war; und einstweilen erhielt sich der Handwebstuhl noch fast völlig ungestört für alle Gebild- und Musterweberei, für den größten Teil der Seidenindustrie wie für die Industrie der Shawls, Plüsche und Krimmer.

Was aber, nächst der Umbildung der textilen Industrien, die Entfaltung eines Standes der Großindustriellen mit am meisten hervorrief, das war die Ausbildung für Deutschland überhaupt so gut wie neuer Industrien seit den vierziger und fünfziger Jahren, vor allem der sogenannten schweren Industrien, der chemischen Industrien und der Industrien des Transportwesens. Es sind Vorgänge, deren hier nur mit zwei Worten gedacht zu werden braucht.

Man berechnet die Pferdekräfte der Dampfmaschinen, wie sie um 1840 über die Erde verteilt waren, auf etwa anderthalb

Millionen. Bis zum Jahre 1900 hatte sich diese Zahl etwa verfünfzigfacht. In Deutschland waren um 1840 im Zollvereinsgebiete kaum 500 Motoren vorhanden. Erst in den fünfziger Jahren wird ein Ansatz zu schärferem Fortschritte bemerklich; in dem besonders industriellen Königreich Sachsen wuchs die Zahl der Maschinen von 1856 bis 1861 um 82 % und die Zahl der Pferdekräfte um 119 %. Das Zeitalter der Maschinen war damit angebrochen, wenn auch eine ganz rapide Steigerung der im Dienste des Menschen befindlichen mechanischen Kräfte in Deutschland erst nach 1870 stattgefunden hat; von 1873 bis 1895 ist die Zahl der motorischen Kräfte auf deutschem Boden um 220 % gewachsen.

Natürlich konnten diese neuen Kräfte nicht gewonnen werden ohne starke Entwicklung der heimischen Kohlen-, Eisen- und Maschinenindustrie, so sehr man auch anfangs Motoren und Werkzeugmaschinen aus England beziehen mochte. Und so bezeichnet es besonders augenfällig den Anbruch des neuen Zeitalters selbständigen deutschen Wirtschaftslebens der Unternehmung, daß seit Ende der dreißiger Jahre die eigene schwere Industrie zuzunehmen begann; um diese Zeit trat die Laurahütte in Schlesien für Walzeisen in den Wettbewerb mit England ein, und bald, seit den vierziger Jahren, sekundierten ihr rheinisch-westfälische Walzwerke mit Profileisen und Puddlingsblechen. Von da ab aber hat sich dann die Entwicklung zwar anfangs langsam und nicht ohne Schwierigkeiten vollzogen: wie mühsam nur konnte Krupp den Gußstahl seiner Erfindung gegenüber den entsprechenden englischen Erzeugnissen zur Geltung bringen! Indes mit dem Beginne der sechziger Jahre war doch schon eine gewisse Höhe des Aufschwungs erreicht; die Londoner Industrieausstellung des Jahres 1862 zeigte der Welt und vor allem den Deutschen selbst, daß sie in vielen ihrer Produkte sehr wohl mit den englischen, bisher für unübertrefflich gehaltenen Erzeugnissen konkurrieren konnten; und der Verlauf der sechziger Jahre sah schon einen wesentlichen Aufschwung der edelsten Produktion des neuen Zeitalters, der Produktion des Stahles. Dabei soll nun nicht weiter verfolgt

werden, wie diese Produktion sich unter der Einführung des Thomas und Gilchrist-Verfahrens — 1879; der Bessemer- und der Martens-Prozeß waren schon 1856 und 1865 eingeführt worden — gehoben hat: genug, daß im Bereiche dieser höchsten schweren Industrien, deren Entwicklung wesentlich der Aufnahme besonderer physikalischer Verfahren verdankt wurde, Deutschland seit etwa Ausgang der sechziger Jahre sich neben die bisher weiter fortgeschrittenen Nationen des Westens mit Erfolg zu stellen begann.

Das gleiche aber war erst recht in dem stetig sich erweiternden Gebiete der chemischen Industrien der Fall; denn hier hatte die deutsche Entwicklung die der anderen Nationen im ganzen wohl schon in den fünfziger Jahren erreicht und begann sie bereits in den Sechzigern und Siebzigern zu überflügeln. Und doch hatte man erst Ende der dreißiger Jahre schüchtern, mit der Ultramarinfabrikation etwa in Nürnberg und Wermelskirchen, begonnen. Aber bald trat daneben eine reichliche Erzeugung von Soda und Wassergas, das für die Gewinnung von Ammoniak und Teer samt seinen Derivaten, wie Karbolsäure und Anilinfarben, wichtig wurde. Von großer Bedeutung wurde dann, gegen Ende der fünfziger Jahre, die Ausbeutung der schon 1843 entdeckten Staßfurter Kalisalzlager; und ein allgemeinster Fortschritt trat in den sechziger Jahren auf Grund des außerordentlichen Aufschwungs der deutschen chemischen Wissenschaft ein.

Denn mit dem Aufkommen insbesondere der schweren und der chemischen Industrie stellte es sich von Jahr zu Jahr deutlicher heraus, welche einzigartige Unterstützung die deutsche Entwicklung gegenüber aller fremden an der hohen Blüte der heimischen Naturwissenschaften besaß: kaum gab es eine wichtigere, rein idealistisch und ideologisch gefundene Tatsache dieser Wissenschaften, die sich nicht in beträchtliche, oft unerwartet hohe wirtschaftliche Werte umsetzte. Es sind die Jahre des Emporkommens der modernen Technik in jener Phase ihrer Entwicklung, da sie sich noch aufs unmittelbarste von den exakten Wissenschaften unterstützt sah; ihren anschaulichsten Ausdruck hat sie in Denkmälern wie denen Kekulés in Bonn oder Helmholtzens

in Berlin gefunden, die, nicht zum geringsten durch Industrielle, Professoren, Männern also reinster Wissenschaft, errichtet worden sind. Es war ein Zusammenhang, der noch jetzt zum Teile fortwährt, und dessen fruchtbare Momente sich in der heutigen Stellung der Geisteswissenschaften, insbesondere der Geschichtswissenschaft, zu den Fragen der praktischen Politik auf einem andern Gebiete zu wiederholen beginnen.

In der Natur der Dinge aber lag es, daß diese Konstellation nicht bloß auf die bisher geschilderten Industrien einwirkte; der Aufschwung war allgemein; und fast schien der prophetische Ausspruch Goethes bewahrheitet: „Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel dran sein. Das Wissen (allein) fördert nicht mehr bei dem schnellen Umtriebe der Welt." In der Tat: wie hatte sich in den sechziger und erst recht den siebziger Jahren die Lage für alles, was Industrie hieß, gegenüber den Zuständen im Beginn des Jahrhunderts, ja noch am Ausgange der dreißiger Jahre geändert! Noch nach den Freiheitskriegen war der Zustand nicht eben günstig gewesen: noch war die Nation kapitalarm; noch ließ der geringe Bestand ihrer Mittel Hungersnöte wie die von 1816 auf 17 und so schwere Ackerbaukrisen wie die von 1820 bis 1825 zu; noch konnte sie in der Zeit von 1830 auf 1831 durch Cholera und Nachwirkungen der Julirevolution empfindlich gestört werden. Dann aber, seit der Mitte der dreißiger Jahre etwa, begann ein erstes Regen zum Fortschritt. Die Anfänge gemeinsamer Ordnung des gesamten deutschen Wirtschaftslebens, wie sie der Zollverein gebracht hatte, begannen zu wirken; dazu stellten sich nun endlich die günstigen Einflüsse der Verbesserung der städtischen Gemeindeverfassungen, der errungenen Gewerbefreiheit, der Umgestaltung des Agrarrechts, der Änderung der gewerblichen Steuern: wenigstens der Handwerkerstand erfreute sich seit 1834 in Preußen und auch wohl anderswo dauernder Zunahme. Mit den vierziger Jahren aber setzte dann auch die eigentlich modern industrielle Bewegung merklicher ein. Sie konnte die Verbesserungen des Transportwesens und der Verkehrsorganisation, die schon die dreißiger Jahre

eingeleitet hatten, nutzen; sie zeigte sich fähig, Bergwerks- und Verkehrsunternehmungen, die bis dahin von ausländischem Kapital gelebt hatten, nun ihrerseits zu veranlassen, zu übernehmen und zu befruchten; sie schritt zu eigener Maschinenproduktion fort: und sie konnte auf einer ersten Industrieausstellung der Zollvereinsstaaten zu Berlin 1844 ihre frühesten, noch bescheidenen Triumphe feiern. Die fünfziger Jahre aber führten weiter. Die Erfahrungen auf der Londoner Industrieausstellung des Jahres 1851 waren, wie schon angedeutet, ermutigend; man sah, daß die englische Produktion, insbesondere auch in Motoren und Maschinen, nicht so starke Übermacht besaß, wie man gemeint hatte. Freilich fehlte es auch jetzt noch vielfach an Kapital. Allein nun halfen noch einmal die Regierungen und Staaten kräftig nach: mit Schutzzöllen, mit direkter Geldunterstützung, mit Erleichterungen des Geldverkehrs durch staatliche Banken, nicht zum wenigsten mit Begründung technischer Schulen und Hochschulen, bald dem eigentlichen Pivot gerade des deutschen Fortschritts. Es war der volle Zug der spezifisch modernen Bewegung, der damit anhob, wenn er auch noch einmal, 1858, durch eine starke Krise unterbrochen wurde. Nun blühte allenthalben, auch in Süddeutschland, z. B. in der Pfalz, ein neues Leben auf, begannen die Räder zu sausen und die Schlote zu rauchen: und selbst die Kriege von 1866 und 1870 wirkten fast nur stimulierend auf diese neue Welt. Schon in den siebziger Jahren begann daher der Übergang zu so modernen Erscheinungen wie den großen Unternehmungskomplexen; und bereits um 1870 verfügten Kramer-Klett in Nürnberg, Hartmann in Chemnitz, Borsig in Berlin und Krupp in Essen über Massen von ein-, zwei-, drei- und achttausend Arbeitern. Der volle Zug dieser Entwicklung ist dann im 19. Jahrhundert wohl noch durch Krisen unterbrochen worden, so 1873, Mitte der achtziger und Anfang der neunziger Jahre; allein diese Krisen waren im Grunde mehr Zäsuren, die, wenn auch unter manch schmerzlicher Einzelerscheinung, eher den Rhythmus der neuen Bewegung andeuteten, als daß sie den Gang der Ereignisse voll durchschnitten hätten.

Am Aufschwunge der Industrie läßt sich die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens seit den fünfziger Jahren am greifbarsten darstellen. Aber es versteht sich, daß ihm stärkste Fortschritte des Handels und Verkehrs zuvor und zur Seite gingen und nachfolgten. Es ist eine Entwicklung, auf die hier nur mit wenigen Worten hingewiesen werden kann.

Für den Deutschen ist das Meer im allgemeinen nicht leicht zu erreichen; es gibt im heutigen Reiche Orte, die in gerader Linie siebenhundert Kilometer vom nächsten Seeplatze entfernt sind; in Italien mißt die größte Entfernung dieser Art nur zweihundertundvierzig Kilometer. So versteht sich, wie die Nation als Ganzes noch während der ersten vier Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts dem Meere so gut wie fern bleiben konnte; selbst dichterisch, künstlerisch und musikalisch haben es erst Heine mit seinen Nordseebildern, Andreas Achenbach und Preller mit ihren holländischen und norwegischen Marinen und Richard Wagner, nach Webers phantastischem „Oberon", mit dem „Fliegenden Holländer" wirklich entdeckt. Wie aber hat sich das bereits seit den fünfziger Jahren zu ändern begonnen! Schon dies war charakteristisch, daß um diese Zeit die Bevorzugung der Nordseehäfen, bereits seit der Kontinentalsperre in der Luft, nunmehr deutlich hervortrat: die Nordsee aber führte in die Welt der großen Ozeane, wies eine freie Bahn zu allen Völkern, allen Kontinenten. Anfang der sechziger Jahre sahen daher weitschauende Männer, wie Frantz in seinem „Handbuch der Statistik" (1864), schon die kommende Entwicklung der überseeischen Interessen Deutschlands voraus — wie etwa um die gleiche Zeit Deutsche, welche die Welt kannten, z. B. der Deutschamerikaner Kapp in seinen „Rheinischen Industriebriefen" (1862), die Zukunft Deutschlands schon nicht mehr auf dem Wissen seiner Universitätsjugend, sondern auf der Tüchtigkeit seiner Techniker, Industriellen und besseren Handwerker beruhend erblickten.

Neben den weiten Flächen der Weltmeere aber waren es nicht minder die kontinentalen Verbindungen, die wesentlich umgebildet und verbessert wurden. Nichts auf diesem Gebiete

war vielleicht bezeichnender als die Wandlung der Beziehungen zu den Gestadeländern des wichtigsten aller Binnengewässer, des Mittelmeeres, besonders zu Italien. Man weiß, was diese Beziehungen im Mittelalter bedeutet hatten. In den späteren Jahrhunderten waren sie nicht abgebrochen, aber auch nicht erweitert worden; noch immer dauerte der alte Paßverkehr über die Alpen, insbesondere über die Verkehrswege des Rheinquellengebietes, Lukmanier, Splügen, Septimer, St. Gotthard fort, während neuere Kunstbauten von höchster Vollendung, wie die Simplonstraße Napoleons I., Deutschland nur indirekt zunutze kamen. Da begann, seit den fünfziger Jahren, die Überschienung und Durchbrechung der Alpen: mit der Linie Wien—Triest, der Semmeringbahn, wurde 1854 die erste Alpenbahn eröffnet; dann folgte, mit 1867, die Brennerbahn und mit 1882 die Bahn des St. Gotthards. Es war für Deutschlands Wirtschaftsleben ein wenig wie die Entdeckung einer neuen Welt; Genua erhielt einen deutschen Verkehr von steigender Ausdehnung, und wie der Südwesten Europas, so ging der Orient der Erschließung auf neuen Wegen entgegen.

Allein die ersten dauernden und großen Errungenschaften des neuen Aufschwungs waren doch noch mehr aufs Innere gewendet, bezogen sich auf Deutschland selbst. Da wurden vor allem die größeren Flüsse, insbesondere der Rhein, einem steigenden Verkehr erschlossen. Und daneben trat der Ausbau des Straßennetzes. Der spätere Marschall Moltke schreibt einmal im Jahre 1841 aus dem Braunschweigischen: „Seit sechs oder acht Jahren sind hier im Harze mehr Chausseen gebaut worden, als das Königreich Dänemark überhaupt jemals zustande gebracht hat.“ Und um diese Zeit, als er 1843 den Aufsatz schrieb: „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung der Eisenbahnen in Betracht?“, der eine erste Prinzipienlehre militärischer Betrachtung des neuen Verkehrsmittels aufstellte, nahm Moltke auch an der Direktion der Berlin-Hamburger Bahn teil, bei der er seine Ersparnisse, volle 10 000 Taler, angelegt hatte. Später aber, als berühmter Heerführer, hat er noch erlebt, daß Deutschland, gegen Ende des 19. Jahrhunderts,

mehr Kilometer Eisenbahnen aufwies als nach den Freiheitskriegen Chausseen.

Es war eine Entwicklung, die zunächst einmal den gesamten Binnenhandel umgestaltete. Schon in den fünfziger und sechziger Jahren fiel in ihm der Zwischenhandel zum großen Teile hinweg zugunsten der Ausgestaltung direkterer Beziehungen. So begann z. B. der Getreidehandel von Posen und Breslau unmittelbar an den Rhein zu gehen; die bisher vermittelnden Häuser in Mitteldeutschland wurden nicht mehr in Anspruch genommen. In verwandter Weise bedienten sich die westfälischen Hütten für den Vertrieb im deutschen Osten nicht mehr des Zwischenhandels, sondern ließen die östlichen Landschaften durch Reisende besuchen und brachten die von diesen entgegengenommenen Aufträge direkt zur Ausführung. Am Rhein selbst aber wurde der große Holzhandel von Süddeutschland nach Holland auch unmittelbar; die Zwischenhändler in Heilbronn, Mannheim, Köln fielen weg. Und ganz allgemein begannen im Kolonialwarenhandel die kleinen Händler nun direkt mit Hamburg und Antwerpen anzuknüpfen, statt wie vor alters vom Zwischenhändler der nächsten Großstadt zu beziehen. Die Folge dieser und verwandter Vorgänge wie des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs war natürlich ein gewaltiges Wachsen des deutschen Binnenverkehrs überhaupt. Die Steigerung war von 1850 bis 1870 eine solche von 1400 auf 4270 Millionen Mark: es handelte sich also um eine Verdreifachung, während von 1830 bis 1850 und in den nächsten Jahrzehnten nach 1870 nur eine Steigerung um ein und drei Viertel stattfand.

War damit die Ordnung des deutschen Binnenhandels beinahe schon auf die moderne Höhe gebracht, so blieben allerdings im Außenhandel noch vielfach die alten Formen erhalten; noch blühte hier der Zwischenhandel namentlich der großen Seeplätze, noch kam der Termin-, überhaupt der Spekulationshandel kaum in Betracht. Doch bahnte sich auch auf diesem Gebiete in der Ära des britischen Freihandelssystems, das zwischen 1853 und 1860 mit den Gladstoneschen Zolltarifen

und dem Cobdenschen Handelsvertrag den Höhepunkt grundsätzlichen Ausbaues erlebte, und mit seiner Rückwirkung auf Deutschland vornehmlich in den sechziger Jahren eine Änderung an, die dann freilich zur kommerziellen Emanzipation eben von England führen mußte.

Immerhin aber erforderte die erreichte und erstrebte Höhe der industriellen wie der Handelsentwicklung schon den Ausbau eines reicheren Systems des Geldverkehrs, und in der Begründung zahlreicher Banken schon in den fünfziger und sechziger Jahren, namentlich auch im Gebiete der deutschen Kleinstaaten, der Gothaer, Darmstädter, Luxemburger Bank, wurde er erreicht. Und gleichzeitig mit alledem traten die deutschen Staaten selbst mit ihren Finanzen, insbesondere mit ihrem Schuldenwesen, in die moderne Ära einer Volkswirtschaft des Unternehmerkredites ein; sie häuften Schulden auf Schulden für direkt produktive Unternehmen wie für militärische Zwecke; und die Kapitaldarleiherin, die neue Bourgeoisie der industriellen Rentner, begann durch den Zinserlös, der ihr aus den Staatspapieren in ihrem Besitze erfloß, und der zum großen Teile durch Steuern der niederen Klassen eingebracht wurde, an dem Genusse der Staatseinnahmen ebenso teilzunehmen, wie einst der Ritter, der Angehörige des agrarischen Adels, durch Abschöpfung der überschüssigen Naturalerträge in der Form patriarchalischer Einnahme von Fronden und Abgaben vom Fleiße seiner Bauern gelebt hatte.

Hieß das nun nicht schon in gewissem Sinne der Anfang der Vollendung eines neuen politischen Systems? Und der neue Beruf der großen industriellen und kommerziellen Unternehmer, wie der auf diesen Beruf sich leise schon begründende Zusammenhang einer neuen Aristokratie des bürgerlichen Unternehmens, hätte nicht auch die politische und damit auch soziale Seite seiner Tätigkeit empfinden und in seinem Interesse zu regeln versuchen sollen? Eine neue führende Schicht des Bürgertums ging aus all den geschilderten Verhältnissen hervor[1].

[1] Vgl. zu früheren leisen Anfängen schon Bd. X S. 436 f.

Wie sehr unterschied sie sich aber auch geistig und gesellschaftlich von dem, was noch bis in die vierziger Jahre hinein als führende Schicht deutschen Bürgertums gegolten hatte!

Im Mittelalter hatte sich unter den aufsteigenden Schichten des Handwerks und der alten Kaufmannschaft ein gewisses Residuum bürgerlicher Existenzen gebildet, das zu der wirtschaftlichen Handlungssicherheit und dem einfachen politischen Sinn der höher gestiegenen Mehrheit in Gegensatz trat, und dessen munter karikierte Züge im Schildbürgertum und in den Handlungen der Lalenburger verewigt wurden. Ein solches Sediment hatte nun auch schon die neue bürgerliche und geistige Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts bis spätestens zur Mitte des letztgenannten Jahrhunderts abgesetzt: das Philisterium.

Und dies Philisterium, heute vor dem scharfen Wehen der Stürme neuer Wirtschafts- und Gesellschaftsbewegungen gänzlich im Aussterben begriffen, das vergnügliche Bürgertum vor allem der Kleinstadt, hat ebenfalls in unserer Dichtung unvergängliche Spuren hinterlassen: wie sollte seine liebenswürdige Unbeholfenheit nicht den Poeten gereizt haben! So hat es Wilhelm Raabe in seiner norddeutschen Schattierung und innerhalb dieser wiederum vornehmlich in seinen guten Eigenschaften geschildert: der Abneigung gegen und doch dem Respekt vor dem Bureaukratismus, dem Haß gegen materielle Gewinnsucht, gegen gesellschaftliches und politisches Strebertum, der Verwerfung wohl auch offizieller Gesinnungsheuchelei. Die Betonung der komischen oder wenigstens originellen Seiten ist dagegen mehr der mitteldeutschen und süddeutschen Poesie zugefallen: wer dächte in diesem Zusammenhang nicht an Kellers „Leute von Seldwyla“ und Ludwigs „Luckenbacher“?

Über dieser Schicht aber, geistig nicht um vieles höher, doch gesellschaftlich wenigstens sich selbst erhöhend erstand in den deutschen Mittelstädten vor allem der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine weitere Gruppe, die vielleicht wiederum Ludwig in seiner Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ (1855) am besten geschildert hat. Denn was lehrt über sie nicht schon allein eine Bemerkung wie die über einen „Bürgerverein“, „der

zusammengetreten war, sein Ergötzen von dem der niedriger stehenden Schichten der Bevölkerung abzusondern".

Über alledem aber stand in den Zeiten vor der Revolution sporadisch in den Klein- und Mittelstädten, ein wenig dichter gesät in den Großstädten, nun die eigentlich führende Schicht: noch immer eine Schicht wesentlich der Gebildeten.

Das Leben in diesen Kreisen floß im ganzen behaglich dahin, mochten sie dem Beamtentum oder der Gelehrsamkeit oder dem Unterricht oder freien Berufen, darunter auch wirtschaftlichen angehören. So schildert uns ein Bildnis dieser Zeit[1] die Hamburger Familie Speckter am Kaffeetisch. Die Eltern sitzen auf dem Sofa; die beiden erwachsenen Töchter und ein Hausfreund dürfen auch mit am Tische sitzen. Die jüngeren Schwestern sitzen auf Stühlen an der Wand; der junge Sohn steht hinter dem Stuhl des Hausfreundes; er darf überhaupt noch nicht sitzen. Es ist ein Bild behaglichen Friedens und ein Bild noch fester patriarchalischer Ordnung zugleich. Denn noch herrscht in diesen Kreisen viel Steifheit und Konservatismus der Sitte des 18. Jahrhunderts; die Kinder siezen die Eltern; der Vater sagt vom Sohne „Mein Herr Sohn". Dazu kommt in den höheren Teilen der Gebildetenschicht auch noch manche letzte Anmut des Rokokos und manch Einfluß aus dem Gesellschaftston der adligen Kreise: ein wenig leichter, ein wenig belebter und wippender gleichsam verläuft hier das Leben. Doch hat man auch hier in der Kleidung die freudigen Farben des 18. Jahrhunderts immer mehr abgetan. Und schon tritt die Neigung zu einer Art bürgerlicher Uniform auf, die peinlich davor schützen soll, äußerlich etwas zu scheinen; die Schnitte werden immer unpersönlicher; von Farben bleiben schließlich nur die unbedingten Negationen Weiß und Schwarz, und Grau in geringfügigen Nuancen. Alledem aber paßt sich dann auch das Benehmen an; man soll sich kein „Air" geben, so sehr grobe Formlosigkeit verpönt ist.

Es sind einfache, in gewissem Sinne gesättigte Verhältnisse;

[1] Lichtwark, Bildnis 2, 133.

das Repräsentative verschwindet, das Intime bleibt oder nimmt zu; und auch Haus und Wohnung bringen das zum Ausdruck. Um da nur auf den Geschmack der Zeit in Kunst und Kunstgewerbe zu kommen, den uns der „Biedermeierstil" der Gegenwart in manchem wieder nahe gebracht hat, so verschwinden an den Wänden der Zimmer die Ölgemälde des 18. Jahrhunderts mit den prunkenden Goldrahmen und bedecken statt dessen Lithographien oder Kupferstiche in billiger Einrahmung eine einfache Tapete, so findet sich auch wenig mehr von dem alten Stolze auf den Hausrat der Ahnen: Familienreliquien werden verschleudert, Bildnisse mißachtet, Möbel vernichtet; man will sozusagen auf sich stehen, ja man verschmäht als physische Person sozusagen auch sich selbst. So geht denn die Bildniskunst, deren Pflege selbstbewußte Geschlechter verlangt hatten, zurück; man begnügt sich mit Lithographien[1]; und die neu aufkommende Daguerreotypie findet trotz ihrer anfangs wenig erfreulichen Leistungen bald stärkeren Anklang.

Konnte bei alledem das Leben mehr als einen resigniert freudigen Ton haben? Von der Vergangenheit wurde es durch die Erscheinung geschieden, daß die unteren Altersklassen bei abnehmender ehelicher Fruchtbarkeit geringer vertreten waren, um einiges mehr als früher fehlte das fröhliche Lachen der Kinder; die Gegenwart war durch eine getragene Haltung der Erwachsenen bezeichnet, die manch einen, der vom platten Lande hinzuzog, an Kunstfabrikate erinnerte und, soweit die Frauen in Betracht kamen, dem Thüringer Ludwig, einem der objektivsten Schilderer der Zeit, den Seufzer entlockte: „Die Weiber in Eisfeld und Leipzig sind wie eine Wiese und ein Herbarium."

Doch verlief in dieser Zeit schon das Leben wenigstens der Männer der höheren bürgerlichen Gesellschaft nur zum Teil noch im Hause. Bereits die zwanziger und dreißiger Jahre waren die Zeiten einer ersten Begründung von Klubs und Vereinen gewesen, und neben der Pflege einer wesentlich männlichen

[1] Vgl. schon oben S. 209.

Geselligkeit boten diese auch Raum zur Aussprache über öffentliche Dinge, so sehr man zunächst im ernsten Gespräche noch philosophischer und literarischer Erörterung zuneigte.

Über diesen Kreisen, den herrschenden Kreisen noch der vierziger Jahre, wuchs nun aber die neue industrielle Gesellschaft des sechsten und siebenten Jahrzehnts empor. Und war sie auch anfangs noch wenig organisiert, so zeigte sie doch entschieden abweichenden Charakter. Sie war vor allem im Sinne der Gebildeten der Zeit zum größten Teile eine Gesellschaft von Emporkömmlingen, von Selfmademen: eben diese Jahrzehnte haben das englische Wort für den neuen Begriff in Deutschland eingebürgert. Und dieser Charakter war der neuen Gesellschaft so entscheidend aufgeprägt, daß es noch Ende der siebziger Jahre von einem der Größten des neuen Standes, Gustav Mevissen, ausgesprochen werden konnte: „Es ist eine leicht zu konstatierende Tatsache, daß die Chefs der großen deutschen Bankhäuser, der Großhandelshäuser, der großen industriellen Firmen, sowie die Leiter der so zahl- und kapitalreichen deutschen industriellen und kommerziellen Aktiengesellschaften nur in seltenen Fällen die deutschen Universitäten besucht und sich auf denselben jenes Maß der Bildung angeeignet haben, welches von den Jüngern der Wissenschaft, von den Dienern der Religion, von den Doktoren der Medizin und den Beamten im Reiche wie in den einzelnen deutschen Staaten als unerläßlich für ihren Beruf erfordert wird." Weiter aber war diese neue industrielle Gesellschaft ihrem ganzen Wesen nach gesellschaftlich demokratisch. Es ist eine alte Erfahrung, daß soziale Schichten, die sich auf wirtschaftlicher Grundlage bilden, in ihren Anfängen diesen Charakter tragen: so sind die ältesten Ackerbauer Deutschlands auf markgenössischer, die ältesten Handwerker auf zünftiger Grundlage demokratisch gewesen. Denn die erste Bezwingung neuer wirtschaftlicher Herrschaftsmittel gelingt nur mit vereinten Kräften; und erst deren spätere volle Beherrschung schafft dem Individualismus und damit aristokratischer Denkart und Haltung Spielraum.

Konnte sich aber eine demokratische Berufsgruppe von Self-

mademen alsbald in den Besitz der gesellschaftlichen wie der geistigen Bildung der älteren bisher noch immer führenden Klassen setzen? Es wurde vereinzelt versucht; gelungen ist es nicht. Das bedeutete gesellschaftlich gewiß in manchem Betracht einen Verfall. Die Vornehmheit der Erscheinung fehlte der neuen Klasse; die geschmackvolle Pflege der eigenen äußeren Erscheinung ließ zu wünschen; die Pracht war unkünstlerischer; das Banale und das Auffallende zugleich fand sich vertreten. Wichen doch sogar die physiologischen Elemente der neuen Schicht von denen der herrschenden ab: der Knochenbau war derber, die langen, feinen, vornehmen Gesichter schienen seltner zu werden; und das Leben lieferte den alternden Köpfen anscheinend weniger durchgearbeitete und verfeinerte Züge. Auch die Haltung fiel auf; sie war weniger frei; man bewegte sich noch nicht in der strengen Bahn klarer und vornehmer Gestikulation; man ahmte noch nach, wo man herrschen wollte. Auch die Wohnräume und Häuser der neuen Gesellschaft ließen es nach der Anschauung der noch führenden Schichten an Geschmack fehlen; ein plumper Luxus herrschte; und wo ihn die Einsicht von Baumeister und Dekorateur gemäßigt hatte, da entdeckte das Auge erfahrener Kritiker um so mehr den Mangel persönlichen Geschmackes.

So war es denn klar, daß für eine wirkliche gesellschaftliche Durchbildung der neuen Schicht eine zweite, wenn nicht dritte Generation abzuwarten war; und den besten Beweis für diese gesellschaftlich einstweilen verzweifelte Lage erbrachte die Erscheinung, daß im Laufe der fünfziger Jahre neben dem neuen Stande eine ganze Anzahl älterer Standestypen wiederum von neuem auflebte: bewußt hoben sich Pfarrer und Lehrer, Gelehrter und Beamter sogar auch äußerlich von dem unvollendeten Neuen als von etwas ihrer sozialen Auffassung nach noch Ungewöhnlichem ab.

Und wurde nicht auch auf geistigem Gebiete etwas Ähnliches versucht? Auch hier, ja hier noch mehr suchte man sich von der neuen Schicht abzusondern, um sich ihrer zu erwehren. Allein eben hier entfaltete diese Eigenschaften, die sie bald

ebenbürtig, ja in manchem überlegen dem alten Kreise der Gebildeten gegenüberstellten.

Schon durch die enthusiastische, noch mehr durch die romantische und frühintellektualistische Höhezeit der ersten Periode des Subjektivismus war ein Streben eben der Besten und Weitestblickenden gegangen, den ideologischen Werten der neuen Kultur praktische, dem scheinbaren Jenseits ihrer durchschnittlichen Bildung ein sichtbares Diesseits gegenüberzusetzen. Ein leiser Zug in dieser Richtung schwellt schon das praktische Christentum des „Wandsbecker Boten" und selbst vor ihm Hamanns und Lavaters; später ist vor allem Goethe der Verkünder einer neuen Kultur der Tat und des Willens gewesen.

Diesen noch mehr prophetischen als praktischen Tendenzen entsprach dann aber, wir wissen es, der weitere tatsächliche Verlauf der ganzen Periode. Gewiß hat der Realismus, mit dem sie schloß, zunächst die Nationalisierung der mehr enthusiastischen und poetisch gewonnenen Werte des Beginns der Periode durchgeführt: aber indem man sich damit aus Weltenfernen auf die breite Fläche dieser Erde versetzt sah, empfing zugleich das praktische Leben, die Willenstätigkeit erhöhte Impulse. Und es würde zu den lehrreichsten Aufgaben speziellerer Durchforschung dieser Zeit gehören, den Vorgang dieser Umbildung vor allem in den Erzeugnissen der Phantasietätigkeit, soweit sie die jeweilige Gegenwart widerspiegeln, zu verfolgen. Welch ungeheurer Sprung hier von den Idealismen Werthers in Goethes Jugendroman bis etwa zu den willensfesten und in ihre Sphäre wohleingestellten Figuren in Freytags „Soll und Haben", wie sie vielleicht am besten den Übergang zu der neuen Schicht industrieller Hegemonie kennzeichnen! Da ist nicht mehr die Rede von transzendenten Dingen und Imaginationen einer unproduktiven Phantasie: bei seiner Arbeit, „da, wo es noch in seiner Tüchtigkeit zu finden ist", will der Dichter sein Volk suchen. Und so predigt er keine Ideen und setzt seine Hoffnungen auf keine Ideen, sondern erzählt von dem schlichten Nutzen einfacher Willensbetätigung im Nächsten: und die Helden-

figuren, deren Schicksale er schildert, sind die Inhaber einer Kolonialwarenhandlung, die in redlichem Gewinne den Segen bürgerlicher Tätigkeit genießen, und als Gegenstück dazu die Vertreter adlig-ländlicher und jüdisch-wucherischer Gesellschaft, die Schwäche und Habsucht um die Frucht wirtschaftlichen Erwerbes betrügen. Ein Ton war damit angeschlagen, der in der Erzählungsliteratur der späteren fünfziger und der sechziger und siebziger Jahre immer wieder anklingt. Wie lehrreich sind in dieser Hinsicht Spielhagens Romane! Schon vor Freytag aber hat selbst der idealistisch angelegte Auerbach es (1851, in dem Romane „Neues Leben") ausgesprochen, daß die „Gebildeten nicht ferner bloß der Entfaltung ihres Naturells leben sollten, sondern dazu übergehen müssen, sich anderen zu widmen, um sie durch ihre Erkenntnis zu beherrschen und zu lenken"; und fast gleichzeitig mit Freytag überwand sogar Scheffel in der in romantische Zeiten zurückführenden Schilderung seines „Ekkehard" (1855) die bloße Resignation und ließ seinen Helden sich nach der Abfassung des Walthariliedes mit neuer Kraft einfacher Pflichterfüllung widmen. Dies aber war zugleich die neue Atmosphäre, welche die Philosophie Schopenhauers wenigstens insofern, als sie den Trieb zum Urphänomen machte, willig und überzeugungsvoll aufnahm Wie sehr damit geistige Haltung und Stimmung selbst der Intellektuellen verändert wurden, das hat im Jahre 1870 niemand vielleicht besser als Wilhelm Scherer formuliert: „Wir fliegen nicht (mehr) gleich zu den letzen Dingen empor. Die Weltanschauungen sind in Mißkredit gekommen . . ., das bloß Interessante hat keinen Wert mehr. Wir fragen: wo sind die Tatsachen, für welche uns ein neues Verständnis eröffnet wird? Mit schönen Ansichten, mit geistreichen Worten, mit allgemeinen Redensarten ist uns nicht geholfen. Wir verlangen Einzelunterfuchungen, in denen die sicher erkannte Erscheinung auf die wirkenden Kräfte zurückgeführt wird, die sie ins Dasein riefen."

Während sich aber die Gebildeten dieser neuen Bewegung erst anzupassen hatten, wurden zu ihren Trägern eben die Führer des „Volkes bei seiner Arbeit", die neuen Aristokraten

der bürgerlichen Unternehmung. In der Betonung des Willens, der Kraft, der Auswirkung ins Nächste: im Dasein auf dieser Scholle, an diesem Quell maschineller Kraft lag ihre Stärke.

Nicht als ob sie nun alsbald eine neue Kultur des Willens entwickelt hätten. Eher kam es zu einem Kult des Willens, zu einer Machtanbetung, die von vornherein eine Summe von Momenten höchst unzivilisatorischen Charakters in sich schloß und noch heute in sich zu bergen scheint. Und suchten einzelne Kreise und Personen daneben sich der eben im Verfall begriffenen intellektualistischen Kultur zu nähern, so ergab sich in den meisten Fällen die Gefahr als naheliegend, daß sie deren frivole Elemente aufnahmen und in Leben und Praxis vergröberten. Man lese die Literatur, die diese Entwicklung zum Ausdruck bringt, beispielshalber etwa Sudermanns Jugendgeschichten „Im Zwielicht", deren Titel schon bezeichnend genug ist, und man wird auf Unterscheidungen wie die Einteilung des weiblichen Geschlechts in Mütter, geschlechtslose Wesen und Weiber stoßen: überhaupt Brutalität der Anschauung namentlich auch in sexuellen Dingen triumphieren sehen.

Allein nicht die Anhänger und Opfer einer solchen Entgleisung machten die Größe des neuen Standes aus, und nicht sie waren für ihn als schöpferische Elemente einer neuen Zeit charakteristisch. Neben ihnen lebte die große Mehrzahl der neuen, erst werdenden Standesgenossen unbedingt fleißig, vom Tag bis in die Nacht arbeitend und in dem sicheren Gefühle, etwas vor sich zu bringen, beglückt. Dabei überschaute sie freilich zunächst wohl nur die unmittelbare Umgebung, die sie despotisch-patriarchalisch mit ungebrochenen Willenskräften beherrschte; fern blieb ihren Ansichten und Absichten noch das Ganze auch nur der nationalen Welt. Und so machte sie in diese Weite hin wohl auch noch Zugeständnisse selbst in der Form: sie überschätzte die Vornehmheit der älteren Kulturschichten und ihrer Träger und ordnete sich ihr innerlich und erst recht auch oft äußerlich bei gegenseitigem Begegnen unter.

Aber das hinderte nicht, förderte vielmehr eher die Erscheinung, daß die selbständigen seelischen Werte des neuen

Standes wuchsen. Noch etwas begrenzte, aber sehr feste sittliche Grundsätze, zunächst aus dem Kreise der geschäftlichen Usancen her entwickelt, bildeten sich. Intellektuell trat als beherrschend der „gesunde Menschenverstand" hervor. Und aus Pflichtbewußtsein und neuem Denken erwuchs das Justemilieu eines ganz bestimmten Zustandes ohne viel Phantasie, ohne Lebensvergoldung einstweilen noch durch wahre Poesie oder hohe Kunst; nichts Überquellendes, nichts Abschattiertes; keine Feinheit, kein Sinn schon für Ironie, bisweilen nicht einmal für Humor: aber eine brave Hausbackenheit und im Kreise höheren Seelenlebens eine unbedingte Ehrfurcht und Bewunderung für ein Leben der Tat in Arbeit, bisweilen sogar schon in kriegerischem Kampfe.

Da begreift man denn ohne weiteres, was diese neuen Erscheinungen für das deutsche Leben der fünfziger und sechziger Jahre bedeuteten.

Die großen ideologischen Werte der ersten Periode des Subjektivismus wurden in dieser Zeit intellektualisiert; sie gerieten unter die Schatten des Baumes der Erkenntnis; die starke treibende Kraft ging ihnen verloren.

Vor allem hatte sich diese Kraft nicht als stark genug bewährt, um der neuen subjektivistischen Kultur eine starkgebaute und sichere äußere Behausung zu schaffen: Freiheit und Einheit waren von den Gebildeten der ersten Hälfte des Jahrhunderts wohl immer stärker ersehnt, in den Revolutionsjahren aber nicht erreicht worden.

Noch immer erschien es da als eine letzte große Aufgabe der ablaufenden Periode, dies feste Haus zu bauen — und sei es mit Gewalt. Und hier nun, in diesem Zusammenhange, bedeutete der neue Stand etwas Außerordentliches. Er war, in einer Zeit des allgemeinen Pessimismus, voll des männlichen Geistes einer bescheidenen und doch bewußten bürgerlichen Gesinnung; er vertraute seiner Kraft in steigenden Akkorden; er sah mit Optimismus in eine noch in keinem Sinne kompromittierte Zukunft. Da mußte er denn auch einer gewaltsamen Lösung der Einheits- und Freiheitsfrage zu-

stimmen, ja er würde ihr zujubeln, denn er liebte den Kult der Macht. Und gaben ihm nicht sehr realistische Anfänge einer künftigen Einheit und Freiheit, die sich längst bewährt hatten, ein Recht, auch mitzuraten und mitzutaten? Drängte nicht der Zollverein von der wirtschaftlichen zur politischen Einheit? Lagen nicht die Forderungen einer gemeinsamen Münze, eines gemeinsamen kaufmännischen und bürgerlichen Rechtes, einer gemeinsamen Gerichtsverfassung: kurz eines gemeinsamen Reiches bei steigender Expansion der Unternehmerwirtschaft in der Luft? Und sicherte nicht der Fortschritt des neuen Wirtschaftslebens mit seinem Ergebnis zunehmenden Nationalreichtums dem entschlossenen Politiker erst dasjenige Wachstum der Bevölkerung zu, das die Nation einmal befähigen konnte, wiederum ein Rolle zu spielen unter den Völkern der Welt? Wohin eine künftige Machtpolitik der Einheit auch prüfende Ausschau halten mochte: überall wieder sah sie sich auf die Bundesgenossenschaft der neuen bürgerlichen Entwicklung angewiesen.

Und wenn sie für die Verwirklichung eines einheitlichen Staatsideals festhielt an dem innersten Sinne des Programms von 1848 und damit an einer rationalistisch-liberalen Grundlage des Staatswesens freilich noch teilweise im Sinne des 18. Jahrhunderts und gewiß im Sinne der ersten Periode des deutschen Subjektivismus, wie er sich nun einmal gestaltet hatte: konnte sie dann nicht wiederum auf den neuen Stand als feste Stütze rechnen? Das Wirtschaftsleben der Unternehmung war auf den Freiheiten der staatlichen Reform aus dem Beginn des Jahrhunderts erwachsen, wie es auf den Freiheiten von 1848 weiter emporblühte: ohne sie war es nicht denkbar; und wie der vierte Stand, der Stand der Arbeitnehmer, auf dieser Basis radikal und demokratisch-revolutionär geworden ist, so wurde der Stand der arbeitgebenden Unternehmer auf der gleichen Grundlage gemäßigt und darum national und liberal-rationalistisch.

Dabei war es gewiß noch ein besonderes Glück, daß sich der alte führende Stand der bürgerlich Gebildeten vor diesen

neuen Anschauungen nicht zu beugen hatte: sie waren im Kerne auch die seinigen. Was aber die Lösung der Einheitsfrage und die Teilnahme des neuen Bürgertums daran betraf, so gewöhnte er sich daran, in der vorangegangenen Periode der Revolutionszeit nur eine verdorbene und verworrene Vergangenheit zu sehen und in der Gegenwart der sechziger Jahre eine neue bessere Zeit, in der sich ein jüngeres, gesunderes Geschlecht „unbehilflich bemühen mochte, heraufzukommen".

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Author Lamprecht, Karl 94523 HG L239d

Title Deutsche Geschichte. Vol. 11

DATE.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU